This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

40. c. 1

Maria Christine,

Erzherzogin von Oesterreich.

Von

Adam Wolf.

Erster Band.

1742—1788.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1863.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Vorrede.

Die Grundlage dieſes Buches iſt eine Reihe von Correſpondenzen, Memoiren und Berichten aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen.

Zu den Correſpondenzen gehören die Briefe der Prinzeſſin Iſabella von Parma, der erſten Frau Kaiſer Joſeph's II., an die Erzherzogin Chriſtine, Briefe der Kaiſerin Maria Thereſia an Chriſtine und Herzog Albert (1766—1780), Briefe Joſeph's II. an Chriſtine (1766—1790), Briefe K. Leopold's II. an dieſelbe (1786—1792), Briefe von ungariſchen und öſterreichiſchen Herren, ferner die Briefe der Erzherzogin Chriſtine an Herzog Albert 1778, an Staatsmänner und Officiere u. a. Im Ganzen ſind gegen 2500 Briefe.

Ein zweiter Theil des Nachlaſſes ſind die Memoiren des Herzogs Albert von 1780 bis 1798. Der Herzog hat ſeine Aufzeichnungen von ſeinem Eintritte nach

Oesterreich 1760 angefangen und bis zum Tode seiner Frau 1798 fortgesetzt. Es waren fünf Foliobände. Die ersten drei, welche die Zeit seiner Statthalterschaft in Ungarn bis 1780 umfaßten, sind verloren gegangen. Meine Mühe, irgend eine Spur davon aufzufinden, war vergeblich. Vielleicht sind sie von Bonn nach Frankreich geschleppt worden, vielleicht mit dem Schiffe, welches 1792 die Habseligkeiten des Herzogs mit sich führte, in's Meer versunken. Die zwei Bände Memoiren, welche für dieses Buch benützt wurden, umfassen die wichtigste Zeit seines Wirkens und des Lebens seiner Frau: die Regierung in Belgien, die Josephinischen Reformen, die Brabanter Revolution, die Feldzüge gegen Frankreich bis 1798.

Ein dritter Theil sind die Reiseberichte. Unter diesen ist der beste und wichtigste die Beschreibung der Reise in Italien 1776, ein Folioband. Er bildet die Quelle für das dritte Kapitel des Buches. Die officiellen Aktenstücke betreffen die Regierung in Belgien und die Kriege gegen Frankreich. Der Herzog hat sie gesammelt als eine Rechtfertigung seines Handelns und Wirkens. Ich habe sie mit den besten Werken über jene Zeit verglichen und in den wichtigsten Stellen benützt.

Eine werthvolle Ergänzung lieferte mir das fürstlich Lobkowitz'sche Archiv zu Raudnitz in Böhmen mit den

Briefen der Erzherzogin Christine an die Fürstin Eleonore Liechtenstein (1781—1794).

Ich wollte dieses reiche handschriftliche Material der allgemeinen und besonderen wissenschaftlichen Erkenntniß zuführen und benützte dasselbe, um das Leben der Frau zu schildern, an welche die Briefe gerichtet sind, welche selbst durch lange Zeit der Mittelpunkt eines politischen Lebens war. Der urkundliche Stoff ist von so bedeutendem geschichtlichen Interesse, unsere heimischen Quellen für die Geschichte Joseph's II. und Leopold's II. sind so tief verborgen, daß ich nicht Anstand nahm, manches mitzutheilen, wenn es auch die Schicksale der Erzherzogin Christine nicht unmittelbar berührt hat. Briefe, wie Memoiren sind französisch geschrieben und für den Zweck des Buches übersetzt; einzelne wichtige Stellen sind in den Anmerkungen citirt, und um den Leser in den unmittelbaren Verkehr der vornehmsten Persönlichkeiten einzuführen, wurden einige der interessantesten Briefe im Kapitel XII beigefügt, und zwar getreu nach dem Original in aller fehlerhaften französischen Stylisirung.

Das Buch sollte eigentlich heißen: Marie Christine und Herzog Albert. Ihr Leben und ihre Regierung war gemeinschaftlich; mit dem Tode seiner Frau trat der Herzog auch aus allen öffentlichen Beziehungen heraus.

Der Kürze wegen und um mit dem Jahr 1798 abſchließen zu können, wählte ich den Titel: Marie Chriſtine.

Möge das Buch allen Freunden der Geſchichte Freude machen, vor allem jenen Herren und Frauen, welche ſich ſo lebhaft für das Zuſtandekommen desſelben intereſſirt haben. Dem hochſinnigen erlauchten Herrn, welcher mir den ganzen ſchriftlichen Nachlaß in freieſter Weiſe zur Bearbeitung überlaſſen hat, ſage ich meinen wärmſten, aufrichtigſten Dank.

Vicenza, Februar 1862.

Ad. W.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. In der Jugend 1742—1766. . . . . 1—44

Das Denkmal in der Auguſtinerkirche 3
Erinnerung an Marie Chriſtine 4
Geburt und Erziehung 5
Erſter Haushalt 9
Wien und die Geſellſchaft 10
Iſabella von Parma 13
Freundſchaft und Verkehr der beiden Frauen . . . . . —
Ueber Friedrich II. 15
Iſabella über den Kaiſer und die Kaiſerin 20
Ihre Schwermuth 22
Ihr Tod 26
Chriſtinen's Trauer 27
Herzog Albert von Sachſen 28
Seine Liebe zu Chriſtine 29
Mütterliche Sorgfalt der Kaiſerin 31
Herzog Albert wird General-Kapitän und Statthalter von Ungarn 34
Aus den Briefen vor der Hochzeit 35
Die Verlobung 37
Heiratsbrief und Heiratsgut 38
Schloßhof wie es war und iſt 41
Die Hochzeit am 8. April 1766 43
Nach Ungarn 44

II. In Glück und Frieden 1766—1775. . 45—82

Das Schloß in Preßburg 47
Hof und Haushalt der Statthalter 48
Die ungariſche Ariſtokratie 51
Ungariſches Staatsleben unter Maria Thereſia 52

*

Seite
Erleichterung des Bauernstandes 55
Herzog Albert als Statthalter 57
Briefe Maria Thereſia's an Albert und Chriſtine 59
Hofordnung für Chriſtine 63
Maria Thereſia über das Verhältniß einer Frau in der Ehe 66
Krankheit und Geneſung der Kaiſerin 73
Verkehr mit Chriſtine 75
Maria Thereſia und Joſeph II. . . . . —
Wittwentrauer der Kaiſerin 78
Kleine Zettel aus ihrem Gebetbuche 79

III. Reiſe in Italien 1776. . . . . . 83—146

Reiſebericht des Herzogs 85
Fahrt nach Venedig 86
In Bologna 88
Nach Florenz 89
Der Großherzog, ſeine Familie und Regierung 91
In Rom 94
Der Papſt und die Kardinäle 97
Römiſche Regierung und Geſellſchaft 99
Nach Portici 101
König Ferdinand, Königin Karoline 103
Hof und Regierung 107
Tanucci 109
Oeffentliche Zuſtände 111
In Pompeji, Neapel und Caſerta 115
Rückkehr über Rom nach Florenz 119
Hofleben in Poggio a Cajano 120
Der Hof von Modena 122
Herzog und Herzogin von Parma 124
Reiſe nach Turin 128
Fürſtliche Perſonen . . . . . —
Staatsſecretär d'Aigueblanche 134
Die Armee 136
Die Turiner Geſellſchaft 137
Reiſe des Herzogs Albert durch Piemont und Savoyen . . 138
Mailand, der Adel 140

Seite
Die österreichische Regierung und Graf Firmian 142
Ueber Verona nach Venedig 143
Bekanntschaften 144
Heimkehr 145

IV. Trennungen 1776—1780. . . . . 147—176

Der baierische Erbfolgestreit 149
Prinz Albert bei der Armee 150
Stimmung der Kaiserin . . . . . —
Abfall der Bundesgenossen Frankreich und Sachsen . . . 151
Der kleine Krieg 152
Kriegsscheu Maria Theresia's 153
Der Friede zu Teschen 155
Christine in Wien und Schönbrunn . . . . . —
Ihre Liebestrauer 156
Aus ihren Briefen 1778 158
Rückkehr des Herzogs 162
Maria Theresia und die Wahl zu Köln 163
Christine und Albert als Statthalter für die Niederlande bestimmt 164
Die letzten Briefe der Kaiserin 166
Die letzten Tage und der Tod 168
Begräbniß 172
Die Theresianische Gruft bei den Kapuzinern 173
Nachruf 175
Christinen's Erbschaft 176

V. Neue Lebenskreise 1781 — Oct. 1786. 177—238

K. Joseph II. und seine staatlichen Principien 179
Verhältniß zu Christine und Albert 182
Reise nach Belgien 184
Stellung der Generalstatthalter 186
Belgische Zustände 188
Rundreise im Lande 191
K. Joseph 1782 in Wien und Laxenburg 193
Der Papst in Wien 194
Aufhebung des Barriere-Vertrags 197

Seite
Kirchliche Reformen in Belgien 198
Christinen's Hofhalt 201
Starhemberg und Belgiojoso 204
Der Schelbestreit 1784 — 85 205
Verhandlungen 208
Widerstand der Holländer 212
Der Friede und seine Folgen 218
Aus den Briefen Joseph's und Christinen's 221
Albert und Christine in Wien 1786 224
Reise nach Frankreich 228
Vom Hofe und der Gesellschaft 229
Reise an der Küste 237
Heimkehr 238

VI. Störungen, Oct. 1786 — Nov. 1788. 239 — 283
Reformen K. Joseph's für Kirche und Schule in Belgien 241
Der Studententumult in Löwen 242
Die neue Verwaltung 243
Absoluter Charakter derselben 246
Stimmungen im Lande 247
Widersetzlichkeit der Stände 249
Stellung der Generalstatthalter . . . . . —
Ihre Erklärung vom 31. Mai 1787 255
Die Folgen 257
Der Kaiser erkennt sie nicht an 258
Die Statthalter in Wien 1787 259
Die belgische Deputation 261
Principieller Gegensatz des Kaisers und der Stände . . . 264
Graf Murray . . . . . —
D'Alton und Trautmannsdorf 265
Erster Conflict mit dem Volke 266
Christine und Albert kehren nach Brüssel zurück 269
Politische Gesinnung der Statthalter 270
Aus den Briefen Christinen's an Joseph 272
Der Kaiser im Türkenkriege 274
Seine Briefe aus dem Feldzuge 1788 276

I.

In der Jugend.

1742 — 1766.

In der Auguſtinerkirche zu Wien ſteht das Grabdenkmal der Erzherzogin Marie Chriſtine. An der Wand nahe bei dem Eingange zur Kapelle erhebt ſich eine Pyramide von mäßiger Höhe. Im oberen Felde iſt eine Relief-Figur der Glückſeligkeit mit einem Bildniſſe. Die Inſchrift verkündet den Namen des Porträts: Maria Christina, Austriaca. Inmitten iſt eine ſchmale offene Pforte. Ueber die Stufen ſchreiten mehrere allegoriſche Geſtalten: eine trauernde Tugend mit einer Aſchen-Urne, zwei Mädchen mit Fackeln und die Wohlthätigkeit, die einen alten blinden Mann am Arme führt; ihr folgt ein kleines betendes Mädchen. Links auf den Stufen liegen die Wappenſchilder von Oeſterreich und Sachſen und ein geflügelter Genius lehnt ſich auf einen ruhenden Löwen.

Das Denkmal wurde von Chriſtinen's Gemahl, dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, beſtellt und von Canova in den Jahren 1798 bis 1805 gearbeitet. Ungeachtet ſeiner antikiſirenden Richtung iſt es eines der herrlichſten Werke der neueren Bildhauerkunſt und jedenfalls das ſchönſte Monument, das Wien beſitzt. Die Anordnung des Ganzen iſt durchaus harmoniſch,

nichts ſtört das Auge. Bei aller weichen Sentimentalität und vornehmen Glätte, welche die Werke Canova's kennzeichnen, ſpricht aus den Geſtalten eine wahre lebendige Empfindung und die volle Grazie der weiblichen Schönheit.

Uns mahnt das Denkmal an eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, an eine Tochter der unvergeßlichen Kaiſerin Maria Thereſia, an eine Frau voll Herz und Geiſt, Anmuth und Sitte. Man weiß bisher von ihr wenig mehr, als daß ſie geboren wurde, gelebt und geliebt hat, wie eine andere Frau, und geſtorben und vergeſſen iſt, ein Blatt mehr, das der Sturm vom Baum der Zeit abwirft. Und doch iſt ihr Leben vor vielen anderen werth, daß man es erzählt. Die Bewegung und Denkart eines halben Jahrhunderts wirken auf dasſelbe. In ſeinen Erfahrungen und Eindrücken, in ſeinen geiſtigen Kämpfen liegt ein Stück der Geſchichte Oeſterreichs aus einer bedeutungsvollen Zeit. Alle Erinnerungen an Maria Thereſia, an Joſeph II., an Leopold II., an ſo viele politiſche Wandlungen, an die Revolution und ihre Schrecken werden damit lebendig. Die Geſchichte dieſer Frau führt uns an den Hof Maria Thereſia's in ihrer beſten Zeit, nach Preßburg, wo Chriſtine lange Jahre gewohnt hat, nach Ofen, wo eine Vorſtadt ihren Namen trägt, nach Brüſſel, Paris, Bonn und Dresden, in den vertrauten Verkehr ſo vieler fürſtlichen Perſonen, welche zu Chriſtinen's

Freunden und Verwandten gehörten. Ihre Ansichten und Grundsätze, die Schicksale und der Charakter ihres Mannes und ein häusliches Leben, dessen innerer Friede nie gestört wurde, legen sich uns dar.

Maria Theresia hat ihre ersten Kinder wahrhaft in Noth und Schmerzen geboren. Im ersten Jahre ihrer Regierung war die Bedrängniß so groß, daß sie ihrer Schwiegermutter, der Herzogin von Lothringen schrieb, sie wisse nicht, wo sie ihre Niederkunft ruhig abwarten könne. Halb Europa hatte sich in Waffen erhoben, um den österreichischen Staatsbau zu zertrümmern, die Hälfte der Monarchie war vom Feinde besetzt. Im Winter 1741—42 erfolgte der Umschwung, im Frühjahre wurden die Franzosen und Baiern über die Grenzen gejagt, in Böhmen und Schlesien hoffte man auf Erfolg. Nach den ersten frohen Botschaften von der Armee war Maria Theresia in die Burg ihrer Väter zurückgekehrt. Hier brachte sie am Pfingstfeste den 13. Mai 1742 ein Mädchen zur Welt, welches Tags darauf getauft und zu Ehren der Mutter und Großmutter Maria Christine genannt wurde. Der Hofjournalist berichtete, wie der Adel in die Burg eilte, um seine Glückwünsche darzubringen, wie bei der Taufe die Erzherzogin Maria Anna und der Prinz von Hessen-Rheinfels die Stelle der Pathen vertraten und wie am

16. Juni die Königin den Vorgang aus dem Kindbette hielt. Maria Thereſia war damals 25 Jahre alt, in der Blüthe ihres Lebens, ihrer Schönheit. Gewiß war der Anblick bezaubernd, als an jenem Tage die junge Mutter ſtrahlend von Geſundheit, Anmuth und Glück an der Seite ihres Gemahls mit Herren und Frauen durch die Gemächer der alten Kaiſerburg ſchritt.

Marie Chriſtine war das vierte Kind Maria Thereſia's. Zwei Mädchen waren frühzeitig geſtorben. Die Erzherzogin Maria Anna war 1738 kurz vor der italieniſchen Reiſe zur Welt gekommen, Joſeph am 13. März 1741 in der ſchweren Zeit, als in Nymphenburg die Theilung Oeſterreichs verhandelt wurde. Nach Marie Chriſtine folgten noch zur Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges die Prinzen Karl und Leopold, die Frauen Eliſabeth und Amalia; von 1750 bis 1756 Ferdinand, Maximilian und die Prinzeſſinnen Johanna, Joſepha, Karoline und Marie Antoinette. Chriſtine wurde der entſchiedene Liebling der Mutter. War es die Erinnerung an die Hoffnung und Freude, mit der Maria Thereſia dieſes Kind getragen, war es Chriſtinen's friſche Lebendigkeit, die grenzenloſe Verehrung für die Mutter, die ihr ſo viel Liebe und Güte erwarb? Wer kennt die geheimnißvollen zarten Fäden, welche Mutter und Kind an einander knüpfen!

Chriſtinen's erſte Jugend fällt in die Jahre 1748 bis 1756, in eine Zeit, wo Oeſterreich im Frieden

alle seine Kräfte sammelte, wo Maria Theresia der Mittelpunkt eines neuen politischen Lebens, eines glänzenden Hofes und eines glücklichen Familienlebens war. Im täglichen Verkehr mit der Mutter, in der Hut des Vaters von Liebe, Glück und Frohsinn umflossen wuchs Christine heran wie eine Pflanze auf gesundem Boden, in Licht und Wärme gestellt. Ihr Unterricht war kümmerlich. Die Wissenschaft war noch in so enge Schranken abgeschlossen, daß nur wenige und unreife Früchte auf die breite Straße des Lebens fielen. Den Frauen insbesondere war ein karges Wissen zugemessen. Man darf nur die populären Bücher jener Zeit in die Hand nehmen. In den Mittheilungen aus der Natur und Völkerkunde wird von fabelhaften Thieren und Halbracen der Menschen gesprochen. Von der Geschichte und dem ganzen Leben der Menschheit wurde ein Abriß der Geschichte des Alterthums, der Verzeichnisse der jüdischen und egyptischen Könige geboten. Das meiste Gewicht wurde auf Sprachkenntnisse und auf den religiösen Unterricht gelegt. Diesen leitete bei der Erzherzogin P. Franz, der auch Joseph II. unterrichtet hat, nach ihm P. Lechner; beide waren Jesuiten, die in Oesterreich noch in allem Unterricht das große Wort führten. Ganz ausgezeichnet waren Christinen's Fortschritte in den Sprachen. Sie sprach fertig italienisch, französisch, schrieb recht gut englisch aber schlecht deutsch. Ihre Briefe sind französisch geschrieben, wie fast von

allen fürſtlichen Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Man weiß, daß an allen deutſchen Höfen franzöſiſche Sprache und Sitte maßgebend war. In Wien wurde wenigſtens im Familienkreiſe deutſch geſprochen. Für die Muſik ſcheint Chriſtine keine ſolche Vorliebe gefaßt zu haben, wie Joſeph; ſie brachte es nur zu einigen Liedchen und Menuets auf dem Claviere. Dafür beſaß ſie ein ausgeſprochenes Talent für's Zeichnen und Malen. Mit ihrem Lehrer Graſſi führte ſie ganz hübſche Zeichnungen aus. Noch als Frau in Ungarn und Belgien übte ſie das Talent und zeichnete Landſchaften und Figuren. Die Gallerie, die ihr Mann gegründet hat, bewahrt einige vortreffliche Handzeichnungen von ihr: Blätter zu Don Quixote, Copien nach Oſtade, Teniers und van Dyck.

Ihre Erziehung war einer ausgezeichneten Frau des Wiener Hofes anvertraut, der Baronin Vasquez, gebornen Gräfin Kokořowa. Die eigentliche Leitung der Erziehung ging aber von der Kaiſerin ſelbſt aus. Sie duldete hierin keine Einmiſchung, keinen fremden Willen. Jeden Tag zur Mittagſtunde mußten die „Kinderfrauen" zu ihr kommen und Bericht erſtatten. Sie nahm Notiz von jedem Buch, das ihre Töchter in die Hand bekamen, von jedem Briefe, den ſie ſchrieben. Sie überwachte den Unterricht, ſetzte Gebete auf, welche die Kinder Morgens und Abends in ihrer Kammer ſprachen. Wie ihre Tageszeit genau geordnet war, wie ſie bei allen

Audienzen, bei jeder Fahrt pünktlich die Stunden einhielt, so forderte sie es von ihrer Umgebung. Man kann sagen, die Kinder brachten den Tag von sechs Uhr Früh bis sechs Uhr Abends mit Beten und Lernen zu. So ganz und gar ein altdeutsches Familienleben voll Zucht und Gehorsam, Maß und Sitte stellt sich hier dar. Es war die ernste strenge Schule, in welcher die Kraft des Willens und die Ordnung des Geistes gedeihen konnten. Rauschende Feste für die Jugend gab es nicht. Es war eine Auszeichnung, wenn die beiden älteren Töchter und Joseph mit den Aeltern speisen, wenn sie ihre Tante, die Prinzessin Charlotte von Lothringen, besuchen durften. Erst mit vierzehn Jahren wurden sie etwas freier gehalten. Sie durften den französischen Komödien bei Trautson, den kleinen Soiréen bei Batthiany und Taroucca beiwohnen und in den Singspielen mitwirken, welche Metastasio für den Hof dichtete. Die Kaiserin nahm sie auf kleine Fahrten nach Schloßhof, Preßburg und Goldegg mit.

Mit achtzehn Jahren 1760 bekam Christine ihren eigenen Hofstaat. Als Obersthofmeister wurde ihr Graf Losy, als Obersthofmeisterin ihre Erzieherin und Freundin Baronin Vasquez beigegeben. Zwei Hofdamen, damals „Kammerfräulein" genannt, die Gräfinnen Goës und Rosa Wallis kamen zu ihr, eine Kammerfrau Schloißnigg, zwei Kammerdiener, Heizer und Thürhüter sollten ihr Hauswesen versehen. Sogar Beichtväter waren in

ihrem Dienſt; unter ihnen jener P. Franz Lechner, der in den Briefen Maria Thereſia's oft genannt wird und bis zum Tod bei ſeiner Herrin blieb.

Chriſtine verlebte den Winter in Wien, den Sommer in Schönbrunn und Laxenburg zunächſt nur in dem abgeſchloſſenen Hofkreiſe in Geſellſchaft der adeligen Herren und Frauen, die im Hofdienſt ſtanden und zu Hofe kommen durften. Von dem Adel auf dem Lande, von dem reizvollen Leben in Schloß und Wald, vom Leben auf der Straße und dem Verkehr der Städte erfuhren dieſe fürſtlichen Frauen wenig. Das Volk blieb ihnen zeitlebens eine dunkle, unentwirrbare Maſſe. Sie lernten nur Handwerker, die in ihrem Dienſt arbeiteten, oder verſchämte und unverſchämte Bettler kennen. Die innere Entwickelung, die Lebensanſchauung wurde dadurch mannigfach bedingt. Die Erkenntniß, welche Chriſtine aus ihrer engen Sphäre mitbrachte, hat ihr ſpäter manchen Genuß verwehrt und den freien Blick in das politiſche Treiben verhindert. Auch ihrer Mutter hat bei aller Klugheit, bei allem Mitgefühl dieſer Blick in die Geſtaltung des Volkes gefehlt. Nur Joſeph machte eine Ausnahme. Sein geiſtiges Weſen hatte ſich kaum entfaltet, als er das offene freie Leben in ſich einſtrömen ließ und ſein Herz für alles wahrhaft Menſchliche öffnete.

Der Hof, der Staat, die Geſellſchaft, alles war ſo grundverſchieden von den Lebensformen unſerer Tage.

Das Bürgerthum in Wien oder Prag war geistig todt. Es fehlte ihm an politischer Freiheit, an Verkehr, Bildung, an Rührigkeit und Thätigkeit. Erst unter Joseph wachsen und strecken sich neue Kräfte. Wer sich ein Bild von Wien im achtzehnten Jahrhundert vergegenwärtigt, wird die aristokratischen und geistlichen Elemente, welche in der Regierung und der Gesellschaft vorwiegend waren, überall erkennen. Es waren mehr Paläste, Klöster, Fideicommiß-Häuser als Kaufhallen und Bürgerwohnungen. Auf dem hohen Markte wurden Fische verkauft, auf dem Graben wurde gesotten und gebraten, an den Straßenecken lagen die Bettler, die Bürgerhäuser mit ihren hohen Giebeln und vergitterten Fenstern waren öde und leer. Wo sich heutzutage in den Vorstädten Fabriken, Werkstätten, die Gebäude milder Stiftungen erheben, waren die Landhäuser des Adels, französische Gärten mit geschnittenen Hecken und schwachen Fontainen: so der Paar'sche Garten in der Alservorstadt, der des Fürsten Kaunitz in Mariahilf, des Grafen Königsegg in Gumpendorf, der Starhemberg'sche auf der Wieden, der Liechtenstein'sche in der Roßau. Wenige bestehen noch und werden gepflegt. Die Paläste in der Stadt sind Bureaux oder Zinshäuser geworden. Eine Stadt wechselt ihre Formen wie die Gesellschaft, die in ihren Mauern wohnt. Damals lebten viele böhmische und ungarische Adelsfamilien in Wien. Ihre alten Freiheiten hatten die Herren längst zu den Füßen

der Habsburger niedergelegt. Sie ſtanden nun im Hofdienſt oder waren durch Sitte und Neigung an den Hof geknüpft, ſo die Trautſon, Dietrichſtein, Auersperg, Schwarzenberg, Liechtenſtein, Khevenhüller, Starhemberg, Batthiany u. a. Wir haben die Männer des Hofes und der Verwaltung Maria Thereſia's an anderen Orten geſchildert. Ihre Frauen hatten die franzöſiſche Bildung des achtzehnten Jahrhundertes. Sie waren nicht ſo flach und leer, wie Lady Montague die Wiener Damen zur Zeit Karl's VI. beſchreibt, etwas ſittſamer und ruhiger als die franzöſiſchen Damen, weniger geiſtreich aber ehrbare Hausfrauen und Mütter. Erſt in der Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege wurde die Wiener Geſellſchaft durch einige hochgebildete, geiſtreiche Frauen belebt, ſo durch die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein, die Gräfin Roſa Kaunitz, die Gräfin Sternberg. Sie und mehrere andere wie die Fürſtinnen Batthiany, Eßterhazy, die Gräfin Hatzfeld, Trautmannsdorf, O'Donnel gehörten zu Chriſtinen's vertrauten Freundinnen.

Auf dieſem Boden, in dieſem Lichte war ſie zur jungen blühenden Frau herangewachſen. Sie beſaß ein einfaches wohlwollendes Gemüth, war voll Phantaſie und Verſtand, dabei feſt, entſchieden, ſelbſtändig, an feine wenn auch nicht freie Lebensformen gewöhnt. Die Gunſt des Schickſales gewährte ihrer Jugend noch die zwei ſchönſten Gaben: die Freundſchaft einer edlen, gleichgeſinnten Frau und die Verehrung eines Mannes,

dem sie ihr ganzes Leben in Liebe und Vertrauen widmen konnte.

Im October 1760 kam die Prinzessin Isabella, die erste Frau Joseph's II., nach Wien. Sie war die Tochter des Herzogs Philipp von Parma, der auf einer Jagd bei Alessandria ein klägliches Ende gefunden hat. Ihre Kinderjahre hatte sie im Schlosse Colorno in fast klösterlicher Einsamkeit zugebracht. Seit dem Frühjahre 1760 war sie mit dem Thronerben Oesterreichs verlobt und von dieser Zeit waren sie und Christine in lebhaften Briefwechsel gekommen. Beide standen in gleichem Alter, Isabella war nur wenige Monate älter als Christine [1]); beide waren jung, schön, geistvoll, ihre Seelen neigten sich noch mehr zu einander, als sie sich sahen und kennen lernten. Die Briefe, die sie sich während ihres Zusammenlebens in Wien schrieben, sind ein treuer Spiegel ihres inneren Lebens. Eine mädchenhafte Schwärmerei, die Naivetät der Jugend, der volle Zauber eines jungen, reinen Gemüthes drücken sich darin aus. Sie wurden verliebt in einander wie zwei Mädchen von sechzehn Jahren. Jeden Tag fanden sie sich zusammen; wenigstens schrieben sie sich einen guten Morgen, eine gute Nacht, oft nur auf einem kleinen Streifen Papier, daß die Obersthofmeisterin der Prinzessin Isabella, eine Gräfin Erdödy, oft darüber

[1]) Isabella geb. 13. Dec. 1741, Christine 13. Mai 1742.

lachte. Da finden ſich Ausdrücke wie: „ich habe Dich raſend lieb, mein Schatz — mein allergnädigſtes Fräulein, — Deine Unbarmherzigkeit iſt ſo groß, daß man Dich nicht lieben ſollte u. a.“ Iſabella ſprach und ſchrieb deutſch, ſie hatte eine Vorliebe für die Nation, deren Fürſtin ſie werden ſollte. Schon aus Colorno hatte ſie geſchrieben: „wie freue ich mich, die Deutſchen zu ſehen, deren jetzt mehrere nach Parma kommen; ich liebe dieſe Nation aus Pflicht und wahrer Neigung.“ Alles, was das Glück und Intereſſe der Familie betraf, nahm ſie mit lebendigem Gefühle auf. Die Krankheit des Erzherzogs Karl und der jungen Prinzeſſin Johanna berührte ſie tief. Die beiden jungen Frauen trieben Muſik, Studien und Lectüre gemeinſam. Iſabella ſpielte die Violine, ihr Gemahl oder Chriſtine begleiteten ſie auf dem Claviere. Die kleinen Hausconcerte in den Jahren 1760 und 1761 vereinigten oft den heimiſchen Kreis in Freude und Fröhlichkeit. Nur wenigen Damen, wie der Vasquez, Daun oder Khevenhüller, war es verſtattet, dieſen muſikaliſchen Abenden beizuwohnen. Iſabella und Chriſtine theilten ſich Verſe, Aufſätze, Auszüge aus Büchern mit; in einſamen Stunden zeichneten ſie ihre Gedanken auf über Leben, Gewohnheiten und Sitten der Nationen. Iſabella legte einſt in einem Aufſatze: „Reflexionen für drei Tage Zurückgezogenheit“ die ernſteſten Betrachtungen über Leben, Glück und Hoffnung nieder. In einem anderen Auf-

ſatze „über die Reize der falſchen Freundſchaft" ſchrieb ſie mit Geiſt und Humor über die Männer. Sie machte kleine franzöſiſche Gedichte, excerpirte aus Boſſuet, ſchrieb Abhandlungen ſogar über den Handel, in welchen ſie ſich über die Bedingungen der Macht und Wohlfahrt eines Staates klar zu machen ſucht. Sie denkt an John Law, an den Schwindelgeiſt, den dieſer Mann entzündete, ſie notirt Punkte für einen Handelstractat und ſchreibt Blätter voll über die Vortheile, welche für Oeſterreich daraus entſpringen können.

In ihren Papieren fand ſich ein Memoire „Betrachtungen über Preußen" [1]). Die Schrift enthält ganz treffende Urtheile über Friedrich II., über ſeine Pläne und Regierung, über Land und Volk von Preußen. Sie ſcheint 1760 oder 1761 von einem Staatsmann verfaßt zu ſein und im Hofkreiſe curſirt zu haben. „Das Grundgeſetz des preußiſchen Staates, heißt es darin, iſt der Deſpotismus und zwar der abſoluteſte, gegründet auf ein rein militäriſches Gouvernement; der Wille des Herrn verfügt allein über das Schickſal der Unterthanen. Der Fürſt trennt ſein Intereſſe von jenem des Volkes; er eignet ſich alles an und zeigt Europa, daß es noch im gebildeten achtzehnten Jahrhunderte Tyrannen geben kann. Man findet nirgends die Juſtiz ſo verdorben wie in preußiſchen Landen; die Rechtsſprüche

[1]) Observations sur les prussiens.

der Kammern sind dem Willen des Herrn unterworfen, er begnadigt und verurtheilt, er ist allein das Gesetz, das alles beherrscht, bildet und formt. Die Regierung ist streng geordnet; es gibt wenig Beamte, sie sind gering dotirt. Das Militär beherrscht alles, seit drei Generationen ist in Preußen alles Soldat. Die Steuern haben den Adel herabgedrückt, die Theilung der Güter hat ihn so geschwächt, daß seine Söhne sich dem Dienste widmen. Der König von Preußen ist mit großen Talenten geboren; die Umstände haben ihn zum Soldaten gemacht. Er ist fest in seinen Entschlüssen bis zum Eigensinn und genau im Vollführen. Von Niemand nimmt er einen Rath an, weder im Krieg noch in der Politik; seine Generale sind wie Automaten, die er bewegt, seine ersten Minister wie Schreiber; keiner kennt die wahre Gesinnung seines Herrn. Er verfolgt seine Operationen mit Heftigkeit; durch die Raschheit seiner Bewegung überrascht er den Feind. Er ist der erste General seines Jahrhundertes, besonders in der Kraft des Angriffes. Er geht immer vorwärts. Er ist nicht geliebt, vielmehr gehaßt, von den Officieren gefürchtet. Die Furcht, der König weiß alles, sieht auf alles, bewirkt mehr als der Ehrgeiz oder die Liebe zum Vaterlande. Er profitirt von den Vortheilen seiner Feinde, kennt genau die Generale, die gegen ihn kämpfen. Die Offensive, die Kenntniß des Terrains ist seine Stärke. Wer gegen seine Befehle handelt, wer seine

Dispositionen nicht genau vollzieht, ist verloren. Ebenso unnachsichtig streng ist er im Civil. Er strebt nach Popularität, besonders bei dem gemeinen Mann. Wenn er jemand gewinnen will, kann niemand liebenswürdiger sein als er; er besitzt alle Eigenschaften, welche die Natur verleiht, um einen großen Mann zu bilden, aber er hat ein kaltes, barbarisches, unnachsichtiges Herz. Alle Gefängnisse im Lande sind voll. Er regiert mit einer eisernen Ruthe, behandelt seine Familie wie seinen Staat. Er ist eifersüchtig auf seinen Ruhm; wenn ein General berühmt wird, liebt er ihn nicht mehr. Ziethen, Prinz Heinrich, Seidlitz haben das erfahren. Die große Meinung, die er von sich hegt, flößt ihm eine außerordentliche Menschenverachtung ein. Er zieht niemand zu Rath; wer den geringsten Widerstand leistet, fällt in Ungnade, wer Geist hat, wird entfernt; er will nur Maschinen, die seine Befehle pünktlich vollziehen. Alle Religionen macht er lächerlich, er durchbricht alle Schranken, welche die Vorsehung oder große Gesetzgeber fixirt haben, um die Menschen in einem geselligen Leben zusammenzuhalten. Er kennt nicht menschliche, nicht göttliche Gesetze, die Convenienz bildet allein die Regel seiner Handlungen; nichts hält ihn zurück; er hält sich zu allem berechtigt, wenn es sich um seine Interessen handelt. Die Folgen davon sind überall erkennbar. Schon bemerkt man eine Verschlimmerung der Sitten in seinen Staaten, überall herrscht Mißtrauen; alles

Hohe, Heilige wird herabgezogen. Man verkauft die Frauen, unterhält öffentlich Mädchen. Der Adel ist herabgewürdigt, der reiche Roturier gilt soviel wie der erste Edelmann. Man findet viel Kenntnisse, viel Wissenschaft von anderen Staaten, eine allgemeine Neigung zur Schriftstellerei. Der Officier ist am meisten zu bedauern; er tritt mit siebzehn Jahren in's Regiment, geht da nur mit Soldaten um, lebt in einer kleinen Stadt, raucht Tabak, trinkt Bier und besucht Mädchen. Desungeachtet gibt es viele ausgezeichnete Officiere, die sich durch eigenes Genie gebildet haben. — Friedrich Wilhelm I. hat seinem Sohne eine Armee von 80.000 Mann, die schönste, best disciplinirte Armee von Europa, dazu einen Schatz von fünfzig Millionen Thalern und ein verdreifachtes Einkommen hinterlassen. Der Vergleich geht vielleicht zu weit, wenn man sagt, Friedrich Wilhelm und Friedrich II. sind wie Philipp und Alexander, aber ihre Pläne sind dieselben. Der Sohn führt das Werk aus, zu dem der Vater den Grund gelegt. Er stellte die Monarchien Europas in Vergleich. Die Schwäche Oesterreichs lud ihn zunächst zu einem Angriff ein; er nahm den geeigneten Moment nach dem Tod Karl's VI. wahr, eroberte Schlesien und wurde nun im Reich verherrlicht, besonders als Hort und Stütze gegen Oesterreich. Die anderen Mächte sahen in ihm den gefährlichsten Feind. Friedrich's Einkünfte sind nicht so groß wie die in

anderen Staaten, aber seine Sparsamkeit im Haushalt, die geringen Kosten der Regierung und die Ordnung im Ganzen heben das Einkommen. Die Prinzen sind einfach erzogen und werden knapp gehalten. Kaum sechs Thaler werden für die Tafel gerechnet. Die Königin hat 8000 Thaler für sich und den Hofstaat. Gnaden und Geschenke werden nur mäßig verliehen. Mit geordneten Finanzen, mit einer Armee von 150.000 Mann, mit gefüllten Magazinen, durchdrungen von dem Ruhm, der erste Feldherr seiner Zeit zu sein, begann Friedrich den Krieg von 1756. Sein vornehmster Zweck war Preußen den Hauptmächten Europas gleichgestellt zu sehen und in Deutschland den Rang einzunehmen, welchen das Haus Oesterreich behauptete. Wie der Karthager Hannibal erhält er den Krieg durch den Krieg, spielte ihn nach Sachsen und zieht von dort jährlich zwölf Millionen Thaler. Anhalt, Meklenburg werden nicht besser behandelt, von England erhält er vier Millionen, so daß er nicht nöthig hat seinen Schatz anzugreifen. Niemals wird man ihn in Schlesien inmitten seiner Festungen bezwingen, allein an der Elbe kann man ihn angreifen; der Verlust von Magdeburg wäre der empfindlichste und gefährlichste Streich für ihn."

Man kann annehmen, daß diese Urtheile, und sie waren bei aller Bewunderung, welche Friedrich II. genoß, nicht selten, die Meinung des österreichischen Hofes in sich schloßen. Maria Theresia war keine

Freundin des großen Königs und hatte wahrhaftig keine Urſache dazu; erſt ſpät vermochte ſie die Abneigung gegen den „böſen Mann", der ihre Jugend verbittert hatte, zu überwinden. Und wie ſie dachte, dachten die Glieder ihres Hauſes und das ganze öſterreichiſche Volk.

Iſabella und Chriſtine kehrten in ihrem ſchriftlichen Verkehr von dem weiten Flug ihrer Gedanken auch in den heimiſchen Kreis ein. Es iſt ganz merkwürdig, wie dieſe zwei jungen Frauen, die ganz harmlos ihren Beſchäftigungen nachgingen, die Perſönlichkeiten des Hofes ſondirten und beurtheilten. Sogar über Maria Thereſia und den Kaiſer ſtellen ſie Betrachtungen an, wägen ihre Tugenden ab und legen die feinen Fäden des Charakters auseinander. „Der Kaiſer, ſchrieb Iſabella an Chriſtine, hat große Eigenſchaften, Tugenden und Fehler. Sein Herz iſt gut, man kann auf ihn zählen; aber man muß berückſichtigen, daß er Leuten ſein Vertrauen ſchenkt, die es nicht verdienen; ſo der Fürſtin Auersperg, die viel über ihn vermag. Ich widme ihm alle Ehrfurcht, alle Zärtlichkeit, wie es meine Pflicht iſt; aber weil ich der Kaiſerin gefalle, iſt er eiferſüchtig; das hat ihn mir entfremdet. — Die Kaiſerin hat ein edles, liebevolles, empfängliches Herz, ſie iſt, wenn ich ſo ſagen darf, zu gut; ſie liebt ihre Freunde und opfert ſich für ſie. Sie hat viel in ihrem Leben gelitten, die Welt in ihren Vorzügen und Schwächen kennen gelernt; das hat ihr

die Ueberzeugung gegeben, daß es wenig aufrichtige Menschen, selten wahre Freunde gibt. Wenn man etwas will, muß man sich gleich an sie wenden, damit sie auf der Stelle entscheidet, sonst frägt sie andere um Rath. Die Kaiserin ist eine gute Freundin, deswegen hat sie auch vortreffliche Freunde. Mit ihrer erhabenen Seele liebt sie alle von Herzen, aber es ist schwer Freundin, Souverainin und Mutter zu sein. Der Respect setzt immer gewisse Grenzen. Für alles, was ihr gefällt, ist sie im Anfange enthusiasmirt und zeigt ein Vertrauen, das vielleicht lange anhält, vielleicht bald schwindet. Sie liebt Dich sehr, aber Du weißt, daß die Liebe zu ihren Kindern momentan in Mißtrauen und Kälte überspringt. Im ersten Schmerz über meinen Tod, der inzwischen kein so schrecklicher Verlust sein wird, kann sie in Dir wieder aufleben; alle Liebe, die sie für mich hatte, wird sie auf Dich übertragen, denn sie weiß, daß Du meine Freundin bist, daß ich Dich liebe. Alles wird dann von Dir abhängen. Dein feines Gefühl wird ihr wohl thun. Sie wird Dich allen anderen als Muster hinstellen, besonders dem Erzherzog Joseph, den sie zu wenig ergriffen finden wird. Du kennst die Kaiserin, wie sie es liebt, über alles, was ihr theuer ist, was sie interessirt und besonders über ihre Kinder zu sprechen; nicht blos mit Leuten, deren Stellung ein solches Vertrauen verdient, sondern mit dem ersten, der sich vorstellt. Wenn diese es verstehen den Moment

zu benützen, können sie ihr oft etwas in den Kopf setzen. Die Kaiserin ist sehr lebhaft. Ihre ersten Schritte sind oft verletzend, aber man kann sie milder machen und milde wird sie, wenn sie vom Kaiser oder ihren Kindern spricht. Die zu große Lebhaftigkeit ist ihr vornehmster Fehler" [1]).

Als die Prinzessin Isabella 1760 unter Triumphbögen und Blumenhallen mit dem prunkvollen Hofstaate im Gefolge in Wien einzog, wurde sie von allen Frauen als die glücklichste Gattin, als die künftige Fürstin Oesterreichs gepriesen. Ihr Gemüth, ihre Schönheit machten ihr alle Herzen unterthan; sie wurde bewundert, verehrt — und dennoch war diese junge Frau niemals glücklich. Eine unerklärliche Schwermuth war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Fast geisterhaft war ihre Erscheinung, wenn sie an der Seite ihres Gemahls in feierlichem Ernst in den Saal trat. In der Wiener Gesellschaft war man geschäftig, die Gründe einer solchen düsteren Stimmung zu suchen. Man nahm an, sie habe früher für einen anderen Mann eine Leidenschaft im Herzen getragen und sei ungern aus Italien weggegangen. Es ist wahr, daß sie nur mit Schmerz und Betrübniß von ihrem einfachen, harmlosen Jugendleben

[1]) Eigenhändige Briefe und Aufsätze der Erzherzogin Isabella. Herzog Albert schrieb auf das Packet: „einige von den Briefen an meine verstorbene Frau; die anderen sind bei dem Schiffbruche untergegangen."

in Colorno ſchied, aber nicht die leiſeſte Spur einer früheren Neigung findet ſich in den Briefen an Marie Chriſtine, der ſie doch alle Falten ihres Herzens öffnete. Im Gegentheile, ſie liebte Joſeph mit allem Feuer ihrer Seele; ſie lebte nur in ihm, geizte nach jedem Blick von ihm. Sie war troſtlos, wenn er einen Tag entfernt war, und glücklich, als ſie mit ihm 1762 einige Wochen einſam in Eckartsau zubrachte. Wenn er unwohl war, wich ſie nicht von ſeinem Bette. Voll Freude ſchrieb ſie an Chriſtine, daß es ihm beſſer gehe; „ſo ſtark, als ich Dich liebe, fügte ſie bei, ſo habe ich doch geſtern empfunden, daß der Erzherzog vorgeht.“ Aber ſie zweifelte an der Liebe ihres Mannes; er erſchien ihr zu kalt, zu nüchtern; für ihre glühende Seele war ſein Weſen zu ruhig angelegt; ſie hielt ſein Herz nur für Freundſchaft empfänglich. Wie war ſie bemüht ihn zu gewinnen, zu erhalten! Sie ſtellte Betrachtungen an über ſein innerſtes Weſen, zerlegte ſein Fühlen und Wollen und ſuchte Licht und Schatten ſeines Charakters zu erkennen. „In allen Dingen, ſchrieb ſie an Chriſtine, muß man ihm die Wahrheit ſagen, ihm mit Milde und Sanftmuth begegnen; man darf ihn nicht zu viel liebkoſen, ſonſt hält er es für Schmeichelei und Falſchheit.“

Die Schwermuth, welche das junge Leben dieſer Fürſtin verbitterte, ſchien ganz andere Gründe zu haben. Als die Frau eines Landedelmannes wäre ſie glücklich

geworben, an den ſtolzen Schritt einer Fürſtin, an das unruhige, wechſelvolle Leben eines Hofes konnte ſie ſich nicht gewöhnen. Sie beklagt in einer Schrift das Schickſal, die Tochter eines Fürſten, die Sclavin der Etikette, ſo vieler Vorurtheile zu ſein, gegen Charaktere und Intriguen kämpfen, die beſte Zeit nur langweiligen Ceremonien opfern zu müſſen. „Eine Fürſtin kann nicht wie die ärmſte Frau in der Hütte ihre Erholung in der Familie finden; in der großen Welt, in der ſie leben muß, hat ſie weder Bekannte noch Freunde; dafür verläßt ſie ihre Familie, ihre Heimath, und warum? um einem Manne anzugehören, deſſen Charakter ſie nicht kennt, in einer Familie einzutreten, die ſie mit Eiferſucht aufnimmt, und um ein Opfer der unglücklichen Politik eines Miniſters zu ſein, der ſich von der Verbindung eine ewige und doch ſo unſichere Alliance verſpricht“ [1]). Inmitten der glänzenden Feſte empfand dieſe junge Frau die Laſt einer thatenloſen Exiſtenz, eine unausfüllbare Leere des Herzens. Sie vermochte dieſe Mißſtimmung niemand als ihrer Schwägerin Chriſtine einzugeſtehen, weil niemand ſie begriffen haben würde. Sie zog es vor ſich abzuwenden, die Augen zu ſchließen und ihre Hoffnung auf das andere Leben zu richten. Eine Ahnung, daß ſie bald ſterben müſſe, kam über ſie, kein Zuſpruch konnte ſie davon abbringen,

[1]) Iſabella an Chriſtine.

ja, sie sprach es aus, daß das Kind, welches sie 1762 zur Welt brachte, bald nachfolgen werde. „Wann wird dies Leben mit seinem Elende, seinem Kummer, seiner Noth aufhören? Wann wird die Seele befreit sein von den Banden, die sie an die Maschine des Körpers fesseln, wann wird sie sich aufschwingen zu den himmlischen Wohnungen?" so schrieb sie in einem Aufsatze 1763 [1]). Die Nähe des Todes scheint ihr das höchste Gut, der einzige Schmerz, der sie drückt, ist die zu verlassen welche sie liebt. Von Kindheit an eine düstere Betrachtung des Lebens gewöhnt, ersehnt sie den Tod als das einzige Glück und erfleht ihn im Gebet Morgens und Abends.

Im September 1763 wurde sie krank. Damals schrieb sie an Christine: „Ich bin zufrieden mit Schwester Johanna und fange an zu glauben, daß sie nicht sterben werde, obwohl ihr dabei wohl wäre und mir auch an ihrer Stelle. Der Tod ist wohlthätig. Nie in meinem Leben habe ich mehr daran gedacht als zu dieser Stunde. Ich stellte mir alle seine Schrecken vor, aber alles erweckt in mir den Wunsch bald zu sterben. Gott sieht in mein Herz, er weiß, daß ich ihm gerne dienen wollte, daß ich mehr in Unbesonnenheit als mit Willen gesündigt habe; er kennt den Wunsch

[1]) Exercices de l'esprit ou reflexions pour trois jours de retraite.

ein Leben zu verlaſſen, in welchem ich ihn jeden Tag beleidigte; ich bringe das Opfer von ganzem Herzen, trotz allen Widerſtandes der Natur. Ich hoffe auf ſeine unendliche Barmherzigkeit. Das einzige Leid iſt, daß ich Dich verlaſſe, ich kann es kaum verwinden; mein Troſt iſt nur, daß Du auf gutem Wege biſt, daß Du Gott immer treu ſein wirſt. Er wird Dir ſeine Gnade verleihen und Dich nach viel Mühſal zum ewigen Glücke führen. Was habe ich in der Welt zu thun? Ich bin zu nichts nützlich, ſtifte nur Uebles; je länger ich lebe, deſto mehr Hinderniſſe für mein Heil; wenn es erlaubt wäre ſich ſelbſt zu tödten, ich wäre verſucht es zu thun, aber vielleicht erweiſt mir Gott die Gnade mich bald hinwegzunehmen."

Wenige Monate nachher, am 22. November 1763, brachte ſie eine zweite Tochter zur Welt und ſtarb fünf Tage ſpäter am 27. November. Erzherzog Joſeph war untröſtlich in ſeinem Schmerze. Niemals konnte er die Erinnerung an dieſe zauberhafte junge Frau vergeſſen. Es wird erzählt, daß Chriſtine ihm die Briefe der Verſtorbenen gezeigt habe, um ihn von ſeiner Trauer zu heilen. Wenn er dieſe Briefe geleſen hat, mußte er zu Tode betrübt ſein über den Verluſt einer Frau, die ſo viel Liebe in ſich getragen. Eine Zeit lebte Joſeph ganz zurückgezogen; erſt im Januar 1764 erſchien er wieder im Hofkreiſe. Man weiß, daß er nie wieder heiraten wollte, und nur dem beſtimmten Willen

seiner Eltern nachgab, als er sich mit Josepha von Baiern vermählte; man weiß auch, wie unglücklich diese Ehe war.

Niemand hat Isabellens Tod mehr betrauert als Marie Christine. Wochenlang war sie in den tiefsten Schmerz versenkt. Das Kind, das Isabella zurückgelassen, die kleine Thereſe, hütete sie wie ihr eigenes Kind. Als es in späteren Jahren erkrankte, brachte sie in Erinnerung an seine liebe Mutter Abende und Nächte bei ihm zu [1]). Als sie 1776 auf der italienischen Reise durch Colorno kam, vermochte sie nur in tiefer Wehmuth die Zimmer zu betreten, welche Isabella in ihrer Jugend bewohnt hatte. Alle Briefe und Papiere, die an Isabella mahnten, wurden von Christine als theure Reliquien werth gehalten; sie nahm alles nach Ungarn, Belgien und wieder nach Wien mit. In einem Gebetbuche, in dem sie noch in ihren letzten Stunden gelesen hat, bewahrte sie noch ein Miniaturbild der Erzherzogin Isabella und ihrer kleinen Tochter; sie hatte die Worte dazu geschrieben: „Ich habe die beste und wahrhaftigste Freundin verloren; diese Frau war mit allen Tugenden begabt, sie lebte und starb als ein Engel.“ Wie Isabella bewahrte sie zeitlebens eine Zartheit in aller Anschauung, die frauenhafte Milde und den frischen Glauben an die Menschheit. Aus ihren

[1]) Das Kind starb den 23. Januar 1770.

eigenen Briefen weht ein Hauch der Innigkeit, der ganz und gar an das Gemüth jener edlen, unglücklichen Frau erinnert.

Das jugendliche Vertrauen, mit welchem sie sich Isabella hingegeben, die unendliche Freundschaft, die sie erfahren, haben ihrem Leben auch in einer anderen Richtung Reiz verliehen: sie haben ihr Herz für die Liebe eines Mannes vorbereitet, dem sie für das Leben angehören sollte.

Im Winter 1760 [1]) kamen die sächsischen Prinzen Albert und Clemens nach Wien. Sie waren Söhne Friedrich August's III. von Sachsen-Polen und der Maria Josepha, einer Tochter Kaiser Joseph's I., daher dem Hause Oesterreich nahe verwandt. Ihre Mutter war damals schon todt, der Vater starb 1763, mehrere Brüder und Schwestern waren zu Hause; eine Schwester war die Kurfürstin in Baiern, eine andere die Dauphine in Frankreich. Prinz Albert war geboren den 11. Juli 1738, sein Bruder 1739. Sie traten in die österreichische Armee, machten den Feldzug gegen Preußen mit, kamen im Dezember 1760 wieder nach Wien, bewohnten damals das Rosenberg'sche Haus und nahmen an allen Faschingsfreuden des Hofes, Bällen und Schlittenfahrten Antheil. Prinz Clemens wurde krank, mußte den Kriegsdienst aufgeben, wurde Geistlicher, schon 1763 Bischof

[1]) Den 9. Januar.

von Freiſingen und Regensburg, ein Jahr ſpäter Coadjutor von Augsburg und 1768 Erzbiſchof von Trier. Prinz Albert wollte durch die Gnade der Kaiſerin Großmeiſter des deutſchen Ordens werden. Die Kaiſerin ging darauf nicht ein. Sie hatte dieſe Würde ihrem Schwager, dem Herzog Carl von Lothringen, zugedacht, aber ſie verſprach dem jungen Fürſten ihre Freundſchaft und mütterliche Sorgfalt in allen Dienſten zu erweiſen[1]). Er ſollte erfahren, wie heilig ſie das Verſprechen hielt, denn ſie gab ihm das Liebſte ihres Lebens, ihre Tochter Chriſtine und bereitete ihm eine Stellung, wie er ſie als junger Herr, als apanagirter Prinz ohne Land und Leute niemals geträumt hatte.

Prinz Albert war ein junger Herr von zwei und zwanzig Jahren, vortrefflich erzogen und ganz tüchtig gebildet. Er ſprach franzöſiſch und italieniſch, zeichnete und muſicirte vortrefflich, hatte die Claſſiker geleſen, verſtand Bilder und Antiken. Zeitlebens behielt er einen regen Sinn für künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Beſtrebungen; noch im Alter ſchöpfte er Genuß und Freude daraus. Bei all der Pracht, die ihn in ſeiner Jugend am Hofe zu Dresden umgeben, war er natürlich geblieben, in der verfallenen Zucht hatte er ſittliche Grundſätze und ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht

[1]) Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. 2. Aufl. Briefe Maria Thereſia's an Herzog Albert. 343.

bewahrt. Maria Thereſia hatte ihm ſchon am 13. Mai 1760 ein Kürraſſier-Regiment verliehen. Er diente als Feldmarſchall-Lieutenant in den Feldzügen 1760, 61 und 62. Nach dem Hubertsburger Frieden kehrte er nach Wien zurück und bezog das Palais des Herzogs Carl von Lothringen, ehemals das Haus des Grafen Taroucca, das Maria Thereſia angekauft hatte. Er wurde als ein Glied des kaiſerlichen Hauſes betrachtet, erſchien täglich bei Hofe, war bei allen Feſten und beſonders in dem kleinen Kreiſe der Kaiſerin ſelbſt gerne geſehen. Der junge beſcheidene Herr hatte ſchon damals einen beſonderen Eindruck auf Chriſtine gemacht und Maria Thereſia ſcheint von Anfang an eine Verbindung gedacht zu haben. „Sei vorſichtig und ruhig gegen alle Leute, ich habe nur dein Glück vor Augen," ſchrieb ſie ihrer Tochter. Sie nahm dieſe junge Liebe in ihre beſondere Obhut; ſie wußte aus ihrem Leben, was es heiße einen Mann nach eigenem Herzen zu haben; die traurige Ehe Joſeph's mit ſeiner zweiten Frau beſtimmte ſie noch mehr, bei der Vermählung ihrer Lieblingstochter an keine politiſchen Verhältniſſe zu denken. Vorerſt ſollte alles vor der Welt ein Geheimniß bleiben, aber ſie war bemüht beiden eine angenehme Stellung zu verſchaffen. Inzwiſchen geſtattete ſie ihnen einen freundlichen Verkehr. Chriſtine und Albert durften ſich in ihren Zimmern begegnen, Partner im Spiele ſein, einander Blumen ſchicken und kleine Billete ſchreiben. So ſpielte

denn 1764 am Wiener Hofe ein kleiner Roman ab, von dem die nächststehenden Hofleute nichts merkten. Prinz Albert war oft verlegen in diesem Gedränge und Gewoge des Hofes; die Majestät der Mutter imponirte ihm, der starre Ernst Joseph's schreckte ihn ab, die nachlässige Gutmüthigkeit des Vaters berührte ihn unangenehm; aber Christine richtete ihn, wenn er betrübt und unsicher in seinen Hoffnungen wurde, wieder auf. „Er möge Geduld haben, schrieb sie ihm, ihr alles vertrauen; sie achte, liebe ihn und sei glücklich ihm bestimmt zu sein; er solle öffentlich ein freundliches Gesicht zeigen, daß man nicht glaube sie seien böse oder sie wolle eine Nonne werden wie ihre Schwester." Sie bittet ihn Vater und Mutter öfter zu besuchen, und nennt ihm die Leute, gegen die er besonders freundlich sein soll.

Im Sommer 1764 begleitete Herzog Albert den Hof nach Ungarn. Die Kaiserin hatte die Reise unternommen, um in Preßburg den Landtag zu eröffnen und durch ihre persönliche Einwirkung eine rasche Annahme der Regierungsvorlagen zu erwirken. Ein besonderer Grund der Fahrt war, den Herzog und ihre Tochter in das Land einzuführen, wo sie ihnen eine Stellung zu gründen hoffte. Für den Moment schienen die Aussichten dafür nicht günstig. Bei allen Huldigungen, welche man der Souverainin erwies, mußte sie erfahren, daß der Landtag die wichtigsten Forderungen der Re-

gierung fallen ließ. Die Kaiserin war davon so unangenehm berührt, daß sie den Landtag nicht persönlich schloß, sondern schon Ende September nach Schönbrunn zurückkehrte. Prinz Albert hatte die Erzherzoge Joseph und Leopold auf einer Reise in die Bergstädte begleitet, traf mit den Majestäten in Waitzen zusammen und kehrte mit ihnen nach einem kurzen Aufenthalte in Pesth zurück. Im Herbst und Winter 1764 auf 1765 wurden die Vorbereitungen für die Hochzeit des Erzherzogs Leopold und die Reise nach Innsbruck getroffen. Die Verbindung Marie Christinen's mit Prinz Albert war abermals auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Es versetzte sie in keine geringe Unruhe. Maria Theresia schrieb damals gütige Worte an ihre Tochter: „Sie möge sich beruhigen; sie hoffe noch alles durchzusetzen, aber sie müsse Zeit haben bis zur Innsbrucker Reise; Christine möge ihr vertrauen und die Zärtlichkeit des Vaters durch Aufmerksamkeiten zu gewinnen trachten; sie dürfe Niemand vertrauen, denn alle Welt beobachte sie und das Gelingen hänge vom Geheimniß ab; sie selbst sehe die Schwierigkeiten ein, allein eine Gêne von acht Monaten könne zum Ziel führen." Sie beschwört ihre Tochter sich zu sammeln und ihre Wünsche Gott anheimzustellen.

Im Sommer 1765 unternahm der Hof die Reise nach Innsbruck. Christine reiste mit ihrer Mutter, der Prinz mit den Erzherzogen Joseph und Leopold. Am

15. Juli kamen sie in Innsbruck an; am 8. August segnete Prinz Clemens, der eigens von Augsburg gekommen war, die Brautleute Leopold und Marie Louise ein; am 18. wurde Kaiser Franz, als er Abends aus dem Theater ging, vom Schlag gerührt und blieb auf der Stelle todt. Die ganze Familie war aufs Tiefste erschüttert. Alle Reisepläne wurden verändert; Maria Theresia kehrte mit ihrer Tochter und Joseph nach Wien zurück. Der Winter verging in tiefer Trauer. Die Kaiserin war so gedrückt, daß sie in Thränen und Wehklagen ausbrach, wenn sie nur einen alten Diener des Kaisers wieder erblickte. Am Theresientag sperrte sie sich ein und ließ durch acht Tage Niemand vor. Mehr als je gab sie sich religiösen Uebungen hin, ja einen Moment dachte sie daran, die Regierung niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Leben und Welt hatten den Reiz für sie verloren; der Schmerz ließ sie oft ihrer Umgebung starr und hart erscheinen. Aber die Güte und Freundlichkeit ihres Wesens brach doch wieder hervor und wie immer war sie auch jetzt bemüht, Glück und Freude um sich zu verbreiten. Im Februar 1766 erwählte sie ihre älteste Tochter Maria Anna zur Aebtissin des adeligen Damenstiftes in Prag.

Am meisten beschäftigte sich die Kaiserin mit Christinen's Heirat. Im October 1765 war der Palatin von Ungarn Ludwig Batthiany gestorben. Die widerstrebenden Elemente, welche sich bei dem letzten Land-

tage kundgegeben hatten, ließen in Maria Thereſia mannichfache Gedanken für Reformen ſelbſt in der oberſten Leitung der Regierung in Ungarn rege werden. Jedenfalls ſollte Prinz Albert an die Spitze des Landes treten. Die Kaiſerin war nur noch nicht entſchieden, welchen Titel, welche Prärogative ſie ihm verleihen, welches Maß der Gewalt ſie ihm einräumen wollte. Herzog Albert war nach der Innsbrucker Reiſe für einige Tage nach Dresden gegangen, um ſeine Verwandten zu beſuchen. Alle wünſchten ihm Glück zu dem Beſitze einer ſolchen Frau ſo wie zu den Auszeichnungen, die bevorſtänden. Herzog Xaver, damals der älteſte der Familie, Regent und Vormund des minderjährigen Kurfürſten, hielt für Albert bei der Kaiſerin ſchriftlich um die Hand der Erzherzogin an. Maria Thereſia antwortete in einem köſtlichen Briefe, daß ſie Prinz Albert wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften wie ihren leiblichen Sohn lieb gewonnen habe und gerne und freudig ihre Einwilligung ertheile. Mit Stolz hob ſie hervor, daß keine „zeitliche Abſicht", ſondern die innigſte Neigung das junge Paar verbinden werde; ſie hoffe deswegen ein dauerndes Glück.

Im November kam Prinz Albert nach Oeſterreich zurück. Den Winter verlebte er in Preßburg, um mit den ungariſchen Herren zu verkehren und Land und Volk kennen zu lernen. Zu Weihnachten kam er nach Wien. Die Kaiſerin kündigte ihm am zweiten Feiertage

den 26. December 1765 an, daß er zum Feldmarschall, Generalkapitän und Statthalter von Ungarn ernannt sei.

Die Verlobung wurde wegen der Trauer noch bis ins Frühjahr verschoben, aber Maria Theresia erlaubte beiden den freiesten schriftlichen Verkehr [1]) und sie verfehlten nicht davon Gebrauch zu machen. Christine schrieb an den Herzog jeden Tag, kurze oder lange Briefe; aus jedem leuchtet ihre Liebe, ihr Vertrauen, ihre Hoffnung und ihr Glück hervor. Kein Blatt ist, das nicht irgend einen geistig bewegten Satz in sich enthielte. Mit der innigsten Zärtlichkeit spricht sie von ihrer guten Mutter, die ihr Glück gründen will. Sie ist die liebende Braut, die ihr ganzes Leben dem Manne zuwendet; sie verlangt nichts von ihm, als sein Herz, sein Vertrauen, seine Freundschaft; sie läßt sich Nachricht geben von den Vergnügungen, die ihm Preßburg bietet, von den Damen, mit denen er verkehrt, ja sie wird einen Moment auf eine junge Gräfin Palffy eifersüchtig; sie ist betrübt, wenn die Donau austritt und die Briefe länger ausbleiben. Eines Tages las sie eine Predigt von Bourdalone über die Ehe und war davon sehr ernst gestimmt. „Man könnte dadurch gegen jede Heirat eingenommen werden, schreibt sie, aber nichts kann mir die gute Meinung von Ihnen,

[1]) Par la permission de la meilleure des mères je suis autorisée de recevoir plus souvent de vos lettres, d'en retrancher toutes les Altesses et cérémonies. Christine an Albert.

die Hoffnung des Glückes rauben, das ich an Ihrer Seite erwarte." Bei jedem Worte ſeiner Liebe zittert ſie. Der Ausdruck „liebe Freundin" in einem Briefe macht ſie betroffen, aber ſie faßt ſich und erinnert ſich ſeiner Neigung, die mehr iſt als Freundſchaft. „Die thörichte Liebe, fügt ſie hinzu [1]), wird vergehen, die Freundſchaft ſoll die Grundlage unſerer Verbindung bleiben; ja ich glaube, daß die Ehe nur glücklich ſein kann, wenn die Freundſchaft die Grundlage bildet; wenn ich Ihre zärtlichſte und beſte Freundin werden kann, ſehe ich das als meine beſte Eigenſchaft an; nichts ſoll zwiſchen uns verborgen bleiben, alle Gefühle, Sorgen und Kummer wollen wir theilen." Eine gleiche Geſinnung hofft ſie von ihm, ſie will ihn als Herrn erkennen und ihm allen Gehorſam widmen. Alle Neuigkeiten von Wien, Florenz, aus der großen und kleinen Welt, in der ſie ſich bewegte, theilt ſie mit. Der Winter von 1765 auf 1766 war traurig. Sie ſah nur wenig Damen bei ſich, die junge Batthiany, die Fürſtin Eßterhazy, die Uhlefeld, Trautmannsdorf, Sinzendorf, aber alle Geſellſchaft langweilte ſie. Joſeph war kälter und abſtoßender als je, gegen alle Welt wie gegen ſeine Frau. Die letztere wurde bemitleidet. Wer die Umſtände kannte, konnte ſich über das unglückſelige Verhältniß nicht wundern, aber die Frauen des Hofes ſahen darin

[1]) 18. Februar 1766. Briefe Chriſtinen's an Albert.

nur die beleidigte Würde ihres Geſchlechts. Chriſtine ſchrieb einmal: „ich glaube, wenn ich ſeine Frau wäre und ſo behandelt würde, ich wäre entflohen und hätte mich an einen Baum in Schönbrunn aufgehenkt.“ Am meiſten litt dadurch die ſchüchterne anſpruchsloſe Frau ſelbſt, welche ein Jahr nachher im Mai 1767 ſtarb. Maria Thereſia war in jener Zeit von dem Leid über den Tod ihres Gemahls noch ſo ergriffen, daß ſie für alle anderen hart und abſtoßend erſchien. Selbſt Chriſtine mußte ihre Härte fühlen und floh dann in Thränen in ihr Zimmer zurück; aber ſie empfand doch, wie die Mutterliebe wieder lebendig durchbrach. Die Kaiſerin richtete alles für das junge Paar ein. In der Wiener Burg bezog ſie den zweiten Stock, und beſtimmte ihre frühere Wohnung für Albert und Chriſtine, wenn ſie ihren Aufenthalt in Wien nehmen ſollten. In Laxenburg wurde ein kleines Haus für ſie eingerichtet. Die Kaiſerin fuhr ſelbſt mehrmals nach Preßburg, um die Einrichtung des Schloſſes in Augenſchein zu nehmen. Wagen und Pferde, die Ausſteuer, Schmuck, die kleinſten Koſtbarkeiten wurden von ihr beſichtigt. An den Herzog, der in Preßburg verweilte, ſchrieb ſie die freundlichſten Briefe.

Anfangs März 1766 kam Prinz Albert nach Wien; wenige Tage nachher, am 15. März, traf auch ſein Bruder Clemens ein. Beide bewohnten wie früher das Taroucca'ſche Haus. Am 2. April wurde die Ver-

lobung gefeiert. Der ganze Hof hatte ſich Mittags 12 Uhr in der Rathsſtube verſammelt. Ein Kämmerer holte den Prinzen Albert in ſeiner Wohnung ab; der Hofmarſchall, Oberſtkämmerer und Oberſthofmeiſter empfingen ihn an der Stiege und führten ihn in die Gemächer der Kaiſerin. Dort warb er officiell bei Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph um die Hand ſeiner Dame und nachdem er das Jawort erhalten, überreichte er der Braut ſein Porträt, das ihr die Oberſthofmeiſterin an die Bruſt heftete. Albert ging dann mit ſeinen zwei ſächſiſchen Edelleuten Vizthum und Bezold in die Gemächer der Kaiſerin Joſepha, um ſie von dem Act zu benachrichtigen und ihre Glückwünſche einzuholen. Er und ſeine Braut erſchienen allein in farbigen Kleidern, ſie in einem bauſchigen Hofkleide, das mit Brüſſeler Spitzen wie überſäet war. Die übrigen Perſonen trugen noch Trauerkleider. Zu Mittag war große Tafel und Abends Geſellſchaft. Tags darauf empfingen die Brautleute die Glückwünſche des Adels, die Erzherzogin unterſchrieb dann nach dem öſterreichiſchen Hausgeſetze die Verzichtleiſtung auf die Erbfolge und am 5. April wurden die Ehepacten ausgefertigt, wobei Colloredo und Kaunitz als Zeugen fungirten.

Der Heiratsbrief wurde damals geheim gehalten, weil die Kaiſerin ihre Tochter in der Ausſtattung ſo außerordentlich begünſtigt hatte [1]). Der Herzog ſelbſt

[1]) Khevenhüller's Memoiren. 1766.

bekam kostbare Geschenke: ein mit Brillanten besetztes goldenes Vließ, den Stephansorden, eine Agraffe, Hut, Ring, Degen und Gürtel reich mit Diamanten besetzt. Die Erzherzogin erhielt außer den 100.000 Gulden, welche als Heiratsgut für jede Prinzessin bestimmt waren, außer der reichen Ausstattung in Kleidern, Schmuck und Kredenzsilber noch ein Heiratsgut von vier Millionen Gulden. Maria Theresia ließ in den Contract setzen: „Weil Prinz Albert als jüngerer Sohn Friedrich August's III. von Sachsen nicht mit souverainen Landen und einem Unterhalt von der kurfürstlichen Rentkammer versehen ist, so wolle sie in Erinnerung an die gute Verwaltung Kaiser Franz I. und aus zärtlicher Liebe und mütterlicher Vorsorge ihnen noch eine besondere Versorgung geben [1]). Die vier Millionen wurden in Gütern und Geld angewiesen. Das Herzogthum Teschen, welches aus der Verlassenschaft Franz I. an Kaiser Joseph übergegangen und der Krone Böhmen lehenbar war, wurde mit allen Einkünften und Gefällen aber mit dem Vorbehalte der landesherrlichen Hoheit an Christine und ihre Descendenz übertragen. Sie und ihr Gemahl sollten davon Titel und Wappen führen. Christine erhielt ferner die Herrschaften Altenburg und Mannersdorf, und um die vier Millionen zu ergänzen,

[1]) Original-Contract vom 6. April 1766, von Maria Theresia, Kaunitz und Binder unterschrieben.

eine Barsumme von 666.821 Gulden in Bankobligationen [1]). Für Mannerstorf und das Geld wurden ihr jedoch einige Monate später die Herrschaften Bellye und Raczkeve in Ungarn überlassen. Herzog Albert war schon zum Statthalter (Locumtenens) und Generalkapitän von Ungarn ernannt. Nach dem Ableben des Herzogs Karl von Lothringen sollten beide für ihre Lebenszeit das Gouvernement in den Niederlanden sammt dem damit verbundenen Einkommen erhalten. Teschen, Altenburg und alles Eigenthum solle in ihrer Descendenz nach der Erbfolgeordnung des Hauses Oesterreich forterben, und wenn keine Kinder vorhanden wären, an die kaiserliche Familie zurückfallen. Man sieht wie sehr die Kaiserin ihre Vorliebe für Christine bethätigte. Niemals hat eine Fürstin des Hauses Oesterreich ein solches Heiratsgut bekommen. Herzog Albert hatte besonders Ursache sich Glück zu wünschen. Der junge sächsische Prinz, der nach dem Testamente seines Vaters jährlich 50.000 Thaler erben sollte [2]), die er aber nie bezogen hat, war in Oesterreich einer der ersten Diener des Staates und einer der reichsten Grundbesitzer Europas geworden.

---

[1]) Teschen wurde 733.179 Gulden geschätzt; für diese Summe hatte Franz I. das Herzogthum gekauft. Altenburg hatte er von der Bank um 2,200.000 Gulden eingelöst, Mannerstorf wurde zu 400.000 Gulden gerechnet. Die Güter und die 666.821 Gulden repräsentirten die vier Millionen.

[2]) Prinz Xaver an Maria Theresia 28. November 1765.

Die Hochzeit wurde im Schloſſe Hof oder kurzweg Schloßhof gefeiert. Schloß und Gut liegen vier Meilen von Wien an der Grenze von Niederöſterreich in dem Winkel zwiſchen der March und Donau [1]). Das Haus gehörte einſt den Herren von Giengen, ſpäter Prinz Eugen, der es zu einem prachtvollen großen Schloſſe umbaute. Maria Thereſia kaufte es 1754 von den Erben Eugen's. Das Gebäude ſteht auf einer Anhöhe, iſt viereckig, hat zwei Stockwerke, zwei Seitenflügel, Vorhöfe und ſo viel Fenſter als Tage im Jahr. Ueber dem Haupteingang ſteht ein Thurm, um das Erdgeſchoß laufen ſteinerne Bogengänge, rechts iſt die Kapelle. Ihre Wände ſind mit Gypsmarmor bekleidet, das Altarblatt iſt eine Copie der Kreuzabnahme von Rubens. Wer einen Gang durch das Haus macht, iſt überraſcht von der Größe und Zahl der Räume. Ein prachtvoller Saal führt durch beide Stockwerke, an der Decke iſt Stuccaturarbeit, Rococcomöbeln ſtehen herum. Bei jedem Schritte wird man an das 18. Jahrhundert erinnert. Ein Schreibzimmer iſt mit oſtindiſchem Zitz ausgeſchlagen, der im Lager von Zentha erbeutet wurde, Stühle und Tiſche ſind im Rococco und ganz vorzüglich gearbeitet. Auf einem Kaſten ſteht eine Stockuhr, welche Eugen gehörte. Der große Speiſeſaal mit ſeinen

[1]) Eine Viertelſtunde von der Station Marchegg. Ich habe das Schloß, das ſonſt vergeſſen iſt, zweimal beſucht, im Herbſt 1859 und zu Oſtern 1860.

in Holz verkleideten Wänden diente Maria Thereſia als Empfangsſaal. In dem einen Zimmer ſind acht große Bilder zur Erinnerung an die Schlachten von 1738, 1739, 1742 gemalt, an welchen Franz I. und Karl von Lothringen Theil genommen haben. Man findet da die Bilder der geſammten Familie Maria Thereſia's: Joſeph mit ſeinen Schweſtern Marianne und Chriſtine am Claviere, Ludwig XVI. mit Marie Antoinette und dem Kurfürſten Maximilian, den Großherzog Leopold mit ſeiner Familie, die Herzogin von Parma, die Königin von Neapel, Portraite Maria Thereſia's und Franz I., des Herzogs Albert und ſeiner Frau. Ein Gemach iſt aſchgrau ausgeſchlagen, wie jenes in Wien, das Maria Thereſia als Witwe bewohnte. Von dem Balkon genießt man eine herrliche Ausſicht über Feld und Wald bis zu den ungariſchen Bergen und den grünen Wellen der Donau. Der Garten, der ſich in drei Terraſſen bis zur March hinabſenkt, war einſt in franzöſiſchem Stil gehalten; noch findet man geſchnittene Hecken und mythologiſche Gruppen in den Niſchen. Wie mahnt das alles an eine verklungene, verſchollene Zeit! Prinz Eugen und nach ihm der Prinz von Hildburghauſen gaben hier glänzende Feſte, Franz I. iſt oft von hier mit einer fröhlichen Jagdgeſellſchaft ausgezogen und Maria Thereſia hat in Freude und Trauer in dieſen Räumen verweilt. Damals kamen die Couriere geſprengt, die Wachen zogen mit klingen-

dem Spiele auf, die Hofherren und Damen gingen in seidenen Kleidern durch den Garten, die Bäume warfen tiefe Schatten über den Weg, die Musik klang durch die Nacht und die Freude rauschte durch alle Räume. Noch Leopold II. und Franz I. kamen hieher. Die ungarischen Magnaten holten gewöhnlich hier ihren König zur Krönung in Preßburg ab. Heutzutage ist die Wirthschaft verfallen, das Haus verödet, der Garten schlecht gepflegt, die Wasserwerke sind zerstört, die Statuen Ruinen. Hier steht ein Amor mit gebrochenem Arme unter einem dürren Apfelbaum, dort eine bemooste Amphitrite in einem versumpften Bassin. Ein prachtvolles Eisengitter am unteren Thor zeugt noch von der alten Herrlichkeit; das savoyische Kreuz erinnert an den edlen Helden, der hier Burgunderwein und edle Obstarten pflanzte.

Dieses Schloß hatte Maria Theresia zur Hochzeitfeier ihrer Tochter bestimmt. Sie wollte das Fest wie in ländlicher Einsamkeit begehen. Am 7. April fuhr sie mit der Erzherzogin Maria Anna früh voraus; Nachmittag kam Kaiser Joseph mit seiner Frau und der Braut, am 8. April Herzog Albert mit seinem Bruder Clemens. Einige Herren und Damen folgten nach: Karl Dietrichstein, Karl Palffy, die Gräfinnen Losy, Berchtold, Linden, Vasquez, Salmour, Goës, Wallis, Sztaray. Am 9. kamen Fürst und Fürstin Batthiany, Fürst Kaunitz, der Judex Curiä, Leopold Palffy, der

ungarische Kanzler Graf Eßterhazy, Grassalkovich und die Gräfin Bethlen. Eine kleine auserlesene Gesellschaft war hier versammelt. Die Herren trugen die Hofuniform in Trauer grau und schwarz, die Damen Taffet mit schwarzen Bändern, die Braut hatte an ihrem Ehrentag ein weißes mit Silberblumen gesticktes Mousselinkleid mit vielen Edelsteinen. Abends 6 Uhr am 8. April segnete Bischof Clemens die Brautleute ein[1]). In den nächsten Tagen folgten die prächtigen, zugleich geschmacklosen und langweiligen Feste, die so oft geschildert worden sind: Carousel, Bauernhochzeit, Tanz und Musik. Eines Tages fuhr man in das kleine Schloß Niederweiden. Maria Thersia ging dann nach Preßburg, um den Empfang des neuen Statthalters in Ungarn vorzubereiten. Christine und Albert zogen am 13. April in ihre neue Heimath ein. Eine Schaar ungarischer Magnaten begleitete sie von der Grenze bis in das Schloß. Kaiser Joseph kam ebenfalls für einen Tag und führte dann Maria Thersia nach Wien zurück.

[1]) Maria Thersia ließ zur Erinnerung eine Marmortafel in die Wand der Schloßkapelle einfügen. Sie ist noch dort zu sehen und trägt die Inschrift: Maria Christina, Archidux Austriæ Albertus Dux Saxoniæ Regius Princeps Poloniæ Serenissimi Sponsi in hoc sacello uniti ecclesiæ ritu peragente Clemente, Duce Saxoniæ Regio Principe Poloniæ, Episcopo Frisingensi die VIII April MDCCLXVI.

II.

In Glück und Frieden.

1766 — 1775.

Herzog Albert und seine Gemahlin hielten nun im königlichen Schloß zu Preßburg einen prächtigen Hof.

Wer heutzutage den Schloßberg besucht und die verfallenen Mauern und Thürme des alten Königssitzes betrachtet, ahnt nicht einmal, welch eine Pracht ein Jahrhundert früher hier in Haus und Hof zu finden war, welche frische Freude in den Gemächern gewohnt hat und wie dieses Preßburg der Mittelpunkt eines politischen Lebens, die Stadt der ungarischen Aristokratie war. Welche reizende Aussicht genießt man von der Höhe! gegen Norden ziehen die Eichen- und Buchenwälder der kleinen Karpathen, man sieht die Thürme von Städten und Dörfern; gegen Aufgang dehnt sich eine weite mit Wein und Getreide reich bewachsene Ebene; am Fuße des Berges rollt die stolze Donau ihre Wellen, Büsche und Straßen ziehen bis zu ihren Ufern, im Hintergruud schließen sich die Berge und die Ruinen des Schlosses Haimburg leuchten von der Grenzmarke des deutschen Landes nieder. Auf diesem Berge war viel früher, als die Stadt zur Bedeutung kam, ein befestigtes Schloß, im Mittelalter und in neuer Zeit oftmals die starke Burg des Königthums gegen

den trotzigen Adel, eine wahrhaft königliche Pfalz, in der die Fürsten so vieler Geschlechter ausruhten. Hierher war die Königin Maria geflüchtet, als ihr junger Gemahl im Sumpfe bei Mohacs erstickt war; hier hielt König Ferdinand seinen ersten Reichstag; hier streiften die Türkenschaaren von den deutschen Küraſſieren gejagt vorbei. Das alte Schloß war nach dem Umbau unter Ferdinand II. ein mächtiger Bau mit wenig Fenstern, hohen Thürmen und finstern Kerkern. Maria Thereſia ließ die Burg zu einem modernen Palaſt voll Marmor und Gold umſchaffen. Breite Stiegen und lichte Gänge führten hinan und soviel Gemächer waren eingerichtet, daß fünfhundert Personen Platz finden konnten. Da gab es große und kleine Audienz-Zimmer mit Spiegelwänden und Goldleisten, die Wohnstuben waren mit prachtvollen Tapeten, die Bibliothek mit schönem Holzgetäfel geziert, in dem Gemälde-Zimmer hingen die Porträts aller Officiere vom Regimente des Herzogs, die Kapelle war neu hergestellt, die Auffahrt verbeſſert, Terraſſen und zwei neue Gärten angelegt, die alte Burg war in ein feenhaftes Schloß umgewandelt. Der Bau hatte jahrelang gedauert und 1,300.000 Gulden gekoſtet.

Maria Thereſia hatte ihrem Schwiegersohne schon am 1. April einen Hofſtaat organiſirt, wie wir ihn heutzutage nur bei Souverainen finden. Nur um von dem Haushalte einer vornehmen Persönlichkeit des vorigen Jahrhundertes ein kleines Bild zu geben, mögen hier

einige Angaben folgen: Chef des Hofstaates war der Oberſthofmeiſter, damals Graf Bethlen, Schwiegerſohn des Fürſten Khevenhüller. Oberſthofmeiſterin der Erzherzogin war 1766 die Gräfin Vasquez; ſie trat einige Jahre ſpäter zum kaiſerlichen Hofe über und wurde nach dem Tode Maria Thereſia's penſionirt. Von 1771 bis 1781 diente eine Gräfin Starhemberg als Oberſthofmeiſterin. Als Hofdamen waren nacheinander im Dienſt: die Gräfinnen Wallis, Sztaray, Czernin, Ugarte und im letzten Jahre zu Preßburg die Gräfin Eßterhazy. Einige heirateten, andere traten in ihre Familien zurück. Zur Kammer, ſo hieß bei dem öſterreichiſchen Hof nach altem Brauch die Dienerſchaft eines Herrn oder einer Frau, gehörte die Kammerfrau Schloißnigg, welche 1775 zum kaiſerlichen Hof kam und deren Sohn baroniſirt wurde, dann ein kleines Heer von Kammerdienern, Kammermädchen, Jungfern der Hofdamen u. ſ. w. Mit dem Herzog Albert war ſein Kämmerer Baron Miltitz nach Oeſterreich gekommen; er wurde 1766 Oberſtwachtmeiſter, ſpäter General, verwaltete dem Herzog die große Herrſchaft Altenburg und blieb bis zu ſeinem Tod im Dienſt. Dem Herzog war in ſeiner militäriſchen Stellung noch ein General-Adjutant beigegeben, ein Baron Seckendorf; er kam ſpäter als Oberſt zum Regiment. 1766 wurde ſogar ein Edelknabe eingeführt, ein Graf Lamberg, 1774 Kammerherr. Zum Oberſthofmeiſteramte gehörte ein Troß von

Beamten und Dienern: der Sekretär, der Kammerfourier, der Garçonfourier, Kammerdiener, Thürhüter, Leiblakayen, Kammerheizer, Garderobe-Diener, Zimmerputzer, Holz- und Kohlenträger, drei bis vier Läufer. Als Beichtvater war P. Lechner mit einem schönen Gehalte angestellt; er nahm noch einen P. Staffler als Substituten zu sich. Leibmedicus waren Dr. Krapf, und als dieser zu Hof kam, Markmiller, dann der berühmte Quarien; neben ihnen fungirten noch ein Hofmedicus für die Leute und ein Leibchirurg. — Die Verwaltung der Güter und des Vermögens leitete der Hofrath Faulhaber; unter ihm standen Sekretäre, Schreiber und Officialen. Auf den Gütern selbst führte ein Oberregent mit mehreren Intendanten die Wirthschaft. Es gab einen eigenen Edelknaben-Director für vierzehn Edelknaben, eine Kammermusik mit einem Kammermusikus, Hornisten, Klarinettisten, Fagottisten, Trompetern und Paukenschlägern. Eigene Abtheilungen bildeten Küche und Stall. Für jene gab es Musterköche, Küchengehilfen, Küchenjungen, Zuckerbäcker, Kellermeister, Tafeldecker; für diese einen Stallmeister, Stalldirector, Bereiter, vierzig Reitknechte, Wagenmeister, Zugkutscher, Birutschkutscher, Mitteljungen, Zweirößler, Postillons und Vorreiter [1]).

Man muß gestehen, es war ein fürstlicher Hof-

[1]) nach Ms. im Erzherz. Albertinischen Hausarchiv.

halt. Gewiß gab es mehr Müßiggänger als Arbeiter, aber das ganze war nach Sitte und Geſchmack geordnet und dieſe waren nicht an allen deutſchen Höfen zu finden. Der Herzog und ſeine Gemahlin haben von ihrem Einkommen, das jährlich mehr als eine Million betrug, Gebrauch in großem Stil gemacht: es wurden viel Almoſen vertheilt, große Bauten ausgeführt, Bücher und Gemälde gekauft. Chriſtine und Albert folgten hierin ihrem eigenen Sinn wie dem Geſchmack und der Richtung der Zeit. In Preßburg wurden damals glänzende Feſte gegeben, und beſſere Tage hat dieſe Stadt niemals geſehen; ſie war der Mittelpunkt der ungariſchen Regierung, der Politik, der Geſellſchaft, der Sitte und Mode in Ungarn. Die ungariſche Statthalterei, der oberſte Gerichtshof hatten ihre Bureaux in dieſer Stadt, die Chefs der Stellen wohnten hier: der Judex Curiä Graf Fekete, der Tavernikus Graf Adam Batthiany, der Primas Batthiany, der Ban von Croatien Graf Nadasdy u. a. Die ungariſchen Magnaten hatten ſich ſeit dem letzten Bürgerkriege mehr dem Thron und dem altöſterreichiſchen Adel genähert, Familienverbindungen waren geſchloſſen; die Herren gefielen ſich mehr in dem franzöſiſchen Culturleben als in dem wilden und zahmen Leben, das ſie auf ihren Puſten geführt; ſie ſprachen franzöſiſch, latein, gaben ihren Kindern deutſche Namen, ließen ihre Schlöſſer von deutſchen und italieniſchen Baumeiſtern aufbauen

und dienten bei Hof oder in der Armee. An dem Hof zu Preßburg bewegten ſich öſterreichiſche und ungariſche Elemente in der beſten Harmonie neben einander. Der politiſche Gegenſatz war damals zwiſchen Deutſch- und Ungariſch-Oeſterreich größer als der nationale. Deutſch-Oeſterreich wurde abſolut regiert, Ungarn conſtitutionell im alt-feudalen Sinne; während dort Regierung und Volk von gleichartigen Kulturelementen ergriffen waren, beharrte Ungarn in ſeinen beſonderen Verfaſſungs- und Verwaltungsformen. Man kennt dieſe altungariſche Verfaſſung mit allen Auswüchſen eines mittelalterlichen Staatsweſens, welches dem Fürſten keine Kraft und dem Volke keinen Schutz verliehen hat. Während in Deutſch-Oeſterreich über den alten Municipal- und Provinzial-Gewalten ein geordnetes, bewegliches Staatsweſen aufgebaut wurde, beſtanden hier noch die wilden Kreisverſammlungen, Komitats-Congregationen genannt, die Exemtion des Adels von allen Staatslaſten, die Steuerfreiheit, welche 1741 neuerdings garantirt war, die vollſte Rechtsloſigkeit des Bauernſtandes und eine induſtrielle Abſperrung des Landes, wie ſie nur in der am meiſten verrotteten Zeit des Mittelalters vorkommen konnte; ja in den Bürgerkriegen, zur Zeit des ſchlaffen Regiments Karl's VI. war es geſchehen, daß die Juſtizhoheit und viele andere Rechte der Krone faſt ganz entzogen wurden.

Maria Thereſia liebte die Ungarn, Land und Volk

gefielen ihr. Sie hat die treuen Dienſte nie vergeſſen, welche ihr die Nation 1741 geleiſtet, aber in politiſchen Dingen ließ ſie ihre Gefühle nicht überſtrömen. In Regierungsſachen war ſie ein Mann voll Einſicht und Thatkraft; mit Eiferſucht hütete ſie die Fülle ihrer ſouverainen Rechte und übte ſie ohne Rückſicht auf Perſönlichkeiten, ohne Rückſicht auf den Widerſpruch, den die Ungarn von jeher und jeder Regierung entgegengeſtellt haben. Ihrem königlichen Rechte hat ſie mit Ausnahme der Zugeſtändniſſe von 1741 nichts mehr vergeben; ſie war vielmehr bemüht, Reformen anzubahnen, welche Zeit, Bedürfniß und Nothwendigkeit gleichmäßig erheiſchten. Dahin zielten die Anträge, welche die Regierung auf den Landtagen 1751 und 1764 für eine Erhöhung der Steuer, für die Ausdehnung des Militärſyſtems und für eine Rechtsordnung zwiſchen Bauern und Grundherren geſtellt hat. Maria Thereſia hatte dabei auf die Verſicherungen des Palatins und mehrerer Magnaten vertraut, aber die Vorſchläge fanden eine lebhafte Oppoſition. Die Stände ließen die wichtigſten Punkte fallen und verſuchten, ſich durch ein größeres Steuerquantum von allen Reformen loszulöſen. Maria Thereſia war damals ſehr enttäuſcht: „Dieſer Landtag, ſchrieb ſie in einem Briefe [1]), hat mich gut die Leute

[1]) an Graf Johann Chotek, 18. Jänner 1765. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. 250.

kennen machen, wann nur dieſen Profit davon hätte, iſt er groß genug.“ Sie hielt keinen Landtag mehr, obwohl ihn die Stände alle drei Jahre verlangt hatten. Sie machte nun wie die großen und nationalen Könige Ungarns Gebrauch von ihrem ſonverainen Rechte und führte, ohne die Formen der Verfaſſung zu berühren, die wichtigſten Reformen durch. Sie ernannte nach 1765 keinen Palatin mehr, ſondern ſetzte den Herzog Albert zum Locumtenens oder Statthalter ein. Es waren dieß ganz verſchiedene Aemter: der Palatin leiſtete den Eid auch der Nation, der Statthalter nur dem König; der Palatin wurde aus drei von den Ständen vorgeſchlagenen Männern erwählt, die Ernennung des Statthalters ging nur vom Könige aus. Der Palatin wurde als Organ angeſehen, die Verlangen der Nation zum Throne zu bringen; die erſte Pflicht des Statthalters war, die königlichen Befehle zu vollziehen; der Palatin präſidirte der Magnatentafel, der Statthalter einem Amte, der Statthalterei. Seit Leopold I., der damals Ampringer zu dem ſorgenſchweren Amte beſtimmt hatte, war kein Statthalter im Lande geweſen. Niemand widerſprach; der ungariſche Adel erkannte Albert und Chriſtine in ihrer neuen Stellung vollkommen an und bezeigte ihnen perſönlich ſeine Verehrung.

Maria Thereſia hatte ihren Schwiegerſohn ſelbſt in das neue Amt eingeführt. Bei allem politiſchen Verdruſſe lag ihr dieſes Ungarn doch immer ſehr am

Herzen [1]). Welche Liebenswürdigkeit und Klugheit zeigte sie in dem persönlichen Verkehr mit den Magnaten. Sie wirkte auf die Individuen und dadurch auf das Ganze. Es ist merkwürdig, wie diese Frau von allen Details der Verwaltung Kenntniß nahm. In jedem Jahre erledigte sie viele hundert Akten, sie kümmerte sich um jede Rechtssache, um Brücken und Wege, um Holzungen und Bergwerke; sie ging auf die kleinsten Verhältnisse ein, kannte die Stimmung eines jeden Comitats, schätzte jeden Beamten, Richter, Domherrn und Bischof nach Charakter und Thätigkeit; sie wies jedem ein rechtes Maß zu und schränkte ihn ein, wenn er über seine Befugnisse hinausging. In allen Erlässen drückt sich ihr feiner Sinn für Gerechtigkeit aus: „Ich will lieber schwach erscheinen, als ungerecht, wovor mich Gott bewahre," schrieb sie an den Herzog Albert [2]). Widerstrebende Elemente gab es genug; in den Komitats-Congregationen geschah vieles, das sie mißbilligte, sie war schon zufrieden, wenn diese wilden Versammlungen ohne Tumult und Todtschlag vor sich gingen.

Am meisten beschäftigte sie in jenen Jahren die Einführung des Urbars. In früheren Zeiten war der

---

[1]) J'ai toujours aimée la nation hongroise, parce qu'elle est la base pour notre commun bonheur. Maria Thersia an Prinz Albert. November 1765.

[2]) Aus dem Hofleben Maria Thersia's. 331.

Bauer in Ungarn vollſtändig leibeigen, kein Geſetz normirte das Recht des Grundherrn. Die Verſuche eine Reform herbeizuführen, hatten ſich von Landtag zu Landtag hingeſchleppt, bis Maria Thereſia nach 1765 dieſe Angelegenheit als Souverainin aufnahm und durchführte. Des armen Volkes hatte ſie ſich immer angenommen. Der Palatin Batthiany hatte einſt Infanterie und Cavallerie verlangt, um die ſchwierig gewordenen Bauern eines Komitates mit den Waffen zurecht zu bringen, aber Maria Thereſia ließ keine Gewaltthat ausüben, ſondern ſchickte einen königlichen Kommiſſär, der die Bauern beruhigen mußte. Von 1766 an erwuchs allmälig die neue Ordnung, durch welche der Bauer zum Genuß perſönlicher und dinglicher Rechte kam und Erbpächter des Grundes wurde, den er baute. Die Frohntage und Abgaben ſollten feſt beſtimmt ſein. Die Befreiung des Bauernſtandes wurde dadurch angebahnt, aber in der Wirklichkeit blieb auch der erſte Schritt unvollendet; das Geſetz vermochte das verrottete Wurzelwerk der Verwaltung nicht zu durchbrechen und ſcheiterte an dem Eigenwillen und der Eigenſucht der Herren. „Ich bitte Dich, ſchrieb Maria Thereſia an den Statthalter, dieſe fortwährenden Rekurſe gegen alle königlichen Befehle, beſonders in der Urbarialangelegenheit zu verhindern; die Principien ſind fixirt und gegen dieſe iſt nichts mehr zu hören; ich weiß, daß die Schuld an der Kanzlei liegt,

aber sie ist nur eine Folge der Vorstellungen des Rathes" [1]).

Bei aller Eigenwilligkeit gab Maria Theresia den Ungarn in vielen wichtigen Dingen nach. Sie ließ zu, daß Fiume und das Temeser Banat, das seit der Eroberung durch Prinz Eugen von Wien aus regiert wurde, wieder unter die ungarische Verwaltung kamen. Sie schrieb damals an den Herzog: „Das ist ein großer Tag für Ungarn; die Frage wegen des Banats ist entschieden; ich bin erfreut, daß diese Verbesserungen unter Deinem Gouvernement eingetreten und daß das Reich sich glücklicher schätzt als früher; ich bin gut ungarisch, mein Herz ist voll von Erkenntlichkeit für diese Nation" [2]).

Die Stellung des Statthalters war eine sehr angenehme. Er genoß so viel Ehre und Einfluß, daß seinem Ehrgeize vollkommen Genüge geschah. Maria Theresia war mit seiner Verwaltung zufrieden; sie freute sich über seine Vorschläge, genehmigte sie; er war so klug, in allen Dingen seine Herrin und Souverainin zu fragen und ihren Befehlen unbedingt Folge zu leisten. Er stand im besten Einvernehmen mit den ungarischen Ministern, mit den geistlichen und weltlichen Großen. Er bereiste das Land und hielt dabei seine

[1]) a. a. O. 355.

[2]) Je suis bonne hongroise, mon coeur est plein de reconnoissance pour cette nation. 1778 a. a. O. 353.

Augen offen für alle Zustände von Land und Leuten. Die Mischung der Bevölkerung, die nationalen Verschiedenheiten, der Naturstand, in dem das Volk noch in Dörfern und auf den Pußten lebte, die Anfänge einer neuen Kultur, alles interessirte ihn. 1769 begleitete er Kaiser Joseph auf der Reise ins Banat und nach Slavonien. Am 17. April reisten sie von Wien fort, am 20. Mai kamen sie zurück. Sie machten den größten Theil der Reise zu Pferd, übernachteten in einsamen Gehöften oder ritten bei Sternenlicht über die einsamen Ebenen; bei dem Uebergange über die Donau wären die beiden Herren bald zu Grunde gegangen. Sie kamen bis Mehadia; den Rückweg nahmen sie durch Slavonien und die angrenzenden ungarischen Komitate nach Ofen. 1770 wiederholte Kaiser Joseph die Reise; auch dießmal begleitete ihn der Herzog. Sie gingen über Bruck, Oedenburg nach Fünfkirchen, dann über die Haiden und Pußten zwischen der Theiß und Donau nach Szolnok, Tokai, Pest. Am 18. Mai kamen sie nach Preßburg zurück, wo sie Christine mit Sehnsucht erwartet hatte. Der Herzog schrieb über beide Reisen eigene Berichte, die er der Kaiserin vorlegte[1]). 1771 sollte er in den Krieg ziehen. Oesterreich hatte damals mit der Pforte einen geheimen Vertrag geschlossen. Im Fall die Russen über die Donau gehen und gegen

[1]) Ms. Nachlaß des Herzogs.

Adrianopel operiren würden, sollte ein österreichisches Corps an die untere Donau rücken. Der Kaiser gedachte dasselbe persönlich zu befehligen und Herzog Albert sollte eine Abtheilung unter ihm kommandiren, aber der Waffenstillstand von Giurgevo 1772 machte allen Kriegsplänen ein Ende.

Maria Theresia vermißte Christine und Albert sehr. Es war eine Lücke im heimischen Kreis. Sie empfand dieselbe im täglichen Begegnen, im freundlichen Austausch der Gedanken. Ihre Briefe an Christine, und diese kamen jede Woche ein-, zweimal, auch öfter, drücken eine Liebe und Sehnsucht aus, wie sie eben nur eine Mutter für ihr Kind empfinden kann.

Wenige Tage, nachdem das junge Paar in Preßburg eingezogen war, schrieb die Kaiserin an Albert [1]): „Mein lieber Sohn, nicht so viele Komplimente. Diese „madame“ am Anfang Deiner Briefe choquirt mich sehr. Sage ein andermal „meine theuere Mutter“ und fahre so fort wie ich, unterschreibe nur Deinen theuren Namen Albert ohne Ceremonie. Wenn Du nur zufrieden bist mit meiner Tochter, das ist alles, was ich wünsche; sie ist es vollkommen und wird trachten, Deine Zärtlichkeit zu erhalten. Das ist jetzt mein einziger Trost. Obwohl es mich viel kostet, von meiner Tochter getrennt zu sein, welche seit acht Monaten mein Trost, meine Gesellschaft,

[1]) 18. April 1766. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 347.

meine Freundin war, so bin ich doch belohnt, wenn ich daran denke, daß sie Dein Glück ausmacht."

An Christine am selben Tage [1]: „Ich sehe Dich immer vor meinen Augen, mein Schnupfen ist besser, ich befinde mich wohl aber nicht ruhig; mein Herz hat einen Schlag erlitten, den es immer nachempfinden wird, besonders an einem Tag wie heute, an welchem ich vor acht Monaten meinen geliebtesten Gemahl, einen Sohn, der meine Liebe verdiente, und eine Tochter verloren habe, die nach dem Verlust des Vaters mein einziger Trost, meine Freundin war. Ich war kindisch genug diesen Nachmittag, als ich um drei Uhr Deine Schwestern durch mein Zimmer gehen hörte; ich glaubte einen Moment, daß meine liebe Mimi erscheinen wird, aber sie war beschäftigt zu Hause die Honneurs zu machen und sich der Gegenwart ihres zärtlichen Gemahls zu erfreuen. Das ist die Frucht meiner Sorgen seit zwei Jahren und ich kann Gott nicht genug danken, daß er es zu einem so guten Ende geführt hat. Von seiner Gnade hoffe ich die Fortdauer dieses Glückes."

Nach einem Besuche Christinen's in Laxenburg im Mai 1766: „Guten Morgen, meine liebe Tochter! Ich hoffe, daß Du glücklich angekommen bist. Mit Ungeduld erwartete ich die Nachricht, denn ich bilde mir ein, daß Du erst nach sechs Stunden angekommen bist, daß die

[1]) 18. April 1766. Original französisch.

Poſtillone den Weg verfehlen, umwerfen oder ſonſt ein Unfall geſchehen ſei. Sieh', wie ich, Deine Mutter, bis in die Nacht damit beſchäftigt bin, wie ich dieſen Gedanken nachhänge, ohne ſie zu bekämpfen, — nur um die Leere nicht noch mehr zu empfinden, die ich hier gefunden. Ich kann Dir den Eindruck nicht beſchreiben, den mir das liebe Laxenburg gemacht hat; jeder Schritt im Garten war für mich wie auf Dornen; ich hatte noch nicht den Muth, in das Gartenhaus hinabzugehen. Die Kaiſerin [1]) iſt mit allen Mädchen einen Moment nach mir gekommen; ich ging raſch mit ihr in den Garten, um alle zu ſehen; ich kam mit ihr durch eine Allee, wo ich einſt jemand umarmt hatte, der unſer ganzes Glück war, das aber nicht lange gedauert hat. Ich mußte weinen. St. Julien und Poil waren die erſten, die mich empfingen. St. Julien, Clary und alle Damen waren in Thränen. Ich war noch am ſtärkſten und munterte die andern auf. Mit Braganza und meiner Bonne machte ich die Tour zur Fontaine, ſetzte mich mit meinen vier Damen nieder und kehrte nach einer Viertelſtunde ins Haus zurück. Dann ging ich in die Kapelle, um mein Gebet zu ſprechen für das, was mir das Liebſte auf der Welt war, dann für den Herrn und die Herrin des Hauſes. Ich befand mich wohl, habe genug geſchlafen, ging in's Schloß frühſtücken, um abzubrechen und meine

[1]) Maria Joſepha, Gemahlin Joſeph's II.

Pflicht zu erfüllen. Glaube mir, daß mitten in meinem gerechten Schmerz Du und ein wenig Leopold die einzigen sind, welche mich aufrichten, wenn ich daran denke, was ich seit neun Monaten verloren. Wenn ich Dich bei Deinem lieben Gemahl und so glücklich sehe, lebe ich wieder auf und empfinde das Glück, das ich verloren. Es war so groß und ich war dessen so wenig würdig, daß ich Gott nie genug dafür danken kann. — Der Kaiser ist an der Thür, um mich zu führen; ich habe nur noch einen Moment Dich zu grüßen, den Prinzen, die Vasquez, Herrn und Herrin des Hauses, die Therese Kokořowa; ich bin entzückt von der Aufmerksamkeit der Bethlen. — 8 Uhr."

Christine fand in ihrer Mutter zugleich eine Freundin, welche ihr in allen Lebensverhältnissen mit ihren reichen Erfahrungen, dem entschlossenen Takte und dem Wohlwollen ihrer Seele zur Seite stand. Sie gab ihrer Tochter Weisungen für ihre Stellung als Statthalterin, als der ersten Frau des Landes, ja als Christine in der Scheu und Zartheit einer jungen Frau sie um Rath bittet, wie sie ihrem Manne begegnen solle, wie sie seine Liebe erhalten könne, schreibt ihr die Mutter Beobachtungen und Lebensregeln, so feinfühlig, so voll Treue und Aufrichtigkeit, so voll Wissenschaft des menschlichen Gemüthes, daß sie von dem Charakter und Geist dieser Fürstin mehr Zeugniß geben, als alle öffentlichen Acte.

„Du kannſt und mußt jeden hören," heißt es in einem Briefe [1]), „aber Du ſollſt nicht entſcheiden. Deine Antworten ſollen ſo ſein, wie Dich Dein Mann informirt; alle ſollen ſich an ihn wenden, und Du wirſt darauf ſehen, daß die Geſchäfte ihren ordentlichen Weg gehen. Du kennſt meine Intentionen. Ich will nichts anderes als das Wohl des Staates. Ihr werdet mich unterſtützen, wenn Ihr mich informirt. Ihr ſollt wenigſtens hören und tröſten, wenn Ihr nicht helfen könnt. An Sonntagen iſt öffentlich Gottesdienſt bei Hofe, Predigt, große Meſſe, um vier Uhr Veſper bei den Kapuzinern und Roſenkranz. Nur an Feſttagen wie jenen der h. Jungfrau, der Apoſtel oder an Landesfeſten wirſt Du Morgens öffentlich zur Kirche gehen, keine Predigt hören und immer die Kirche wechſeln, um allen Geiſtlichen ein Vergnügen zu bereiten. Darnach wirſt Du Beſuche empfangen. Am Morgen können die Damen, welche Zutritt haben, kommen. Abends Sonntags oder an einem andern Tage der Woche iſt Appartement. Zum Speiſen kommen Cavaliere und Leute geringeren Standes, wie dieß in Innsbruck der Fall war. Du wirſt ſie beobachten, ihnen liebreich begegnen und einige Worte ſagen. Wenn Du willſt, kannſt Du eigens einige Tage wählen. Betrage Dich klug gegen den niederen Adel; der iſt hier von dem in anderen Ländern

[1]) 18. April 1766.

ganz verſchieden; es gibt unter ihnen wie unter den Magnaten viele, welche ſehr ergeben ſind. Du kannſt im Anfang die Runde machen, die geheimen Räthe, Kämmerer und ihre Frauen, die Militärperſonen, welche zum Stab gehören, zu Tiſch einladen; auch der Garde-capitän kann dieſe Ehre haben, wie es hier der Fall iſt; jeden Monat wirſt Du einen Invaliden nehmen. Ferner alle Biſchöfe, Prälaten und Domherren, wenn ſie von Stand ſind oder einen Charakter haben, ebenſo Fremde, welche bekannt und vorgeſtellt ſind. In Ofen mußt Du eine zweite Tafel geben für die Edelleute, welche Kempelen halten wird. Du kannſt auch außer Haus ſpeiſen, aber nicht in der Stadt, ſondern in den Gärten oder auf den Gütern, welche nicht ſehr entlegen ſind. Nach einem Jahre vom erſten September an kannſt Du Bälle geben und Theater beſuchen. Die Fahrten in der Birutſche liebe ich nicht; aber da dieſer Punkt ſo wichtig für das Lebensglück der Menſchen geworden iſt, will ich nichts dagegen ſagen. Ich empfehle Dir nur alle mögliche Vorſicht. Kutſchire nicht ſelbſt weder in der Stadt noch in den Vorſtädten, beſonders nicht hier, ſondern laſſe den Kutſcher fahren; dieſer ſoll immer hinter der Birutſche ſein, wie das bei uns Brauch iſt, um bei einer Verlegenheit gleich eine Hilfe zu haben. Wenn der Weg ſchlecht iſt oder durch's Waſſer führt, ſoll man ihn immer fahren laſſen, denn ſich deswegen einer Gefahr auszuſetzen, iſt demüthigend.

Du kannſt allein mit Deinem Gemahl ausfahren, aber eine Dame ſoll folgen. In der Kirche oder im Garten kannſt Du mit ihm allein bleiben, aber immer ſoll ein Kammerdiener nachfolgen. Wenn Du allein biſt, darfſt Du nur mit einer Dame oder der Kammerfrau ausgehen. — Einen Tag in der Woche kannſt Du Audienzen geben; Reiſende, die man ſehen muß, kannſt Du zu jeder Stunde empfangen. Du kannſt einen Hoftag oder Cercle halten, wo auch Herren vom niedern Adel erſcheinen können, aber ſie dürfen nicht ſpielen; an den Tagen, wo der Adel in den Gemächern ſpielt, nur im Vorzimmer. Einigemal ſoll Muſik und Ball ſein. Du mußt alle kennen lernen, Dich bekannt machen, die Bittſchriften empfangen, ſie aber alle an Kempelen ſchicken, der Dir, wie dem Prinzen beigegeben iſt. Du kannſt ihn zu Rathe ziehen; er iſt ein ehrlicher Mann und wahrhaft zugethan. Die Almoſen verlangen, ſoll er an P. Lechner weiſen, die anderen an die betreffenden Behörden und auch an mich. Alles Ceremoniell, alle Audienzen ſollen von Bethlen ausgehen, jene für die Frauen von der Vasquez. Uebe Dich im Latein und Ungariſchen, um den Leuten einige Worte ſagen zu können. Was die Landleute betrifft, kannſt Du Dich bei dem Judex Curiä unterrichten. Ich werde Dir mehr über die anderen Perſönlichkeiten ſagen“ [1]).

[1]) Ms. eigenhändig von Maria Thereſia.

„Meine liebe Tochter! Du willst, daß ich Dir über Deine künftige Lage einen Rath gebe. Es gibt viele Bücher, welche diesen Gegenstand behandeln; ich will nicht wiederholen, was sie sagen. Du weißt, daß wir Frauen unsern Männern unterworfen, daß wir ihnen Gehorsam schuldig sind, daß unser einziges Streben sein soll, dem Gemahl zu dienen, ihm nützlich zu sein, ihn zum Vater und besten Freund zu machen. Wenn auch unglücklicherweise Beispiele das Gegentheil zeigen, so kann ich Dich doch nicht von Deiner Pflicht entbinden. Du nimmst Deinen Mann aus Neigung. Das war der einzige Grund, warum ich Dich etablirt habe. Du kennst Deinen Mann, Du hast alle Ursache zur Hoffnung so glücklich zu werden, wie man es nur auf dieser Welt sein kann.

Trachte Dir den göttlichen Segen durch ein christliches Leben zu verdienen. Gib den Anderen ein Beispiel durch Deine Wohlthaten, Deine Andacht, durch ein geordnetes Benehmen, eine bescheidene Zurückhaltung, die Du überall beobachten sollst. Es ist an Dir den Ton anzugeben, und ich bin überzeugt, daß Du ihn angeben wirst, Du bist ganz geeignet dazu.

Du besitzest Anmuth und Ergebenheit, aber hüte Dich diese Tugenden und schönen Eigenschaften zu übertreiben. Ich sollte Dich besonders aufmerksam machen, daß Du in der zärtlichen Liebe für Deinen Mann nicht in ein Uebermaß geräthst, das ihm zur Last fallen könnte;

nichts ist so delikat als diese Klippe; die zärtlichsten und tugendhaftesten Frauen und jene, die aus Neigung heirathen, scheitern daran. Du mußt auch die unschuldigsten Liebkosungen sparen; Du mußt trachten, daß man sie sucht und verlangt. In unserem Jahrhundert will man vor allem keine Gêne; durch die schlechten Beispiele ist es dahin gekommen, daß man ohne Anstoß so erscheinen kann. Je mehr Du Deinem Manne Freiheit lässest, indem Du am wenigsten Gêne und zarte Aufmerksamkeit verlangst, desto liebenswürdiger wirst Du sein; er wird Dich suchen und sich Dir hingeben.

Dein vorzüglichstes Studium soll sein, daß er bei Dir immer gleiche Laune, dieselbe Gefälligkeit, dieselbe Zuvorkommenheit finde. Trachte ihn zu unterhalten, zu beschäftigen, daß er sich nirgends besser befinde. Um Dir sein Vertrauen zu erwerben, mußt Du sorgen es durch Dein Benehmen, Deine Discretion zu verdienen. Daß niemals ein Verdacht in Deinem Herzen Eingang finde: je mehr Du Deinem Gemahle Freiheit lässest, je mehr Du darin Deine Gefühle und Dein Vertrauen offenbarst, desto anhänglicher wird er Dir sein. Alles Glück der Ehe besteht in Vertrauen und beständiger Gefälligkeit. Die thörichte Liebe vergeht bald; aber man muß sich achten, sich gegenseitig nützlich sein. Der Eine muß der wahre Freund des Anderen sein, um die Unfälle dieses Lebens ertragen und seine Wohlfahrt begründen zu können. Das ist der wesentlichste Punkt,

in welchem Stande man immer ſei. In dieſer Rückſicht fürchte ich nur ein Zuviel, das auf euer gemeinſchaftliches Glück Einfluß nehmen könnte. Ich habe Dich eiferſüchtig bei Deinen Freundinnen geſehen; hüte Dich davor bei Deinem Manne; das würde ihn entfernen. Nicht einmal ſcherzen ſollſt Du über dieſen Punkt; vom Scherzen kommt man zu Vorwürfen, der Aerger kommt dazu, die Achtung und der Reiz des Lebens entflieht und die Abneigung tritt ein. Je mehr Du Deinem Manne Vertrauen bezeigſt, ohne ihn im Geringſten zu geniren, deſto anhänglicher wird er Dir bleiben.

Welches Glück, immer bei ſich eine liebenswürdige Gemahlin zu finden, die immer beſchäftigt iſt, ihrem Manne alles Glück zu bereiten, ihn zu unterhalten, zu tröſten, ihm nützlich zu ſein, die ihn nie genirt, ihn immer kommen läßt, ſich mit ſeinen zarten Aufmerkſamkeiten begnügt und glücklich iſt, um ihn zu ſein. Wer das nicht im Anfang befolgt, fühlt die Wirkung in der Folge.

Alle Ehen würden glücklich ſein, wenn man ſich ſo benehmen würde; aber alles hängt von der Frau ab, ſie ſoll die rechte Mitte innehalten, die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes gewinnen; ſie ſoll dasſelbe nie mißbrauchen, weder damit prunken, noch befehlen wollen. In dieſer Hinſicht iſt Deine Lage ebenſo delikat, wie es die meinige war. Laſſe ihn niemals Deine Ueberlegenheit (superiorité) fühlen. Man ſcheut

keine Mühe, wenn man wahrhaft und vernünftig liebt; darüber bin ich ruhig.

Keine Koketterie, keine Eitelkeit ist Dir erlaubt. Höre darüber Niemand. Zeige ihnen, daß Du über diese Albernheiten erhaben bist. Bei einer verheiratheten Frau ist alles von Wichtigkeit, nichts leicht. Sei immer bescheiden gekleidet. Einer verheiratheten Frau ist das nicht gestattet, was einem Mädchen angeht. Die Anderen würden Dich gleich überbieten wollen.

Habe keine Vertraute. Das soll Dein Mann allein sein. Ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich in Anspruch nehmen, um Dich nicht an vertrauliche Mittheilungen zu gewöhnen. Du hast Geist und Talente genug, wenn Du sie für Dein Glück gebrauchen willst, umsomehr als der Charakter und das Betragen Deines Gemahls Dich für die Zukunft mehr beruhigen kann, als alles andere, wenn Du nicht selbst dieses glückliche Verhältniß störst.

Man muß trachten, immer um seinen Gemahl beschäftigt zu sein, dann geräth man in keine Fehler. Man findet mehr Geschmack an Vergnügungen, wenn man sie mit Maß genießt; Du hast genug Beispiele gesehen.

Die Ordnung in der Zeit und im Haushalte ist die Seele eines ruhigen, glücklichen Lebens. Ich weiß, daß man jetzt an keine Freude mehr glaubt, wo nur irgend ein Gêne dabei ist. Ich würde damit übereinstimmen,

wenn ich es nicht ſelbſt erfahren hätte und nicht jeden Tag erkennen würde, wie dieſelben Leute, die am meiſten auf jene Maxime halten, ſich ſehr langweilen und am wenigſten glücklich ſind; ſie haben an nichts mehr Freude, laſſen ihren Launen und Sinnen freien Lauf und werden am Ende von ihnen tiranniſirt.

Ich ſpreche von einer Ordnung, die vereinbar iſt mit dem Willen Deines Gemahls. Nichts ſoll Euch hindern, darüber in's Einvernehmen zu kommen. Du ſollſt alles opfern, wenn es ſich darum handelt, ihm zu gefallen oder ſeinen Willen zu thun. Du haſt Dir dann nichts vorzuwerfen. Du haſt nur zu gehorchen, nachdem Du Deine Einwürfe und Vorſtellungen in Sanftmuth und Güte vorgebracht haſt. Das kannſt Du einmal thun, wenn er aber das Gegentheil entſcheidet, bleibt Dir nur übrig zu gehorchen und ſogar in der Art, daß man ſieht, Du verrichteſt Deine eigene Angelegenheit, ohne auf eine Modification einzugehen. Nichts iſt leichter, wenn man wahrhaft liebt und ſeine Pflicht kennt. Das iſt auf dieſer Welt das einzige Mittel, glücklich und ruhig zu werden.

Wenn Dein Gemahl Dich immer beſchäftigt findet ſein Wohl durch Deine Gefälligkeiten zu begründen, wenn Du dahin ſtrebſt, daß er ſich bei Dir glücklicher, ruhiger, vertrauensvoller (sur) befinde als anderswo, dann kannſt Du rechnen, ihn zu feſſeln und ſo Euer

Glück zu gründen; aber man muß nichts erzwingen wollen oder darüber ein Geſtändniß machen; er muß ſich ſelbſt davon überzeugen.

Sehr häßliche und ſehr alte Frauen haben oft die heftigſten Leidenſchaften entzündet durch ihre Gefälligkeit, durch ihre Gewandtheit die Leute zu unterhalten oder anzuziehen, während die ſchönſten Frauen vernachläſſigt werden, weil ihnen dieſe Eigenſchaften fehlen. Je weniger Tändelei, deſto beſſer. Das iſt ein Uebel, das heutzutage ſehr in der Mode iſt; aber man muß eine große Ueberlegenheit des Geiſtes und viel Redlichkeit haben, um ohne Unannehmlichkeiten tändeln zu können. Kommt der Ton der Familiarität anderswoher, bringt er Bitterkeit in die Geſellſchaft und vertreibt allen Anſtand, alle Höflichkeit. Leide niemals an Deinem Hofe zweideutige Reden (des discours équivoques) oder die Sucht zu verleumden. Kläre die Dinge auf der Stelle auf, Du wirſt damit das ſchlechte Gezücht aus Deiner Nähe verbannen. Bei jeder Gelegenheit zeige Deinen Eifer der Tugend Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; entferne aus Deiner Geſellſchaft alle jene, die es daran mangeln laſſen.

Beobachte in allem an Deinem Hofe eine Regelmäßigkeit. Verpflichte die Chefs, die Leute in Ordnung zu halten. Laſſe ihnen nichts in dieſem Punkte angehen, laſſe ſie aber immer durch ihren Chef corrigiren,

ohne Dich ſelbſt damit zu beläſtigen. Das iſt allein das Mittel, gut bedient zu ſein und geſchickte Leute zu haben.

Ich ſage Dir nichts über Dein eigenes Betragen. Vernachläſſige nie die Pflichten der Religion; im Eheſtand hat man das Gebet und die Hilfe Gottes am nothwendigſten. Deine religiöſe Lecture ſoll regelmäßig ſtattfinden; ich empfehle es Dir, beſonders darin pünktlich zu ſein. Regle Deine Andacht wie Deine Almoſen nach der Anſicht des Beichtvaters.

Alles was die Frauen betrifft ſoll durch die Vasquez gehen. Du haſt ſoviel Verpflichtungen gegen ſie, daß Du ihr niemals genug erkenntlich ſein kannſt. Was die Männer anbetrifft, gehört zum Oberſthofmeiſter. Bei beſonderen Angelegenheiten kannſt Du Palffy als den Erſten des Landes oder Kempelen zu Rathe ziehen. Dadurch kannſt Du alles in Ordnung halten.

Der gütige Gott hat Dir ſo viel Talente, ſo viel Annehmlichkeiten verliehen; er hat Dich ſichtlich aus Deiner zahlreichen Familie auserwählt, das Glück und die Freude Deiner Aeltern, Deiner Schwägerin, die eine Heilige und Hellſeherin (clair-voyante) iſt, zu erhöhen; er hat Dir einen tugendhaften, liebenswürdigen Gemahl, den Mann Deiner eigenen Wahl gegeben. Ich hoffe, daß der liebe Gott ſein Werk vollenden und Dich glücklich machen wird, wenn Du ihn nicht verläſſeſt und meine Rathſchläge befolgſt; dieſe werden Dir

wie meine zärtliche Liebe niemals fehlen. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich zärtlich. Für immer

Deine treue Mutter

Marie Thereſe [1]).

Man wird wenig Beiſpiele finden, daß ein Fürſt oder eine Fürſtin, deren Sinn auf die großen Angelegenheiten eines Reiches gerichtet iſt, das Herz ſo offen behält für alle Regungen des inneren Lebens. Manche gekrönte Häupter haben literariſch gewirkt, ihre Politik verzeichnet, Betrachtungen über Welt und Leben angeſtellt. Von Maria Thereſia haben wir Briefe und Aufſätze zunächſt für ihre Kinder, aber wir ſchauen darin in den innerſten Grund ihrer Perſönlichkeit. Eine Herzenswärme und ſittliche Kraft ſtrahlt heraus, die uns wohlthut und erhebt. Das erklärt auch den Zauber, der von dieſer Frau ausging, und der rings um ſie alle Furcht, allen Haß und Neid auslöſchte und ihr alles unterthänig machte.

Im Mai 1767 wurde die Kaiſerin Joſepha, die Frau Joſeph's, von den Blattern ergriffen. Maria Thereſia, die in Schönbrunn wohnte, kam nach Wien und beſuchte die arme Frau in ihren Leiden. Den Morgen nachher fühlte ſie ein heftiges Fieber und erkrankte ſelbſt an den Blattern. Joſepha ſtarb am 28. Mai, Maria Thereſia war durch mehrere Tage

[1]) Ms. Original franzöſiſch von Maria Thereſia unterſchrieben.

in Gefahr. Erſt am 5. Juni konnte man ſich der Hoffnung einer Geneſung hingeben. Nur langſam erholte ſie ſich. Am ſelben Tag den 5. Juni ſchrieb ſie an Chriſtine: „Ich verlange von Dir als einen Beweis Deiner vollkommenen Liebe und Deines Gehorſams, Dich nicht zu beunruhigen, wenn Du erfährſt, daß ich die Kinderblattern hatte. Danke vielmehr Gott, daß er meine Tage verlängert hat, für welche, wie ich weiß, meine Familie und meine Unterthanen ſich von Herzen intereſſiren. Du wirſt, liebe Tochter, zu meiner gänzlichen Geneſung beitragen, wenn Du die Ruhe bewahrſt, nachdem Du meine Lage erfahren. Ich ſchreibe ſelbſt, obwohl die Aerzte es mir widerrathen haben, ich ſoll meinen Augen durch eine frühzeitige Anſtrengung nicht wehe thun. Das wird wahrhaftig ein Balſam für mein Herz ſein, wenn ich weiß, daß Du außer aller Unruhe biſt und Dich wohl befindeſt.“

Prinz Albert war bei der erſten Nachricht nach Wien geeilt, um die Kaiſerin zu ſehen. Er mußte es büßen und dieſelbe Krankheit, wenn auch in einer ſchwächeren Erſcheinung, durchmachen. Chriſtinen hatte man Anfangs die Krankheit der Mutter verhehlt. Sie war eben aus dem Wochenbette aufgeſtanden und an Körper und Seele leidend. Das Mädchen, das ſie am 16. Mai zur Welt gebracht hatte, war am erſten Tage geſtorben. Erſt am 11. Juni ſah Chriſtine ihre Mutter wieder. Ihre Freude war grenzenlos. Ganz Wien feierte die

Geneſung; man überbot ſich, die Theilnahme an den Tag zu legen für die Frau und Fürſtin, die von ihrem Volke geliebt war, wie kein anderer Souverain in Europa.

Bald nach ihrer Geneſung im Sommer 1767 kam Maria Thereſia nach Preßburg. Sie wiederholte dieſe Beſuche von Jahr zu Jahr, im Sommer und Winter, durch Schnee und Eis. Sie verbat ſich dann alles Entgegenkommen, alles Ceremoniell. In ſpäteren Jahren verlangte ſie einen Stuhl, um im Schloß über die Stiege getragen zu werden. Sie theilte Chriſtinen die Briefe aus Italien mit, von Leopold in Toscana, der Königin Karoline in Neapel. Sie ſprach mit ihr über ihre häuslichen Angelegenheiten, über ihre Sekretäre Pichler und Neny, über alles was ſie freute und drückte. Im Gemüth ihrer Lieblingstochter ruhte ſie von allem politiſchen Verdruße, von aller Mühſeligkeit des öffentlichen Lebens aus. Hier fand ſie ein Verſtändniß für allen Kummer, die treueſte Liebe und Hingebung, ein rückhaltsloſes Vertrauen.

Maria Thereſia war in den Jahren 1770 und 71 in mannigfache Zerwürfniſſe mit Kaiſer Joſeph gekommen. Innere und äußere Gründe haben dazu beigetragen. Joſeph war von ſeiner Mutter zum Mitregenten ernannt worden und er wollte nicht blos den Titel führen, ſondern auch die Macht eines ſolchen üben. Man weiß, wie verſchieden von ſeiner Mutter er dem Leben und ſeinen Bedürfniſſen in's Auge ſah, wie er das König-

thum in ganz anderer Beziehung zu den Intereſſen der Zeit und des Volkes auffaßte. Hatte er bisher nur die Schranken des alten, ſteifen Hofceremoniells durchbrochen, ſo gedachte er fortan ſeinen Ideen im Staate einen Ausdruck zu geben und die Maſſe mittelalterlichen Schuttes, der noch auf Oeſterreich lag, hinwegzuräumen. Es war ſo ganz die alte und neue Zeit, die ſich in dieſen beiden Perſönlichkeiten darſtellte. Maria Thereſia vertrat ungeachtet aller Reformen, ungeachtet ſie den Grundſtein zu einer einheitlichen Verwaltung gelegt hatte, doch das alte Regierungsſyſtem Oeſterreichs in ſeinen provinziellen und feudaliſtiſchen Anſchauungen. In der Erkenntniß der Mittel und Kräfte der Regierung wie in der unmittelbaren Verwaltung zeigte ſich eine Verſchiedenheit. Maria Thereſia vertheilte Gnaden in wahrhaft verſchwenderiſcher Weiſe, Joſeph wollte nur dem Verdienſt ſeine Ehren zuſprechen; Maria Thereſia hielt auf alte Familien, auf herkömmliche Anſprüche, Joſeph ſchätzte den Werth des Mannes nach ſeiner Arbeit; Maria Thereſia rüttelte nicht gerne an alten Zuſtänden, Joſeph wollte die Staatskräfte friſcher, beweglicher ſehen. Er war der Kriegsherr und mußte erfahren, daß am 1. Jänner 1771 4 Feldzeugmeiſter, 18 Feldmarſchall-Lieutenants, 49 Generalmajore und eine Menge höherer Officiersſtellen in einem Zuge beſetzt wurden. Nach dem Tode des Miniſters Haugwitz hatte Graf Hatzfeld die ganze politiſche und finanzielle

Verwaltung von Deutschösterreich in seiner Hand vereinigt; er war Chef von fünf Stellen. Kaiser Joseph setzte es 1771 durch, daß Hatzfeld Präsident des Staatsrathes wurde und das Ministerium mit neuen Kräften besetzt wurde [1]). Graf Blümegen wurde Oberstkanzler, Graf Leopold Kolowrat Kammer- und Bankpräsident, Graf Pergen Vice-Präsident, Binder, Kressel und Leer kamen in den Staatsrath. Joseph wollte auch den ungarischen Hofrath Festetics in den Staatsrath einführen, was aber der ungarische Kanzler Graf Eßterhazy als der Verfassung zuwider hintertrieb. Ein ganz verändertes Streben wurde in allen Zweigen der Verwaltung sichtbar. Die Neuerungen schienen von so unerhörter Kühnheit, daß die Hofleute der guten alten Zeit bedenklich den Kopf schüttelten und die Kaiserin selbst zurückschrack. Einen Moment dachte sie daran, die Regierung niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Wie es in ihrer Art lag, sprach sie ihre Betrübniß den alten treuen Hofleuten gegenüber aus. Khevenhüller damals Oberstthofmeister, schrieb bei einer solchen Gelegenheit in sein Tagebuch [2]): „Die Rede kam wie gewöhnlich auf die hiesigen Verhältnisse und ich verfehlte nicht, die Kaiserin aus ihrem Kleinmuth, ihrer Unentschlossenheit aufzurichten. Ich stellte ihr vor,

[1]) Handbillet Joseph's vom 30. November 1771. Ms.
[2]) 21. Februar 1771.

daß, nachdem sie Gott in ihrer Krankheit auf so wunderbare Weise erhalten habe, werde er durch seine Hilfe ihr auch die Last der Regierung erleichtern. Man suche geflissentlich, ihr die Regierung zu verleiden, um sie von den Geschäften, in denen sie schon zu viel nachgegeben, noch mehr zu entfernen und ihr den Scepter ganz zu entwinden. Jene Partei strebe nur darnach, unter dem jungen, zwar sehr einsichtsvollen, aber noch nicht genug erfahrenen Herrn allein das Ruder zu führen und sich vor der Welt größer zu machen. Sie sei als eine gottselige Frau aus Liebe für ihre Länder und ihre Religion verbunden, den freigeistigen Maximen und dem Indifferentismus, der täglich mehr überhand nehme, nicht alles Preis zu geben. Sie möge sich in christlicher Kraft aufraffen. So sagte ich vieles andere, was ein Diener aus patriotischem Gemüth vorbringen kann."

So ernst war es Maria Theresia mit dem Niederlegen der Regierung nicht. Es kam zu einigen ernsten Unterredungen, Josef war ein gehorsamer Sohn, ging auf Reisen und suchte seine Menschenkenntniß wie seine Erfahrungen zu bereichern. Maria Theresia nahm nach der ersten flüchtigen Anwandlung die Zügel der Gewalt wieder auf und hielt sie fester als je. Wo es sich um die Interessen ihres Hauses, ihres Reiches handelte, trat sie mit Stolz, Sicherheit und Hoheit wie in der besten Kraft ihres Lebens auf. Aber der frühere Lebensmuth, die innere Fröhlichkeit wollte nicht wiederkehren.

Sie fühlte von Jahr zu Jahr mehr die Einſamkeit des Alters, die Schwere des Lebens. Die Kriegsjahre bis 1763, das raſche Sterben ihres Gemahles, die Momente, in denen ſie ſelbſt dem Tode nahe war, ließen in ihr eine Schwermuth zurück, welche nicht wieder verflüchtigte. Dazu kam, daß in jenen Jahren eine Reihe von Männern abſtarb, die ihr treu gedient hatten, ſo 1770 Graf Ulefeld, Staatskanzler dann Oberſthofmeiſter; Graf Karl Kobenzl, Miniſter in Belgien; 1771 der alte Emanuel Liechtenſtein, der Feldzeugmeiſter Graf Stahremberg, Graf Tarouca, der ihre beſondere Gunſt genoſſen und in den erſten Jahren viel Einfluß genommen hatte, Graf Rudolph Chotek, einer der beſten Männer ihrer Regierung, der alte Wöber noch aus der Zeit Karl's VI. bekannt u. a.

Maria Thereſia fand um ſich eine junge Welt mit neuen Kräften, neuen Beſtrebungen; ſie erkannte, daß eine Atmoſphäre mit anderen Elementen ſich über die Welt lagere. Alles das machte ſie alt, gedrückt, traurig. Mehr als je ſuchte und fand ſie Troſt im Gebet, in einſamer Betrachtung. In dem Gebetbuche, welches Chriſtine von ihr erbte, lagen Zetteln mit Gebeten und Notizen beſchrieben, welche dieſe Stimmungen offenbaren. Einige mögen hier mitgetheilt werden:

„kayſer franciscus mein gemahl hat gelebt 56 jahr, 8 monat, 10 tage, iſt den 18 augusti 1765 geſtorben halb 10 Uhr Abends. alſo gelebt monate 680, wochen

2958, täge 20778, ſtunden 496992. mein glücklicher eheſtand war 29 jahr, 6 monat, 6 täge, um die nämliche ſtund, als ihm die hand gegeben, auch an einem ſonntag, iſt er mir plötzlich entriſſen worden. macht alſo jahr 29, monat 335, wochen 1540, täge 10781, ſtunden 258744.

meine regierungsjahre 28 jahr, 2 monate, 12 täge alſo monat 354, wochen 1471, tage 10300, ſtunden 247200. 60 vile pater noster ave requiem gloria patri zu beten oder ſo vil almoſen geben.

die meinige 59 jahr, monate 708, wochen 3058. täge 21548, ſtunden 517080.

Der wittweſtand iſt eine buß, eine zubereitung zum todt. ſoll 4 hauptpuncten in ſich enthalten: 1mo öfftere genießung deren h. ſakramente, 2do gewiſſe maß der münd und innerliche gebetter, 3to leſung öftere geiſtlicher bücher, 4to übung werck der barmherzigkeit abtöttung und buß.

leſungen alt und neuen teſtament, h. väter, kirchengeſchichten, leben der heiligen. vor eine wittbe gehören beſonders die psalm, die preis salomonis, aus dem weiſen mann die verachtung der welt, aus dem buch Hiob die gedult. die 4 evangelia die ſendſchreiben und geſchichten deren apostel tieff ſich in das hertz drucken, entlich auch die 5 bücher mosis und die propheten. kein tag vorbey gehen laſſen etwas davon zu leſen.

die andern gattungen deren lesungen: die h. Väter und schriftsteller cypriani, athanasi, hilarii; zu erhaltung der andacht. franziscus de salis, alvarez, pinamonti, spinola.

gänzliche übergebung einer wittbe in willen gottes.

der Verlust ihres gemahls soll Gott ihrer Seele bräutigam sein. machen ihr die Kinder unlust, soll Gott der schiedsmann sein. hat sie Unlust vor Verwanten, ist Gott ihr innerster Freund. wird sie vor gericht beruffen, gott ihr richter. in Verachtung gott und gutes gewissen ihre ehre. in armuth ihr Vatter. in Krankheit ihr arzt. in gewissensängsten Gott ihr tröster, ja ihr alles in allem.

---

in religions, geistlich, justizsachen, Kinderzucht, standsobligationen weis ich mich nichts besonders schuldig. ich klag mich aber an aller unwissenden frembden vergessenen sünden und all meiner gebrechen, erkenne mich vor Gott schuldig aller in mein leben begangenen krieg aus hoffart, neid, zorn, trägheit, weichlichkeit, lässigkeit in h. beicht und communion, wider den nächsten in reden, in wenig charitat.

---

die ordinari täge:

halb 6 Uhr aufstehen, ankleyden, meßhören, geistliche lesung 2 stund bis halb 8 Uhr.

von halb 8 Uhr mit denen cabinetsſecretären expediren bis 9 Uhr.

von 9 bis 12 Uhr ministre audienzen.

12 Uhr kinderfrauen, andere ſehen.

1 Uhr taffel bis 3 Uhr unterhaltung oder ruhen.

3 Uhr leſung todten officium.

4 bis 6 Uhr expediren, ſchreiben oder audienzen.

6 Uhr roſenkrantz. von da bis 9 Uhr ſchreiben, converſiren, ſpaziren, ſtille amusemens leſung.

Sonntag audienz. abends Damen.

Chriſtine und Albert lebten in Preßburg voll Liebe, Glück und Frieden. Politiſche Störungen gab es im Lande nicht. Es war in Ungarn ſo ſtill, als ob Hunger und Noth aufgehört hätten, als ob alle Leidenſchaften, aller Ehrgeiz erloſchen wären. Ein Jahr verfloß ſo gleichmäßig wie das andere. Die zwei großen Ereigniſſe der Zeit, die Theilung Polens und die Aufhebung des Jeſuitenordens nahmen auf ihre Stellung wie auf ihr Hausleben keinen Einfluß. In der Familie kamen nur freudenvolle Ereigniſſe vor: Hochzeiten, Kindstaufen, Feſte und Reiſen. Der innige Verkehr mit der Mutter gab ihrem Leben immer neuen Reiz, neue Freude. Chriſtine und Albert kamen jedes Jahr mehrmals nach Wien oder Laxenburg, wenigſtens für einige Tage, immer am Geburts- und Namenstage der Kaiſerin.

III.

Reiſe in Italien.

1776.

Im Jahre 1776 unternahmen Chriſtine und Albert eine Reiſe nach Italien. Vor Neujahr 1776 gingen ſie fort, Mitte Juli kamen ſie zurück. Maria Thereſia hatte die Erlaubniß zu dieſer Reiſe gegeben. Der nächſte Zweck war, den Großherzog Leopold zu beſuchen, den ſie ſeit 1765 nicht geſehen, und der ſeine Schweſter ſchon oftmals zu einem Beſuche in Florenz eingeladen hatte. Albert und Chriſtine dehnten aber ihre Reiſe viel weiter aus: ſie beſuchten Rom, Neapel, Parma, Turin, Mailand und Venedig, ſie machten Fahrten in's Land, beſahen alle Kunſtwerke, lernten die Geſellſchaft kennen. Mit friſcher Empfänglichkeit genoßen ſie alles, was dieſes wunderbare Land in ſeinen Ruinen und landſchaftlichen Reizen, mit ſeinen Städten und dem regſamen Volke zu bieten vermag. Mit Maria Thereſia blieben ſie in ſtetem Briefwechſel. Die Kaiſerin ſchrieb gewöhnlich zweimal in der Woche, gab ihnen kleine Weiſungen für den Verkehr mit den italieniſchen Höfen und theilte ihnen Nachrichten aus Wien und Ungarn mit. Chriſtine ſchrieb noch öfter und notirte alle kleinen Ereigniſſe, welche Familienleben und Familien-Intereſſen betrafen. Der Herzog aber ſchrieb

nach seiner Rückkehr über die Reise ein ganzes großes Memoire, das er der Kaiserin widmete und mittheilte [1]). Sie hatte ihm den besonderen Auftrag dazu gegeben [2]). Der Herzog wollte anfangs nur einen kleinen Bericht über seine individuellen Eindrücke und Erinnerungen abfassen, aber die Schrift wurde umfassender und gewährt ein vollständiges lebendiges Bild von Italien im achtzehnten Jahrhundert. Er beschreibt Landschaften und Städte, Kirchen, Bilder und Statuen; die Ruinen erregten ebenso seine Aufmerksamkeit, wie die Marine-Verwaltung, Finanzen, Hof und Regierung. Weil es nun Reisebücher genug gibt, welche Italien im achtzehnten Jahrhundert, seine Kunstwerke und Akademien beschreiben, so sollen aus dem Memoire neben dem, was den Herzog und seine Frau betrifft, nur einzelne Skizzen und Meinungen, vor allem die Schilderungen der italienischen Höfe und der politischen Verhältnisse mitgetheilt werden.

Albert und Christine reisten am 28. December 1775, nachdem sie von Maria Theresia und dem Kaiser Abschied genommen, von Wien ab. Joseph hatte ihnen die Reiserichtung angegeben und besonders die Fahrt durch

---

[1]) Mémoire sur un voyage fait en Italie en 1776. Ms.

[2]) Mes complimens à votre cher mari; je serais fâchée, s'il s'incommodoit de m'écrire, mais il m'obligera beaucoup, quand il fera un journal à son retour à Schlosshof, qui sera exacte et agréable. Marie Thereſe an Chriſtine 11. Jän. 1776.

Tirol wegen des vielen Schnee's widerrathen. Ihre Gesellschaft waren die beiden Adjutanten, Baron Miltitz und Kempelen, die Damen Batthiany und Windischgrätz. Wir fahren heutzutage bis Triest einen Tag; damals brauchte man fünf bis sechs Tage. Die Straße von Laibach bis Triest war durch türkische und kroatische Räuberbanden so unsicher, daß man nie ohne Bedeckung und Waffen reiste. Der Herzog und seine Frau blieben den ersten Tag in Bruck, den zweiten in Marburg, den dritten in Cilly, den vierten in Laibach, den fünften in Görz. Weg und Wetter waren schlecht, es schneite und regnete; erst in Görz wurde es besser. Hier empfingen sie den Adel und sahen sogar eine deutsche Comödie, die man ihnen zu Ehren aufführte. In diesen Provinzial-Städten lebte damals ein zahlreicher kleiner Adel, der, so arm er war, seinen aristokratischen Stolz und seine Abgeschlossenheit streng bewahrte. Von Görz fuhren sie zum Meer. In Porto Gruaro schifften sie sich in drei kleinen Schiffen nach Venedig ein. Am 6. Jänner kamen sie dort an. Die alte Dogenstadt machte auf sie wie auf jeden einen mächtigen Eindruck. Die Markuskirche, der Dogenpalast, die herrlichen Gebäude am Canal grande imponirten ihnen eben so sehr, wie sie der Schmutz, die Unreinlichkeit in Haus und Straße anekelten. Der Herzog fand in Venedig einen alten Diener seines Vaters, den bekannten Compositeur Hasse, der hier mit seiner Frau Faustina, einer ge-

bornen Venetianerin, zurückgezogen lebte. Die Reisenden wohnten im Hotel „lo scudo di Francia.“ Einen angenehmen Abend brachten sie bei dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Durazzo, zu. Sie lernten dessen schöne Frau, eine Gräfin Weißenwolf aus Wien, und mehrere fremde Herren kennen, unter anderen auch den Marquis de Squilacci, der seit der letzten Emeute in Madrid berühmt geworden. In Venedig waren damals noch sieben Theater und alle, ungeachtet schlecht gespielt und gesungen wurde, überfüllt. Christine hörte eine Oper von Metastasio und Borghi; im Ballet tanzte der berühmte Noverre. Der Herzog erwähnt der Debatten über die Vorschläge des Senators Trou zur Reform einer Verfassung, welche von der alten Aristokratie Venedigs wie alle früheren verworfen wurde.

Von Venedig gingen sie nach Ferrara und Bologna. Die Wege waren schlecht, die Einwohner so schmutzig und elend, daß sie der Zigeuner in Ungarn gedachten. In Bologna besuchten sie die Kirche und die Universität. Die Professoren machten ganz ernstlich der Erzherzogin den Vorschlag, der Section eines weiblichen Leichnams beizuwohnen und eine Dissertation anzuhören; sie zog es aber vor, die Akademie, Antikensammlung und das physikalische Kabinet anzusehen. In der Gallerie erregte ein Mosaikporträt Benedict's XIV. ihre Aufmerksamkeit; der Herzog erinnerte sich jenes

erleuchteten Kirchenfürsten, welcher der Tiara Ehre gemacht und sich bis zum päpstlichen Thron die Gesinnung und Tugend eines liebenswürdigen Philosophen zu erhalten gewußt hat. Den alten Zanatti, Secretär der Akademie, lernte er nicht kennen, wohl aber die Madame Laura Bassi, welche an der Universität die Lehrkanzel der Philosophie seit Jahren versah. Ein anderer weiblicher Professor, die Madame Manfolini, war vor kurzem gestorben; sie hatte Anatomie vorgetragen und ein kleines Kabinet ausgezeichneter Präparate hinterlassen. Der Herzog erzählt von den Landhäusern der reichen Prälaten in der Umgegend, aber ebenso von den kleinen schmutzigen Häusern, in welchen der Hunger und das Elend wohnt, wie man sie in Deutschland gar nicht findet. Die Stadt war entvölkert, Handel und Industrie verkommen. Sie besaß noch einen Rest der alten Municipalfreiheit, wurde aber von dem Kardinallegaten, damals einem Kardinal Branciforte, absolut beherrscht. Vor seinem Thor standen Schweizergarden und wenn er ausfuhr, folgte seinem Wagen immer eine Schaar Reiter. Die Reisenden lernten ihn in einer Gesellschaft bei dem Grafen Maralli kennen; dort stellte sich ihnen auch der alte Farinelli vor, der bekannte Sänger und Günstling Philipp's V. in Spanien.

Auf der Fahrt von Bologna nach Florenz kamen sie nur langsam vorwärts; dichter Schnee war gefallen,

dann Thauwetter eingetreten, die Straße schlecht. In Toskana wurden die Wege besser. Sie segneten das Andenken ihres Vaters Franz I., der mit so großen Kosten in Toskana feste Straßen gebaut hatte. Bei Pietra Mala kam ihnen der Großherzog entgegen. Die Geschwister hatten große Freude, sich wieder zu sehen. Christine und Leopold waren sich von Haus aus besonders zugethan und hatten sich seit dem Tode ihres Vaters nicht gesehen. In Caffaginolo, einem Landhause mitten im Gebirge, brachten sie die erste Nacht zu; von ihren Fenstern konnten sie zu dem alten verfallenen Schlosse aufschauen, von dem einst die Medici ausgegangen waren. Der Weg, den sie am nächsten Tag den Arno entlang zwischen grünen Höhen und Wasserfällen fuhren, schien ihnen gegen die verwilderte Landschaft im Kirchenstaat ein Paradies. Sie waren entzückt von der Schönheit der Landschaft, von den reizenden Landhäusern, wie von der Cultur des Bodens. Ringsum standen Lorbeer- und Olivenbäume in der Blüthe, grüne Ketten schlangen sich von Baum zu Baum zu einer Zeit, wo in der Heimat noch Kälte und Eis die Erde bedeckte. Florenz sahen sie halb in Morgennebel verhüllt vor sich liegen. Die Großherzogin war ihnen entgegengefahren und führte sie in den Palast Pitti ein, wo die ganze Familie versammelt war.

Hier verlebten sie nun sechs Wochen vom 11. Jänner bis 22. Februar im angenehmen, liebevollen Verkehr mit ihren Verwandten.

Der Großherzog, schrieb Prinz Albert, erfreut sich einer blühenden Gesundheit und ist voll Fröhlichkeit. Die Anfälle von Hypochondrie, denen man ihn unterworfen glaubte, scheinen nicht mehr so häufig wiederzukehren. Seine Thätigkeit ist getheilt zwischen der Verwaltung des Landes und der Erziehung seiner Kinder. Er arbeitet den größten Theil des Tages. Die Arbeit ist seine Unterhaltung; er geht in's Detail ein und beachtet alles, was seine Aufmerksamkeit anzieht. Dessen ungeachtet findet er Zeit, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen; man ist überrascht von der Fülle seiner Kenntnisse in Physik, Naturgeschichte und Landwirthschaft, er hegt große Sorgfalt für die Hebung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, „der Quellen des Gemeinwohles." Er ist sehr liebenswürdig im Umgange; seine Conversation ist immer interessant durch die gesunde Verständigkeit, die überall durchleuchtet; er gibt den Ton für alle in der Gesellschaft an. — Die Großherzogin, seine Frau, verdient das Vertrauen, das er ihr erweist; sie lebt nur für ihn und hat keinen anderen Ehrgeiz, als seine Liebe zu erhalten und zur guten Erziehung der Kinder beizutragen. Die vielen Geburten haben sie sehr abgemagert; von dem Glanz der Schönheit, den sie in ihrer Jugend besaß, ist wenig mehr zu

bemerken; ihre Gesundheit hat aber nicht gelitten. Obwohl sie nicht mehr so lebhaft ist wie früher, so besitzt sie doch eine naive Heiterkeit und gleiche Laune; sie erhalten ihr die Achtung und Anhänglichkeit aller jener, die mit ihr verkehren. Um ihr Lob vollständig zu sagen, braucht man nur drei Worte: sie ist eine gute Freundin, eine gute Frau, eine gute Mutter. Die Kinder sind ihr höchstes Glück; sie sind gesund, voll Verstand und Gemüth. Graf Colloredo leitet die Erziehung ganz vortrefflich; Marquis Manfredini ist ihm beigegeben, und er ist dazu vollkommen geeignet. Der Hof ist nicht zahlreich, erscheint aber in Glanz und Würde. Wir sahen den Adel bei zwei Gelegenheiten: bei unserer Ankunft, als zu Ehren des Markgrafen von Anspach eine große Gesellschaft gegeben wurde, und dann bei der Niederkunft der Erzherzogin. Sonst blieben wir im Kreise der Familie; nur selten gingen wir ins Theater oder in Maske auf einen Ball.

Prinz Albert gedenkt seines Schwiegervaters Franz I., des ersten Fürsten aus dem Hause Lothringen, der nach dem Tode des abgelebten Johann Gaston's zur Herrschaft kam und das Land von Wien aus regierte, er gedenkt der durchgreifenden Reformen Leopold's I. in Verwaltung und Cultur, der Opposition der Geistlichkeit, des Adels. Man weiß, wie dieser Fürst die Verwaltung im aufklärenden Stile der Zeit geleitet hat, wie er die alten Institutionen des Landes, die mehr der Form als

dem Geiste nach bewahrt wurden, durch fortschreitende meist despotische Reformen gebrochen und weggeräumt hat. Prinz Albert ergeht sich voll Lob über diese Reformen, er preist ihre weisen Principien, ihre wohlthätigen Wirkungen; er rühmt es, daß hier Adel und Geistlichkeit in gleicher Weise besteuert sind, daß alle Exemtionen aufgehört haben, daß der Bauer nun der Herr des Bodens geworden, den er bebaut, und als freier Besitzer nun dem Edelmanne und Bürger gleich sei. Er gedenkt dabei des Landes, dessen Gouverneur er war, der verrotteten Feudalwirthschaft in Ungarn, wo der Adel alle Herrschaft hatte, der Bürger sich abschloß und die Bauern nur wie eine Heerde Sclaven rechtlos und willenlos geleitet werden. Er zeichnet den Bau der Verfassung, der Administration. Er erzählt, wie Leopold die Armee vermindert und sie nach österreichischer Weise organisirt habe, wie der Großherzog die kirchlichen Reformen unbeirrt von dem Geschrei der Geistlichen durchführe, wie das abscheuliche Inquisitionstribunal endlich abgeschafft sei, und welche umfassende und tiefgehende Macht hier die Kirche noch habe, indem auf eine Bevölkerung von kaum einer Million Menschen 3 Erzbischöfe, 12 Bischöfe und 30.000 Geistliche kämen.

Albert und Christinen gefielen Land und Volk in Toskana; am meisten Florenz mit seinen herrlichen Palästen und Kunstschätzen. Stundenlang standen sie vor der Madonna della Sedia im Palast Pitti, sie studirten

Bilder und Statuen, die Bauart der Kirchen und Paläste. Wie erfreute sie der Garten Boboli, diese schöne Schöpfung der Mediceer, welche hinter dem Palast Pitti die mit Bäumen und Blumen bedeckten, mit Statuen und Brunnen geschmückten Höhen hinansteigt. Wie genoßen sie hier die wundervolle Aussicht auf Stadt und Umgebung. Wie wohl that ihnen in Florenz die Ordnung und Ruhe, das feine edle Benehmen des Adels, die sanfte Gemüthsart des Volkes. „Bei jeder Stunde der Nacht kann man hier ungefährdet herumgehen," ruft der Herzog aus. Er berichtete seiner Kaiserin von allen Anstalten, von den Landhäusern des Großherzogs, seiner Land- und Waldwirthschaft.

Noch im Februar unternahmen sie eine Fahrt über Pisa nach Livorno. Der Großherzog, der sie begleitete, führte sie auf einer Galeere in's Meer hinaus, und ließ ihnen zu Ehren ein kleines Seegefecht ausführen. Auf dem Rückwege berührten sie Pisa und Lucca. Eine besondere Freude war ihnen noch in Florenz beschieden: die Großherzogin kam am 9. März mit einem Prinzen nieder; er wurde Joseph genannt und ist derselbe, der später so lange Zeit als Palatin in Ungarn gelebt hat und erst 1847 gestorben ist.

Noch im März setzten sie ihre Reise fort über Siena nach Rom; den 18. trafen sie hier ein. Der erste Anblick des Landes war ihnen nicht angenehm. Die Abtheilung Soldaten, die ihrem Wagen folgte, schien ihnen eher ein

Haufe Deſerteure als Militär zum Schutze der Straßen zu ſein. Ueberall zeigte ſich Indolenz und Faulheit wie in den Zeiten der Gothenherrſchaft. Aber es kam doch über ſie, wie über jeden, das mächtigſte Gefühl, als ſie durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt einfuhren. Sie ſtiegen in der Villa Medici ab, welche damals dem Großherzog von Toskana gehörte. Dort empfingen ſie der Kardinal Visconti, ehemals Nuntius in Wien, Graf Hržan, Uditore di Rota für die deutſche Nation, und die liebenswürdige, ſchöne Herzogin von Bracciano, an die ſie Prinz Corſini adreſſirt hatte. Die Villa hat eine reizende Lage; der Prinz war entzückt von dem herrlichen Anblick, der ſich ihm hier darbot; die ganze Stadt lag zu ſeinen Füßen ausgebreitet; es erinnerte ihn an die Ausſicht vom Hradſchin auf das hundertthürmige Prag mit ſeinen Kirchen und Paläſten.

Sie brachten in Rom vier genußvolle und freudenreiche Wochen zu. Von allem Ceremoniell hatten ſie ſich losgeſagt; beide waren froh „dieſen Seccaturen ohne Ende entflohen zu ſein.“ Sie empfanden das Glück, für die Weihe der Kunſt und die großen geſchichtlichen Erinnerungen einen lebendigen Sinn zu haben. Jeden Abend tauſchten ſie ihre Eindrücke aus; während der Herzog mehr von den großen monumentalen Werken angezogen wurde, fand ſich Chriſtine vor den Bildern alter und neuer Zeiten zur Bewunderung hingeriſſen. Ein Herr von Reiffenſtein, Schüler Winkelmann's, Pro-

teſtant, wegen ſeiner Kenntniſſe vom Papſte ſehr geachtet, machte ihren Führer. Sie wußten den Mann wohl zu würdigen; „ſein Wiſſen, ſchrieb Albert, gab all' dieſen Ruinen Geiſt und Leben.“ So ſehr der Prinz an ſich hielt, in ſeiner Schrift nicht in eine Beſchreibung Roms zu verfallen, ſo vermag er doch nicht, dieſe künſtleriſchen Wanderungen zu übergehen und ſeine wahrhaft innerliche Freude darüber zu unterdrücken. Er erinnert ſich der großen Päpſte, vergleicht die alte und neue Architectur, die Baſiliken und die Kirchen Maria Maggiore, Johann im Lateran, die Paläſte der Borgheſe, Colonna und Doria. Oftmals beſuchten ſie die Villa Albani, wo auf den Stiegen und in Sälen die plaſtiſchen Meiſterwerke des Alterthums aufgeſtellt waren; der kunſtliebende damals ſchon achtzigjährige Kardinal Albani hatte ſich ihnen ſchon am erſten Abend in Rom vorgeſtellt.

Prinz Albert ſtudirte nicht blos Statuen und Bilder, ſondern auch die Regierung, ihre Vorzüge und Fehler, die Geſellſchaft und Sitten des Adels. Von dem Volke waren er und ſeine Frau nicht ſehr erfreut: der Schmutz auf den Straßen, der üble Geruch der öffentlichen Garküchen, die Wäſche an den Häuſern ſtörte ihre an deutſche Ordnung gewöhnten Augen. Die häufigen Mordthaten mahnten ſie an die Sicherheit in den deutſchen Städten; ein Gouverneur in Rom zu ſein, ſchien ihnen ein gefährliches Amt.

Am 20. März Abends hatten sie Audienz bei dem Papste [1]). Die Fürstin Bracciano, Kardinal Hržan begleiteten sie, der Kardinal Pallavicini, damals Staatssecretär, führte sie im Vatican ein. Die Zimmer, die sie durchschritten, waren mit Prälaten aller Art, mit Domestiken in spanischer Kleidung und runden Perrücken gefüllt. Der h. Vater empfing sie herzlich, freundlich, ließ sie neben sich setzen, und unterhielt sich eine Stunde mit ihnen in der heiteren, freundlichen Weise, die ihm eigen war. Aus seiner Rede sprach all' die Weisheit, Sanftmuth und Klugheit, wie sie den politischen Verhältnissen entsprachen. Albert und Christine gingen sehr erfreut von der Audienz weg.

„Der Papst," schrieb Prinz Albert, „hat ein vortheilhaftes Aeußere, einen schönen Kopf, eine gesunde Farbe die ihm ein jugendliches Aussehen verleiht, eine edle Haltung, gute Manieren, eine wohlklingende sonore Stimme und eine natürliche Beredtsamkeit. Es scheint nicht, daß er jene Liebe und Verehrung genießt, die er verdient. Die einen finden ihn zu wenig aufgeklärt, zu sehr geneigt die unterdrückten Orden zu begünstigen, die anderen zu wenig energisch und nicht geeignet, das alte kirchliche System zu erhalten. Der alte, mächtige, reiche Adel sieht mit Verdruß den päpstlichen Thron von einem Manne aus einer wohl distinguirten aber wenig bekannten

[1]) Pius VI. 1774—1799.

Familie beſetzt. Der Pöbel, der in Rom immer miſerabel iſt und von jeder Papſtwahl Neuerungen hofft, ſchreit, daß die Lebensmittel zu theuer ſind, und hat, wenn der Papſt den Segen gibt, oft mit Impertinenzen geantwortet. Das alles trägt bei, daß der Kredit, die Macht des römiſchen Stuhles, die ſeit langer Zeit geſunken iſt, ſich nicht wieder erheben kann. Man fühlt den Verfall des päpſtlichen Anſehens in ganz Italien, beſonders in den angrenzenden Ländern. Der Streit mit Venedig hat das in auffallender Weiſe gezeigt. Vom Papſte ſelbſt ſagt man, daß er zu ſehr auf einem gefaßten Entſchluſſe beharre und ſich dann gezwungen ſehe, zurückzugehen. Die Talente der Männer, die er zu Rathe zieht, werden nicht beſonders gerühmt. Der Staatsſecretär Pallavicini iſt ein honneter Mann, gilt ungeachtet ſeiner Feinheit und ſeines Scharfſinnes für ſehr ſchwach und beſitzt nicht das Vertrauen des Papſtes. Kardinal Giraud, der ihn erſetzen ſoll und in ſeiner Eigenſchaft als Auditeur der Kammer einen großen Einfluß hat, genießt keine hohe Achtung weder ſeiner Fähigkeiten noch ſeines Charakters wegen. Kardinal Zelada iſt ein lebhafter Geiſt, ſtrebt immer zu vermitteln, ſteht aber nicht in Gunſt und Vertrauen. Der alte Kardinal Caſtelli, der Kardinal Torregiani, der ältere Rezzonico, welche im Conſiſtorium eine Art Superiorität üben, haben viel Geiſt, ſollen aber zur Intrigue geneigt ſein; ſie ſprechen ganz und gar für das alte

System und ſind in offener Oppoſition zu den Höfen. Ich will nicht entſcheiden, ob alles ſo richtig iſt, aber im Ganzen iſt der Kirchenſtaat ſchlecht verwaltet."

„Wie könnte es anders ſein, da nur Geiſtliche an die Spitze der Geſchäfte kommen, da alle jene, welche Talente, Geiſt und eine beſondere Kenntniß des Landes wie ſeiner Bedürfniſſe beſitzen, ſchon deßwegen ausgeſchloſſen werden, weil ſie keine Geiſtliche ſind. Wie kann ein feſtes System in einem Lande befolgt werden, wo der Souverain immer wechſelt, wie kann man erwarten, daß eine Regierung gut ſei, deren veraltete Politik nur die Macht und den Reichthum zu vermehren ſtrebt und ſich mehr in Gewalt und religiöſem Fanatismus zu befeſtigen ſucht als durch das, was das öffentliche Wohl und das Glück der Provinzen begründet? — Seit die Souveraine und Völker die Augen geöffnet haben, ſeit der Bannſtrahl ſeine Kraft verloren hat, ſeit die Annaten von Tag zu Tag kleiner werden und nicht mehr ſo große Summen nach Rom fließen, iſt der römiſche Hof geſunken und die Adminiſtration vernachläſſigt. Wenn durch eine Reihe von Jahren in der Verwaltung ein wohl überdachtes System fortgeſetzt würde, müßte der Kirchenſtaat nach ſeiner Lage, nach der natürlichen Kraft des Bodens der mächtigſte und am meiſten bevölkertſte Staat von ganz Italien werden. Aber jetzt ſchmachtet der größte Theil der Einwohner im Elend, die Monopole erdrücken die Induſtrie, die Zollgeſetz-

gebung hemmt den Handel, die Straßen sind verfallen, die Einkünfte schlecht verwaltet, die Pächter drücken das Volk, und wer Geld anwendet, kann ungestraft gegen das Gesetz handeln. Die Bevölkerung des Landes nimmt ab, Häuser und Gärten stehen verlassen, Gegenden, welche fruchtbar sein könnten, sind versumpft, hauchen schädliche Lüfte aus und verscheuchen die wenigen Bewohner, welche den Boden bebauen. Alles, was einem Staate Ansehen und Kraft verleiht, ist hier im Verfall. Die Armee ist klein, nicht disciplinirt, nicht exercirt; die Nationalmiliz, die sich bei einem Aufrufe zu 70.000 M. stellen soll, dient zu nichts und ist gefährlich. Die Marine ist schwach und schlecht administrirt."

„Der römische Adel," fährt der Herzog fort, „ist mächtig, reich und zählt unter sich viele alte Familien. Sie kommen Abends in Gesellschaften zusammen, die sie „Conversazioni" nennen. Sie sind unseren Assembléen ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine noch ängstlichere Etikette vorherrscht. Die Herrin des Hauses sitzt dabei gewöhnlich bei der Thür des letzten Zimmers, um Befehle zu ertheilen, die Gäste zu empfangen und die Damen zu umarmen. Die Zahl der Fackeln, die man schickt, um den Ankommenden über die Stiege zu leuchten, entspricht der Würde und dem Rang des Gastes; darauf wird viel Aufmerksamkeit verwendet. Die Hausofficiere führen den Gast durch die Säle bis zur Hausfrau. Der Hausherr ist aber von diesen Gesellschaften

ausgeſchloſſen. Es gibt viele beſondere Coterien. In den kleinen Aſſembléen findet man oft alle geiſtreichen und verdienten Männer, die in Rom leben, beiſammen."

Albert und Chriſtine waren bei der Fürſtin Altieri, bei der Fürſtin S. Croce u. a., zogen ſich aber bald zurück und nahmen keine Diners an. Am meiſten ſetzte ihnen der Kardinal Bernis zu. „Dieſer liebenswürdige Prälat, der einſt mit ſeinem lebhaften ſocialen Geiſte leichte Verſe geſchrieben und dann über die größten Intereſſen Europa's verhandelt hatte, lebt ſehr angenehm und auf großem Fuße in Rom; er ſchien ſich dort ſehr zu gefallen und nahm den Ton der Römer an." In ſeinem Hauſe lernte Albert die meiſten Kardinäle und fremden Geſandten kennen; ſo den Bailli von Breteuil, Geſandten des Maltheſerordens, und den venetianiſchen Geſandten, der aber in Rom nicht ſo wie ſein Vorgänger Marc Anton Erizzo gefürchtet war. Die Reiſenden benutzten noch die Zeit zu einigen Ausflügen in die Umgebung von Rom, nach Tivoli, nach Frascati, und verabſchiedeten ſich dann bei dem Papſte. Er war gleich gütig, freundlich, und ſchickte der Erzherzogin eine goldene Roſe.

Am 11. April verließen ſie Rom und fuhren die bekannte Straße über Velletri, Terracina nach Gaëta. Die Milde des Klima's, der helle, warme Sonnenſchein, der Glanz der Landſchaft that ihnen wohl, ihr Gemüth war von dem Gedanken, ihre Verwandten bald wieder zu ſehen, freudig bewegt. In Mola empfing ſie der

österreichische Gesandte Graf Wilczek und brachte Briefe von dem König und der Königin [1]). Die letztere kam ihrer Schwester bis Aversa entgegen. Seit acht Jahren hatten sich die beiden Schwestern nicht gesehen. Sie setzten sich in einen Wagen und fuhren durch Neapel, wo alles Volk auf den Straßen war, gleich nach Portici, um den König zu grüßen. Der herrlichste und glänzendste Empfang wurde hier den Reisenden zu Theil. Der ganze Hofstaat war versammelt, aber der König, der keine Ostentation liebte, erlaubte ihnen nicht lange im Kreise zu bleiben; sie fanden kaum Zeit, einige freundliche Worte zu sagen; der König zog sie gleich fort in die Zimmer der Königin und stellte ihnen seine älteste Tochter vor. Die anderen Kinder kamen erst nach Tisch aus Neapel.

Prinz Albert und seine Frau blieben noch einige Tage in Portici. So viel sie auch gehört hatten von dem glänzenden Leben, der soliden Pracht des Hofes, ihre Erwartung wurde noch weit übertroffen. Sie waren von der Herzlichkeit des Königs überrascht, und noch mehr von seinem Aussehen, seinen Manieren, die ihnen nicht so unvortheilhaft vorkamen, als man sie geschildert hatte. In den drei Wochen, die Prinz Albert in Neapel verlebte, hatte er bei aller Unruhe, bei allen Vergnü-

[1]) Marie Karoline 1752 geboren, 1768 den 17. April durch Procuration in Wien, den 12. Mai in Caserta dem König Ferdinand von Neapel angetraut.

gungen und Zerſtreuungen Gelegenheit genug, den König zu beobachten und ſich ein Urtheil über ſeinen Charakter, ſeine Lebensart, ſeine Principien zu bilden; die Auffaſſung wurde ihm erleichtert, da der König ſich immer ſo gab, wie er war.

„Sein Geiſt," ſchrieb der Herzog in ſeinem Reiſeberichte, „iſt lebhaft, durchdringend, ſcharfſichtig; ſein Gemüth erfaßt alles Gute und Gerechte; er verdient es, alle Verehrung zu genießen und was noch mehr gilt, er beſitzt die Fähigkeiten ein guter, vortrefflicher König zu ſein; aber die Zerſtreuung, zu der man ihn ſeit ſeiner Jugend feſt hält, die Abneigung, die man ihm gegen alle Arbeit, gegen alle ernſten Geſchäfte einzuflößen wußte, verhinderten die Entwicklung ſeiner natürlichen Anlagen. Welch' ein unverzeihliches Verbrechen für alle jene, denen ſeine Erziehung anvertraut war, ſolche Talente, die Keime ausgezeichneter Eigenſchaften zu erſticken, die den König befähigt haben würden, das Glück ſeines Lebens zu gründen. Durch was können ſie ein ſolches Vorgehen abbüßen, wie das unauslöſchliche Unrecht gut machen, das ſie damit ſeinen Unterthanen zugefügt haben? — Die Ungewohntheit einer jeden ernſten Beſchäftigung, die Vernachläſſigung der Arbeit, die er angefangen hat, führen ihn zu einem beſtändigen Haſchen nach neuen Zerſtreuungen und Unterhaltungen; ſie ſind die Urſache, daß er ſich von ſchlechter Geſellſchaft hinreißen läßt, von dem Zeitverluſt, der Langenweile und

ſchlechten Laune, welche nothwendig darauf folgen, von der außerordentlichen Unentſchloſſenheit in den ernſteſten Dingen, welche volle Entſchiedenheit und Feſtigkeit von ſeiner Seite verlangen; ſie ſind der Grund der Verlegenheit, die über ihn kommt, wenn er öffentlich erſcheint, von der ſchlechten Laune gegen alle jene, welche ihn nicht verſtehen, ſo wie von der geringen Achtung, welche er für's Publikum und beſonders für alle Fremden hat."

„Sein Geiſt iſt hell genug, um das einzuſehen; die Schmeicheleien ſeiner Höflinge können ſein Herz nicht ſo einnehmen, daß er ſich nicht ſelbſt erkennen würde und für ſeine Schwächen blind wäre. Uns kam er mit der größten Aufrichtigkeit entgegen; er ermächtigte uns, über alles mit einer Freiheit zu ſprechen, die ſelbſt unter Verwandten und Freunden als zu kühn gelten würde; nur das unbeſchränkte Vertrauen, das er uns bezeigte, konnte uns dazu ermuntern. Er ſprach mit uns zu Zeiten ſehr bewegt und immer endete er mit dem Vorſatz, ſich eine andere Lebensart anzueignen und ſeine Geſchäfte ſich mehr zu Herzen zu nehmen. Bisher hat er alles faſt blindlings ſeinen Miniſtern überlaſſen, auf deren Charakter und Geiſt er überdieß wenig Vertrauen ſetzt. Man muß nun abwarten, ob dieſe guten Vorſätze durchbrechen, ob die Gewohnheit, die ihm zur zweiten Natur geworden, jene Gefühle aufkommen laſſen wird."

„Auch die Beſchreibung, die man mir von ſeiner Perſon gemacht, iſt nicht getreu. Statt eines ſchwachen,

kränklichen Jünglings fand ich einen ſtarken kräftigen jungen Mann, der alle Fatiguen aushalten kann und ſo geſtaltet iſt, daß er die Aufmerkſamkeit des ſchönen Geſchlechts erregen muß. Man merkt ihm an, daß er keine Exceſſe kennt, die für ſeine Geſundheit fürchten ließen. Seine Tagesordnung iſt ſeltſam. Nachdem er aufgeſtanden und die heilige Meſſe gehört, die er nie verſäumt, geht er aus, um an den Ufern des Meeres Wachteln, Reiher und anderes Geflügel zu ſchießen, und dann im Freien ein tüchtiges Frühſtück einzunehmen. Faſt den ganzen Morgen bringt er mit dieſer Beſchäftigung zu. Wenn neues Wild dieſer Art in den Büſchen ankommt, geht er Nachmittag wieder darauf aus; auch in anderer Jahreszeit bringt er ganze Tage und Wochen auf der Jagd zu, und wenn dieſe aufhört, geht er an's Meer fiſchen oder unterhält ſich im Garten mit Ballſchlagen, bis er ganz außer Athem und im Schweiß iſt. Nur an gewiſſen Tagen Abends vor dem Eſſen aſſiſtirt er dem Staatsrath oder hört die Berichte des Staatsſekretärs an. Man kann annehmen, daß dieſes Leben allein ſeinem Charakter eine Härte und Rohheit gibt, die ſonſt nicht in ihm liegt; vielleicht wirkt auch das auf ſein Verhältniß zur Königin ein, die, was man auch immer ſagen mag, ſein volles Vertrauen und ſeine Zärtlichkeit genießt."

„Die Königin iſt deſſen würdig durch ihre äußeren Vorzüge, die ſich in dieſem Lande noch mehr ausgebildet

haben, wie durch ihr feines Gefühl für alle Anhänglichkeit und Freundschaft, die man ihr erweist. Sie gewinnt immer mehr die Achtung und Liebe des Königs, und hat ihm öfters Rathschläge gegeben. Ich will nicht sagen, daß sie ihn absolut beherrscht oder daß sie wohl daran thut, sich in die Regierung zu mischen. Mit ebenso viel Geist und nicht weniger Lebhaftigkeit als der König hat sie vielleicht mehr Verstand und Muth als er, aber nicht die Gründlichkeit und nothwendige Kenntniß dafür; sie läßt sich von der angebornen Unruhe ihres Wesens hinreißen, zu rasch von dem Gefühle für jene leiten, welche ihr Vertrauen gewonnen haben. Das Leben, das der König führt, ist nicht nach ihrem Geschmack. Die häufigen Geburten, die Unbequemlichkeit verhinderten sie die Jagden und anderen Vergnügungen des Königs weiter mitzumachen. Sie führt ein zurückgezogenes häusliches Leben, das aber ihrer angebornen Lebendigkeit nicht sehr entspricht; sie hat auch den Frohsinn, der sie sonst charakterisirte, verloren. Wenn sie öfters um den König wäre, würden sich die Polissons seines Gefolges gewiß mehr geniren und er würde ihnen nicht so die Zügel frei lassen. Das Vergnügen der Königin, ihre einzige Unterhaltung sind die Kinder; sie liebt sie sehr und bringt den größten Theil des Tages mit ihnen zu. Diese sind wirklich liebenswürdig; der Erbprinz hat eine offene freundliche Physiognomie und die älteste Prinzessin zeigt eine Lebhaftigkeit des Geistes, einen

Scharfsinn, wie er bei Kindern ihres Alters nicht gewöhnlich ist."

„Der Hof hat einen Glanz wie bei den ersten Souverainen Europa's. Man geht nie durch die Vorzimmer ohne irgend ein Großkreuz oder einen Officier von Rang zu finden; es wimmelt von ihnen zur Stunde des Auskleidens oder der Parole. Auch vom Hofe wurde mir ein anderes Bild entworfen. Man schilderte mir die Personen des Hofes im Allgemeinen als Leute ohne Bildung und Manieren, als Polissons, die man in keine gute Gesellschaft zulassen könne. Ich fand aber Männer, die durch ihr Wissen, ihren Geist ausgezeichnet sind und alle Achtung verdienen; selbst unter den jungen Leuten, die um die Person des Königs sind, gibt es einige, deren Gesellschaft sehr angenehm ist. Es wäre nur zu wünschen, daß alle so wären und der König sich mehr an sie wende, als daß er sich mit einer solchen Familiarität jenen hingibt, die ihn durch ihre Possen unterhalten. — Alles ist eingerichtet, um dem Hof ein imponirendes Aeußeres zu geben. Der Souverain fährt nie aus, ja er geht nicht auf die Jagd, ohne von seinen Gardes du corps und einem zahlreichen Gefolge begleitet zu sein. Selbst auf das Land folgen ihm die Großofficiere seines Hauses, der Generalkapitän oder der kommandirende General der Armee, die Garden zu Fuß und zu Pferd. Alle diese Leute bekommen während des Aufenthaltes außer der Stadt eigene Gratificationen,

und da dieß faſt das ganze Jahr hindurch dauert, ſo kann man ſich die außerordentlichen Auslagen denken; die Oekonomie ſcheint hier eine ganz unbekannte Sache zu ſein. Der König haßt alles Ceremoniell, ändert aber doch nichts daran; vielleicht weil der Hof nach den Inſtructionen eingerichtet iſt, welche der Vater des Königs bei ſeiner Abreiſe nach Spanien hinterlaſſen hat; vielleicht hält man es für gut, die äußeren Zeichen der Würde in einem Lande nicht abzuſchaffen, wo man gewöhnt iſt, den König in ſolchem Glanz und Prunk zu ſehen. Die Gêne, die das hervorbringt, iſt die Urſache, warum der König den Aufenthalt in Neapel nicht liebt; er kann da kaum aus ſeinem Palaſte gehen, ohne das „Handwerksgeräth" (attirail) mitzuſchleppen; er zieht deßwegen das Land vor, ohne die Ausgaben zu bedenken; in Portici, wo er den größten Theil des Jahres zubringt, kommt es noch am theuerſten, weil hier außer den Hofleuten noch die Miniſter, welche den Staatsrath bilden, bei Hofe leben."

„Der Staatsrath verſammelt ſich viermal in der Woche. Zu ihm gehören: der Fürſt de S. Nicandre, ehemaliger Hofmeiſter des Königs, ein abgelebter Greis, der wegen ſeines Alters gar nicht mehr erſcheinen kann; der alte Marquis de Campo Reale, der halb blödſinnig und kindiſch iſt, der Marquis de Fogliani, Gouverneur von Sicilien zur Zeit der letzten Rebellion, der nicht jünger und nicht fähiger zur Arbeit iſt; ferner Marquis

Tanucci, der erſte Staatsſekretär, und der Generalkapitän Fürſt Campoflorito, der jüngſte von allen, der nicht mehr als ſiebzig Jahre zählt. Für die einzelnen Miniſterien fungiren Staatsſekretäre. Alles was von Wichtigkeit iſt, geht durch die Hand Tanucci's, der ſeine Berichte unmittelbar dem König erſtattet. Dieſer Miniſter, der an der Spitze der Geſchäfte ſteht, begleitet den König auf allen ſeinen Ausflügen. Ich hatte Gelegenheit, ihn täglich zu ſehen, ſprach ihn aber ſelten. Man ſagt, daß er aus Grundſatz jeden Verkehr mit Fremden vermeide; wenn er nicht ausweichen kann, ſpricht er über Wiſſenſchaft und Literatur. Dafür ſcheint er auch mehr geeignet als für die Staatsangelegenheiten. Er iſt aus Toskana gebürtig und ſtammt von einer niederen Familie; ſein vorzüglichſtes Wiſſen waren die ſchönen Wiſſenſchaften und das Recht; er war Correpetitor und eine Zeit lang Profeſſor der Rechte in Piſa. Nach ſeiner verdrießlichen gemeinen Geſtalt ſollte man ihn eher für einen alten Schulmeiſter als für den regierenden Miniſter eines großen Königreiches halten; der Phyſiognomie entſprechen die Züge ſeines Charakters. Dieſer Mann, der ſo wenig liebenswürdig, ſo wenig geliebt und geachtet iſt, wußte ſich ſo in die Gunſt des früheren Souverains, des jetzigen Königs von Spanien, zu ſetzen, daß dieſer nur auf ihn hörte, daß er und ſein Sohn nur nach den Berichten Tanucci's urtheilen. König Ferdinand liebt ihn nicht; er weiß, daß die Regierung ſchlecht geleitet wird, aber er fürchtet,

darin eine Mißbilligung von ſeinem Vater zu erfahren, der dieſe Anhänglichkeit verdient, aber kein Recht hat ſich in die Angelegenheiten des Staates zu miſchen. Die Gewohnheit alles durch den Miniſter geleitet zu ſehen, alle peinlichen Sorgen auf ihn laſten zu können, vielleicht der geheime Wunſch im Falle eines Wechſels die Geſchäfte ſelbſt zu übernehmen, verhindern den König, eine Partie zu ergreifen, die nur vortheilhaft und ruhmvoll für ihn ſein könnte. Der Miniſter, welcher den König und ſeine Schwächen kennt, zeigt, um ihn fern zu halten, die Geſchäfte immer in einem unangenehmen Lichte und läßt ihn über den wahren Stand der Dinge in Unwiſſenheit; den Vater dagegen erhält er in der Meinung, daß ſein Sohn für die Regierung untauglich ſei und ohne Tanucci's Leitung alles zerfallen müßte; ſo weiß er beide in der Hand zu halten. Seinem Amte nach ſollte er nur die auswärtigen Angelegenheiten und die Leitung des königlichen Hauſes verſehen; aber der Kredit, den er bei dem König hat, gibt ihm eine ſolche Autorität, daß er auf alles Einfluß nimmt; er erläßt im Namen des Königs und mit ſeiner beſonderen Unterſchrift Befehle an die anderen dirigirenden Miniſter, die ihm gar nicht untergeordnet ſind, die es aber nicht wagen, ihm zu opponiren. Man erzählt, daß der König die Uebelſtände, welche aus dieſer maßloſen Autorität, aus der Anhäufung und Verzögerung der Geſchäfte entſpringen, kennt und öfter eingreifen wollte; aber der

Minister, der recht gut weiß, was er wagen kann, wies alle Chefs der Departements an ihn, damit jeder seinen Bericht unmittelbar an den König mache und die Entscheidung erwarte; der König ging dann bald von diesem Vorhaben ab. So fährt denn Tanucci fort, alle Geschäfte mit der Unabhängigkeit eines Despoten zu leiten, und da sein Geist nicht so weit geht wie sein Ehrgeiz, so stimme ich jenen ganz bei, welche seine Verwaltung als eine durchaus schlechte bezeichnen. Viele Anekdoten sind darüber im Umlauf. Und braucht man mehr Beweise als das Sinken der politischen Macht, des Reichthums in diesem schönen Reiche, den Verfall des Handels, der Industrie, die Abnahme der Bevölkerung? Kann man stärkere Beweise haben, als den sichtbaren Verfall eines Reiches, das nach seiner Lage, seiner Ausdehnung, seiner Fruchtbarkeit, der Zahl seiner Häfen, nach seinen Bewohnern der überwiegendste Staat Italiens, einer der bevölkertsten, blühendsten und reichsten Staaten Europa's sein könnte, und dessen Souverain eine bedeutende Rolle spielen könnte?"

„Die Einkünfte betragen fünf Millionen Dukati oder neun Millionen Gulden, aber die Unterthanen zahlen eine weit größere Summe unter verschiedenen Titeln; eine große Zahl Steuern, welche die Einkünfte der Krone bilden, sind an Private verpfändet, welche natürlich einen beträchtlichen Gewinn suchen. Dem Souverain bleiben gegenüber dem Volke nur die Schulden. Die

Zollverwaltung, die Handelsgesetze sind schlecht, die Principien der Regierung bringen Land und Volk herab, in allen Productionszweigen herrscht große Unwissenheit. Ein Minister verweigerte den Bau einer Straße in's Innere des Landes, welche den Verkehr und den Absatz der Lebensmittel erleichtern sollte, weil dadurch den Bewohnern der Küste Unrecht geschähe; diese lebten bisher vom Absatze der Producte. Man kann da nicht überrascht sein von dem Elende und der Barbarei, die im Innern des Landes herrschen. Es übersteigt alle Begriffe. Man muß nur die Leute sehen, die in die Hauptstadt kommen. Das Volk ist unwissend und in einem Zustande, der an Wildheit grenzt; viele leben vom Raube. Der Briefverkehr ist nicht sicher; man schickt keinen Kourier oder wichtige Depeschen ohne Eskorte. Die Herren lassen ihre Schlösser von Leuten bewachen, die selbst Räuber waren; sie überlassen sich öfters solchen Leuten, um auf ihren Reisen möglichst sicher zu sein. Das allgemeine Elend ist Ursache, daß man keine Truppen in's Innere des Landes schicken kann; man läßt die Garnisonen nur in den Küstenstädten des mittelländischen und adriatischen Meeres. In Sicilien, besonders im Innern des Landes, ist der traurige Zustand noch empfindlicher. Die Million Dukati, welche die Insel trägt, geht auf ohne Gewinn für die Regierung und das Volk. So ist dieses schöne Land, das einst die Kornkammer Europa's, der Sitz der Kultur war, herab-

gekommen und das in einem langen Frieden. Nur die Ruinen der alten Tempel und Paläste zeigen die frühere Pracht und Herrlichkeit. Zwischen Neapel und Sicilien herrscht immer Eifersucht; es scheint, daß man dem König eine Abneigung gegen Sicilien und seinen Adel eingeflößt hat."

„Die Krondomänen sind schlecht verwaltet. Alle der Krone verfallenen Lehengüter, die nach dem Absterben der Vasallen eingezogen werden, sollen als Allode für die Prinzen des Hauses bestimmt werden, sind aber sehr vernachlässigt. Die eingezogenen Güter der Jesuiten werden von einer Commission verwaltet, die aber mehrmals dem Bankerott nahe war. Wie viel besser wäre es, wenn diese Güter wie bei uns gegen eine Summe den Privaten überlassen würden, welche dieselben im eigenen Interesse durch Arbeit und Industrie in die Höhe bringen werden. Die Finanzen sind so in Unordnung, daß die Einkünfte des nächsten Jahres bereits verzehrt sind. Die Kassen sind leer. Es konnte nicht das Geld für eine kleine Reise, welche der König kurz vor unserer Ankunft nach Castellamare machen wollte, aufgebracht werden. Der Minister sucht das alles zu verstecken; er zieht es vor, alle noch so großen Ausgaben für den Hof zu bestreiten, als den König vermuthen zu lassen, daß es an Geld fehle. Ebenso sind alle übrigen Administrationszweige in Unordnung. Der Adel ist im Ganzen schlecht unterrichtet; der Hofdienst

und ein Großkreuz des Ordens des h. Januarius sein einziger Ehrgeiz. Tanucci hält den Adel, besonders jenen in Sicilien, für gefährlich; ihn zu demüthigen ist sein vornehmstes Streben. Man sagt, er reize die Unterthanen gegen die Herren und lege dann alle Schuld den letzteren bei. Die Justiz ist verfallen, die Gerichte käuflich, die Advokaten zahlreich und so beschäftigt, daß viele Edelleute ruinirt werden. In der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ist viel mehr Eigensinn und Halsstarrigkeit als vernünftige Consequenz und Berechnung der Verhältnisse. Die Flotte besteht aus zwei alten neapolitanischen Fregatten, zwei neuen spanischen, zwei großen Schebecken mit 30 Kanonen, sechs anderen mit 20 — 24 Kanonen, drei Galeeren und sechs Gallioten, und die sind schlecht geführt. Als vor kurzem Truppen nach Sicilien geschafft wurden, nahmen die Seeräuber auf einigen kleinen Barken die Bagageschiffe im Angesichte der ganzen Flotte weg. Die Armee ist nach den Listen 30.000 Mann stark, aber die Regimenter sind nicht vollständig. Es dienen Italiener, Franzosen, Kroaten, Irländer, aber die Officiere verstehen die Sprache nicht. Die Truppen sind in kleinen Garnisonen in den Festungen vertheilt; nur in Neapel ist die Besatzung groß. Die zwei Garderegimenter und das der Albaner haben schöne Leute und sehen prächtig aus, alle anderen sind schmutzig und schlecht gekleidet. Die Reiterei hat gute Pferde, ist aber schlecht equipirt und schlecht exerzirt. Das Cadeten-

corps und die Freiwilligen für die Marine kommandirt der König selbst; er hat eine besondere Liebhaberei dafür. Sie zeichnen sich vor allen anderen aus und können sich unseren Regimentern gleichstellen. Der König begünstigte früher die Cadeten; seit einigen groben Excessen hat er mehr Vorliebe für die Marinefreiwilligen, die ihn überall begleiten. Sie bilden eine Compagnie Grenadiere und vier Compagnien Füseliere. Trotz der Familiarität, in welcher der König mit ihnen umgeht, sind sie gut disciplinirt. Die Officiere sind junge Leute aus den ersten Familien; sie begleiten den König auf allen seinen Vergnügungsfahrten."

Albert und Christine blieben zwölf Tage in Portici. Der Herzog begleitete den König auf seinen Jagdausflügen fast jeden Tag, aber seine Augen ruhten mehr auf Land und Meer und den prächtigen Ruinen, die auf diesen klassischen Ufern so zahlreich sind. Der König, der die Vorliebe seines Vetters für Antiken kannte, gab ihm die Schlüssel zum Kabinet, damit er zu jeder Zeit eintreten und ungestört verweilen könne. Der Prinz war überrascht von der Menge und Schönheit der Antiken, aber ebenso von der Sorglosigkeit, mit der sie aufgestellt waren. Er erzählt einige frappante Fälle von der barbarischen Unwissenheit, mit der man da vorging: „Im Theater zu Herkulanum fand man eine Quadriga von Bronze sehr schön gearbeitet und vielleicht die einzige, die noch existirt; man schmolz davon drei Pferde für

irgend einen Gebrauch ein und ſchämte ſich nicht, auf dem Piedeſtal des vierten in einer Inſchrift noch die Thorheit aufzuzeichnen, daß man die anderen zerſtört habe. — Welchen Leuten die Entdeckungen anvertraut ſind, mag man daraus entnehmen: an einem Hauſe in Pompeji fand man große Bronzelettern, die vielleicht ein hiſtoriſches Intereſſe hatten; man dachte nicht daran, ſie zu copiren, bevor man ſie von der Mauer loslöſte, ſondern warf ſie geradezu in einen Sack und brachte ſie dem Miniſter ſo durcheinander, daß ſie Niemand mehr aneinander reihen und den Sinn herausbringen konnte." Wie freute es Albert, alle dieſe Antiken zu ſehen, das kleine Hausgeräthe der Römer, die Toilettegegenſtände der Frauen, die Waffen der Männer, und ſo einen Blick in das Leben der Alten in Krieg und Frieden zu gewinnen. Er beſuchte Herkulanum und Pompeji. Man ging bei den Ausgrabungen zu wenig ſorgſam zu Werke; es wurde mehr zerſtört als der Schutt und die Aſche ſeit zwei Jahrtauſenden vermocht hatten. Der König ſelbſt führte ihn nach Pompeji, dann nach Reſina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, drei kleine Orte, die auf Lava erbaut ſind. Albert beſuchte die Ruinen von Päſtum am Golf von Salerno. Er fand da einen Freund und Genoſſen an dem engliſchen Geſandten Hamilton, der in Literatur und Naturwiſſenſchaften gleich bewandert war und oftmals ſeinen Führer machte. Sie beſtiegen den Veſuv, ſahen die weſtlichen Ufer des Golfes von

Neapel, Pozzuoli, Bajä, den Hafen von Miſene, die Inſeln Procida und Iſchia, ſie machten Ausflüge in's innere Land nach Arco felice zum Grabmal des Scipio.

Nicht weniger intereſſant und genußreich war den Reiſenden der Aufenthalt in Neapel, wohin ſie am 22. April von Portici überſiedelten. Sie bewohnten dort das königliche Schloß, das gewiß unter allen Reſidenzen Europa's die reizendſte Lage hat. Albert und Chriſtine waren entzückt von der Ausſicht, die ſich ihnen von den Fenſtern des Königs darbot: der offene Golf, der belebte Hafen, die Inſeln im Hintergrunde gewährten ein herrliches Bild. Nur die Galeeren mit der Unzahl unglücklicher Sklaven, die da angekettet waren, waren ihnen ein dunkler Punkt in dieſer Lichtſphäre. Albert bewunderte die hängenden Gärten und die langen Terraſſen an dem Schloſſe. Von jedem Zimmer trat man in's Freie und auf eine Terraſſe, die mit den ſchönſten Fruchtbäumen beſetzt war. Das Innere war ſeit der Heirat des Königs neu und prächtig möblirt, die Zimmer waren nicht ſehr groß und bequem. „Wenn das alte Schloß hergerichtet ſein wird, wird es einer der prachtvollſten Paläſte Europa's ſein.“ Albert und Chriſtine ſahen ſich eines Tages vom Balkon des Hauſes des Marquis von Campo-Reale eine Corſofahrt an. Mehr als das wilde Treiben freute ſie der Anblick der Toledoſtraße, der Terraſſen und Fenſter, die von Herren und Frauen dicht beſetzt waren, vorzüglich aber das auf- und

abwogende Volk. Die Fröhlichkeit desselben, die Ordnung und gegenseitige Aufmerksamkeit freute sie. „Dieses Volk kann nicht bösartig sein, rief Albert aus, es ist lebhaft und zäh, aber niemals so rachsüchtig, grausam wie das Volk von Rom.“ Mit Schrecken hörten sie, daß hier 40.000 Menschen ohne Dach und Feuer leben. In den krummen, engen Straßen sahen sie oft die größte Armuth. Der Mangel an Gärten und schönen Palästen fiel ihnen auf. Kunst und Wissenschaft schien in tiefem Verfall. „Dagegen sind die Klöster prachtvolle Gebäude mit Terrassen und Gärten, wo man wohl zurückgezogen leben kann. Wenn der Hof ein Kloster besucht, so ist das ein Fest für den ganzen Adel, denn es sind gute Tafeln und die Mönche sind von einer Freigebigkeit und Fröhlichkeit, die mich überraschte.“

Die Tage vergingen in Festen, Meerfahrten, Ballparé's und Jagden. Einst begleitete Albert den König auf eine seiner Lieblingsjagden auf Wildschweine und Dammhirsche im Park Bois de l' Austrone. Zum Diner kam die Königin und Abends war Concert, wo sie die berühmte Amici hörten. Neapel war noch der einzige Ort in Italien, wo man gute Musik hören konnte.

Zum Schlusse ihres Aufenthaltes brachten sie noch drei Tage in Caserta zu. Sie feierten dort den ersten Mai. Der König hatte sie hingeführt, um ihnen diese großartige Residenz zu zeigen. Sie wohnten noch im alten Schlosse, denn der neue Bau, der heutzutage in

ſeiner maſſenhaften architectoniſchen Durchführung die Bewunderung aller Reiſenden erregt, war damals zwar vollendet, aber noch nicht wohnlich eingerichtet. Prinz Albert bezeichnet ihn als das außerordentlichſte Werk der modernen Architectur. Der König von Spanien hatte den Bau begonnen und ſeinen Sohn verpflichtet, denſelben fortzuſetzen. Die Gärten waren nach einem großartigen Plane angelegt und in franzöſiſcher Art mit Baſſins, Eremitagen und Pavillons geſchmückt. Von Caſerta machten die Reiſenden einen Ausflug nach dem Landhauſe des Königs S. Leucci, wo ein großer Wildpark begann. Am meiſten intereſſirte Albert der große Aquäduct, einige Meilen von Caſerta entfernt, ebenfalls von Vanvitelli gebaut, der das neue Schloß angefangen hatte; ein ſtolzer, kühner Bau, der den Römern Ehre machen würde, in drei Stockwerken 200 Fuß hoch über ein Thal geführt.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai verließen ſie Caſerta und traten den Rückweg nach Rom an. Der Abſchied von der königlichen Familie war traurig; beide Schweſtern waren in Thränen. Albert ſchrieb, daß er die Freundſchaft und Aufmerkſamkeit, die ihm der König erwieſen, nie vergeſſen werde. Chriſtine und die Königin Karoline haben ſich nie wiedergeſehen. Damals kam keine Ahnung über ſie, daß ſie beide den zähen Wechſel menſchlicher Dinge erfahren müßten, daß ſie beide elend und flüchtig in die Heimath ihrer Jugend zurückkehren

würden, daß in dieſes Schloß, deſſen weite Räume ſie eben bewundert, einſt der Sohn eines Gaſtwirthes und franzöſiſcher Officier als König einziehen werde.

In Rom blieben die Reiſenden vier Tage; ſie hatten wieder eine Audienz bei dem h. Vater, ſahen noch einmal die merkwürdigſten Punkte der Stadt, beſuchten die Bracciano und ſpeiſten bei dem Kardinal Hržan, der in Rom in großer Achtung ſtand. Am 7. Mai verließen ſie die ewige Stadt. Das Wetter war ſchlecht, der Boden durchweicht, der Wagen immer in Gefahr umzuſtürzen, ſie kamen nur langſam vorwärts, aber die Freude, bald wieder in Florenz zu ſein, ließ ſie alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe vergeſſen. Der Großherzog empfing ſie wieder in aller Freundſchaft und ſie verlebten hier die angenehmſten, ruhigſten Tage. Um ganz ſich leben zu können, bezogen ſie das Landhaus Poggio a Cajano. Das kaiſerliche Palais konnte noch nicht bewohnt werden, weil der Großherzog einen neuen Flügel anbauen ließ. Das Luſtſchloß liegt in der reizendſten, freundlichſten Gegend, die man ſich denken kann; man hat die Ausſicht auf Florenz, in's Arnothal und zu den grünen Auen des Ombrone, der hier in den Arno einfließt. Albert und Chriſtine führten hier im Kreiſe der großherzoglichen Familie ein einförmiges aber angenehm bewegtes Leben. In den erſten Morgenſtunden machten ſie einen Ritt durch die Alleen und an den kleinen Kanälen, welche die Wieſen durchſchneiden;

dann blieben ſie einige Stunden in den Zimmern bis zum Mittageſſen. Die Geſellſchaft war klein: die vier Perſonen der Familie, die Oberſthofmeiſterin Gräfin d'Albizi, die Gräfinen Colloredo, Goës, Prinz Corſini, die Generale Thurn, Goës, Miltitz und Kempelen. Dann gönnte man ſich ein oder zwei Stunden Ruhe, bis die Abendfriſche den Weg in's Freie erlaubte. Der Tag wurde mit einem kleinen Spiel und Souper geſchloſſen. Zuweilen kamen die Kinder aus Florenz. Chriſtine fand beſonderes Gefallen an dem lebhaften Weſen des jungen Erzherzogs Karl, der damals fünf Jahre alt war. Zuweilen gab der Großherzog in den unteren Sälen den Bauern einen Ball.

In dieſem ſtillen, idylliſchen Leben voll Gemüth und Innigkeit verbrachten ſie faſt vier Wochen. Albert freute ſich an der reichen Kultur des Bodens, der Wohlhabenheit des Volkes und ebenſo an der Liebe und Verehrung, welche der Großherzog hier genoß. Wie Kaiſer Joſeph in Wien ging Leopold in die Häuſer, fragte um den Hausſtand der Leute, um ihre Sorgen und Hoffnungen.

Am 31. Mai gingen Albert und Chriſtine nach Florenz zurück, blieben drei Tage und fuhren am 4. Juni den Weg nach Bologna. Der Großherzog und ſeine Gemahlin begleiteten ſie noch eine Station und nahmen dann Abſchied; ſie verabredeten, ſich in Venedig zu treffen und dann gemeinſchaftlich nach Wien zu reiſen. In Bologna blieben die Reiſenden nur kurze Zeit. Damals

besuchte sie der bekannte Farinelli; er trug alle spanischen Orden, war aber sehr bescheiden; er erinnerte sich dankbar der Güte, die man ihm einst in Wien bezeigt hatte. In einer Soirée trafen sie die Kardinäle Brancoforte und Buoncampagni; der letztere war ein geistvoller, liebenswürdiger Mann, und stand damals an der Spitze einer Commission, „um Ueberschwemmungen vorzubeugen."

Von Bologna fuhren sie nach Modena und Parma. In Modena regierte noch der alte Herzog Herkules von Este. Er bewohnte damals mit seiner Familie und dem Erzherzog Ferdinand [1]) Sassuolo, ein Landhaus bei Modena. Der letztere hatte seine Schwester Christine noch vor Kurzem einladen lassen, gewiß bei dem Hofe von Modena einzusprechen. Herzog Albert schreibt über den Tag, den er dort zubrachte: „So oft und so viel ich von der Erscheinung des regierenden Herzogs gehört hatte, so war ich von der Wirklichkeit doch überrascht. Man hatte mir gesagt, er sei ein gut conservirter alter Herr mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit des Geistes, aber ich fand eine fast vertrocknete, mumienhafte Gestalt, die sich kaum fortbewegen konnte; zudem ist er schwerhörig; er soll liebenswürdig sein, aber ich war zu kurze Zeit in seiner Gesellschaft, um genügend urtheilen zu können. Seine

[1]) Erzherzog Ferdinand war 13 Jahre jünger als Christine; seit 1771 vermählt mit Maria Beatrix von Este und Gouverneur und Generalkapitän der Lombardei.

zwei Schweſtern, die bei ihm leben, ſind von ſelbem Alter, die eine zählt noch ein oder zwei Jahre mehr; ſie geht mit dem Stocke, hat aber noch eine natürliche Lebendigkeit; die andere iſt kühl und ernſt. Der Erbprinz leitete das Geſpräch; er iſt nicht ohne Geiſt, ſcheint aber gern Zoten zu reißen. Seine Gemahlin, die er nicht mehr liebt, als es ſein muß, iſt eine gute Frau und ſcheint ihre gedrückte Stellung in der Familie zu fühlen. Seine Schweſter ſoll einſt ſehr ſchön geweſen ſein; ſie hat keine Spur mehr davon, ihre Phyſiognomie drückt nur Langeweile und Traurigkeit aus. Die Madame Melzi, die wir hier fanden, iſt für ihr Alter gut conſervirt; ihr Geſicht zeigt ihren Familienurſprung. — Der Hofſtaat iſt für das kleine Land zu zahlreich; man ſieht alle Hofchargen, Garden in Uniformen aller Art. Nachdem der Erzherzog uns vorgeſtellt hatte, gingen wir in dem großen ſchönen Parke ſpazieren; wir kamen bei einem Gehege mit Wildſchweinen und einer Stuterei vorbei; nahe dabei iſt ein kleiner Garten des regierenden Herzogs mit einem kleinen Landhauſe, das er ſein Caſſilio oder ſeine Eremitage nennt. Gegen Abend ſahen wir eine Comödie, dann war Souper und Concert bis Mitternacht; wir ſollten uns noch zu einem Spiele niederſetzen, aber wir benützten den Moment, um zu entſchlüpfen. Nachdem wir uns bei dem Erzherzog und ſeiner Gemahlin beſonders empfohlen hatten, fuhren wir noch in der Nacht nach Parma. Bei Tagesanbruch kamen

wir an und ſtiegen im Gaſthaus zur Poſt ab. Der Infant hatte uns nicht ſo früh erwartet; er und ſeine Frau kamen aber, als ſie unſere Ankunft erfahren, ſogleich von Colorno herein und in unſer Hotel, ſo daß wir kaum Zeit zum Umkleiden hatten. Der Empfang war herzlich, freundſchaftlich; ſie führten uns in ihr Palais, wo wir frühſtückten und ihre kleine Familie ſahen."

„Der Infant[1]," fährt Herzog Albert fort, „entſpricht in ſeiner Perſönlichkeit ganz dem Portrait, das man mir entworfen hatte. Seine Figur iſt nicht ſehr nobel und vortheilhaft, aber nicht unangenehm. Das Geſicht, das für ſchön gelten könnte, drückt gar nichts aus; der Ausdruck wechſelt nie; ich habe das bei keinem anderen Menſchen geſehen. Sein Empfang war ungezwungener, als ich dachte; er iſt ſehr höflich, ſpricht ſehr geſcheidt über die verſchiedenſten Dinge, wie ſie bei einer ſolchen Gelegenheit in's Geſpräch gezogen werden; wenn man länger um ihn iſt, bemerkt man, daß ſeine Kenntniſſe nicht über einen gewiſſen Kreis hinausgehen, der ihm von ſeinen Studien geblieben iſt, d. i. er iſt am meiſten über Kunſt und wiſſenſchaftliche Gegenſtände unterrichtet; über Regierung und Politik hörte ich ihn gar nicht ſprechen und weiß auch nicht, wie tief er blickt. Bei allen ſeinen Schritten und Entſchließungen be-

[1]) Ferdinand I., geb. 20. Jän. 1751, Herzog ſeit 1765, geſt. 9. Oct. 1803.

gleitet ihn eine angeborne Scheu und Verlegenheit; ſie iſt die Frucht einer zu ſtrengen Erziehung; daher kommt auch die geringe Theilnahme, die er für alles andere, ſogar für ſeine Kinder hat. Die meiſten verſicherten mich, er habe ein gutes Herz, andere ſagen, er ſei hart und aufbrauſend. Ich glaube das nicht, denn er ſieht gar nicht darnach aus, und wenn es ſich ſo verhielte, wäre dieſe Bösartigkeit die ſchlechteſte, weil ſie heimlich und verſteckt iſt. Mehr Glauben ſchenke ich dem, was man mir über ſeine Trägheit, ſeine Indolenz, ſeine geringe Fähigkeit für die Geſchäfte ſagte. Was ihm ſehr zum Nachtheil gereicht, iſt ſein Sinn für kleine lächerliche Gewohnheiten in ſeiner Andachtsübung und ſeine Vorliebe für die Mönche, beſonders für die Dominikaner. Er verſteckte das ſehr ſorgfältig vor uns. Die Scheu, uns als Zeugen bei einer Proceſſion oder einer ähnlichen Andachtsübung zu haben, veranlaßte ihn, unſere Abreiſe zu wünſchen; er ließ uns durch den ſpaniſchen Geſandten in Florenz wiſſen, daß wir unſeren Aufenthalt nicht über den 9. verlängern möchten. Das war aber ein Sonntag, an welchem, wie wir ſpäter erfuhren, eine dieſer Proceſſionen ſtattfinden ſollte."

„Die Infantin [1]) war ſo verändert, daß ich ſie nicht wieder erkannte. Keine Spur von jenem Glanze,

---

[1]) Marie Amalie, Tochter Maria Thereſia's, geb. 26. Febr. 1746, vermählt 19. Juli 1769, geſt. 18. Juni 1804.

jener Schönheit, die man einſt an ihr bewunderte, iſt geblieben; ihre ſchöne Taille iſt verſchwunden, Kleidung und Gang tragen noch mehr bei ſie zu entſtellen. Sie iſt weniger fröhlich, weniger entſchieden als jemals. Ihre älteſte Tochter [1]) iſt das ſchönſte Kind, das man ſich denken kann, hat aber einen Zug von Düſterheit und Traurigkeit, ſo daß man es nur mit Wehmuth anſehen kann. Die anderen Kinder ſind weniger ſchön. Ihr Betragen gegen ſie und den Infanten iſt kühl; man kann daraus entnehmen, daß die Verſchiedenheit des Geſchmackes und Lebensganges ihre Herzen und Gefühle nicht näher bringt."

„Der erſte Miniſter oder vielmehr der Staatsſekretär Graf Sacco gilt für einen bornirten Menſchen und genießt gar kein Anſehen, ebenſowenig der Marquis Canoſſa, der die Finanzen leitet. Dieſe ſind, nebenbei geſagt, alle verpachtet. Der Hof des Infanten iſt auf großem Fuße eingerichtet; man findet, wenn auch in geringer Zahl, alle Chargen, Officiere, ſogar die berittenen Garden wie am Hofe von Neapel oder Madrid. Die Herren ſchienen aber in ihre Functionen nicht eingewöhnt; das konnte nicht überraſchen, da der Infant die meiſte Zeit in Colorno zubringt. Seine Gemahlin führt ein ebenſo zurückgezogenes Leben in einem anderen

[1]) Caroline geb. 1770, geſt. 1. März 1804. Gem. Maximilian, Herzog von Sachſen, geſt. 1838.

Landhause Sala und unterhält sich damit, spazieren zu gehen oder zu Pferde zu jagen."

„Den Tag nach unserer Ankunft logirten sie uns bei sich ein und gaben ein Diner mit 60 oder 70 Couverts; der französische und spanische Gesandte, die sich hier ein großes Ansehen geben, waren gegenwärtig. Der Saal, in welchem wir speisten, war gut meublirt, aber das Uebrige entspricht der Residenz eines regierenden Herrn wenig, und es ist unbegreiflich, warum der frühere Minister einen Theil der alten Residenz niederreißen ließ, ohne einen anderen aufgebaut zu haben. Nachmittag führte uns der Infant in diese alte Residenz, um uns den Saal der Akademie zu zeigen. Dort sahen wir den h. Hieronymus von Correggio und ein Bild, welches die Infantin Isabella der Akademie geschenkt hatte. Wir erinnerten uns an jene Prinzessin, die bei uns so gekannt und bewundert war. Wir fühlten das Unglück, sie so bald verloren zu haben, doppelt tief. Der Infant zeigte uns die Stadt und Citadelle. Das Bataillon Garden, das er vorführte, ist das schönste Corps in ganz Italien durch die Größe der Mannschaft und die prächtige Uniform; aber es repräsentirt fast die Hälfte seiner Armee. Am 8. Juni führte uns der Infant nach Colorno, eine kleine Post von Parma entfernt, und zeigte uns Schloß und Garten. So kalt er sonst war, bei dieser Gelegenheit kam doch ein tiefes Gefühl zu Tage. Wir gingen durch die Zimmer, welche einst seine

Schweſter Iſabella und ihre Erzieherin Frau de Gonzales bewohnt hatten; als er meine Frau eintreten ließ, ſagte er ihr, er müſſe annehmen, daß dieſe Zimmer ſie mehr intereſſiren würden, als alles andere im Palais, deßwegen könne er nicht unterlaſſen, ſie ihr zu zeigen. — Die Gärten ſind ſchön, aber die altberühmten Waſſerwerke zerſtört. Nach der Rückkehr von Colorno gab uns der Infant einen Hofball, der aber nicht ſehr beſucht war. Nach dem Souper nahmen wir Abſchied und reiſten noch in der Nacht nach Turin ab."

In Borgo S. Donnino, wo ſich die Prinzeſſin Witwe von Heſſen-Darmſtadt, eine Schweſter des Herzogs von Modena, etablirt hatte, hielten ſie ſich gar nicht auf, in Piacenza nur einige Stunden, um das Schlachtfeld von 1747 zu ſehen. In Aleſſandria beſuchte Prinz Albert die Citadelle, in Aſti ſtellte ſich ihnen der öſterreichiſche Reſident in Turin, Chevalier du Baisne, vor, am 10. Juni fuhren ſie in Turin ein und ſtiegen im Hotel des öſterreichiſchen Geſandten ab. Dort begrüßte ſie der Marquis d'Aigue Blanche, Miniſter und Staatsſekretär, im Namen des Königs und des Herzogs von Chablais. Der Marquis Belcredi, ein Mailänder Edelmann, den ihnen die Kaiſerin für die Reiſe in Sardinien beigegeben hatte, ſtellte ſich vor.

Den Hof ſahen ſie im Jägerhaus, la Veneria, wo noch heutzutage die Fürſten Sardiniens wohnen. „Der König," ſchrieb Prinz Albert, „empfing uns mit

jener Güte und Höflichkeit, die ihm von jeher die Zuneigung aller gewonnen hatte; auch die Königin und die ganze königliche Familie kamen uns in Freundschaft entgegen; ihre Herzlichkeit steigerte sich in längerem Verkehr und wir machten deßwegen von der Einladung, so oft zu kommen, als wir wollten, fleißig Gebrauch. — Der König [1]) hat in seiner äußeren Erscheinung nichts Imponirendes, nichts Majestätisches, er hat fast bürgerliche Manieren, aber die Artigkeit, Höflichkeit, die Offenheit in allen seinen Reden und Handlungen sprechen sehr zu seinen Gunsten. Jedermann versichert, daß er ein ausgezeichnetes Herz besitze, und so viel ich zu beurtheilen vermochte, ist dieses Lob nicht übertrieben. Er ist ein guter Ehemann, ein guter Familienvater, er besitzt die Liebe, das Vertrauen seiner Frau, das Herz seiner Kinder. Er wird vom Adel und dem ganzen Volke hoch verehrt; dabei hat man doch den gehörigen Respekt vor seinem Willen. Den größten Theil des Tages widmet er den Regierungsgeschäften. Er geht dabei in's Detail, ja man versicherte, daß er sich oft abarbeite, wo es keiner Mühe werth sei, daß er eine gewisse Schwäche und Unentschlossenheit zeige, daß die Königin häufig auf seine Entschließungen Einfluß nehme, obwohl sie anscheinend sich von allem fern halte; ferner,

[1]) Victor Amadeus III., geboren 26. Juni 1726, König seit 20. Februar 1773, gest. 1796. Die Königin Marie, Tochter Philipp V. von Spanien, geb. 17. Nov. 1729, gest. 1785.

daß er bei den Audienzen zu viel Zeit verliere, indem er mit einzelnen zu lange ſpreche. Er hält in den Ausgaben kein Maß. Während ſeiner Reiſen im Lande wurden Schulden gemacht, welche jetzt den Staat belaſten; er kann kaum jemanden eine Gunſtbezeigung abſchlagen und vertheilt Gnaden, die nicht nothwendig, nicht verdient ſind. Von der Königin ſagte man mir, ſie ſei ſtolz, hochmüthig und abſtoßend und ſpreche mit Niemand. Vielleicht iſt die Urſache davon, daß ſie ſchwerhörig iſt. Für uns zeigte ſie ſtets jene ausnehmende Höflichkeit, welche ein Zeichen der Hochachtung iſt. Ihre Liebe für ihren Mann, für die Kinder müſſen auch die gleichgiltigſten Leute erfreuen. Es ſpricht zu ihren Gunſten, daß ſie in allem an unſere Großherzogin erinnert."

„Die anderen Perſonen der Familie ſind: der Prinz von Piemont [1]), der Präſumtiverbe des Staates. Er hat eine angenehme Geſtalt, entſtellt ſie aber durch Grimaſſen und Verdrehungen. Er hat in ſeiner Kindheit viel Krankheiten durchgemacht; dieſe hielten ihn auch in ſeiner inneren Entwicklung zurück, ſo daß er nicht die nöthigen Studien machen konnte. Seine Manieren ſind nicht angenehm. Was ſeinem guten Charakter nicht entſpricht,

---

[1]) Carl Emanuel IV., geb. 1751, folgte ſeinem Vatee 1796, geſt. in Rom. Seine Frau: Marie Adelheid, Tochter des Dauphin von Frankreich, geb. 1759, verm. 1775, geſt. 1802.

iſt die Folge einer zu zarten Erziehung. Seine Frau liebt er ſehr und zeigt dies bei jeder Gelegenheit. Dieſe verdient es auch in vollem Maße. Ihre Sanftmuth, Güte und Freundlichkeit gewinnen ihr alle Herzen und laſſen die außerordentliche Dicke ihrer Figur ganz vergeſſen. Ihre Phyſiognomie drückt alle Unſchuld und Güte ihres Herzens aus; ſie ſcheint der Familie, in die ſie gekommen, ſehr ergeben, iſt auch ihre Freude, ihr Entzücken. — Den Herzog von Chablais fand ich, ſeit ich ihn in Innsbruck geſehen, ſehr verändert. Er iſt ernſter und ſchweigſamer geworden und ſcheint die Zurückhaltung, die er in ſeinem Aeußeren annimmt, zum Princip gemacht zu haben. Er iſt magerer geworden, ſchläft wenig, geht viel auf die Jagd, beſchäftigt ſich meiſt mit militäriſchen Studien und trinkt ohne Maß ſchwarzen Kaffee; ſeine Nerven ſind ſo erſchüttert, daß ſeine Hände wie die eines alten Mannes zittern. Man ſagt, daß er bei dem Volk und beſonders dem Militär ſehr beliebt ſei, daß er aber keine Rolle ſpielen wolle. Er bezeigte uns während unſeres Aufenthaltes alle erdenkliche Höflichkeit und Aufmerkſamkeit, ſo daß ich ihm viel Dank ſchuldig bin. Seine kleine Frau iſt recht hübſch, aber noch unerfahren und nicht dazu angethan, im Publikum eine Rolle zu ſpielen. Sie ſcheint wenig unterrichtet und iſt viel zu ruhig, zu ſchüchtern. Der Herzog behandelt ſie kühl. Er iſt ebenſo kalt gegen alle anderen Frauen; man ſagt, das liege mehr in ſeinem

Temperamente als in einer zu geringen Achtung vor den Frauen."

Von den vier Söhnen des Königs [1]) iſt nach dem Prinzen von Piemont der Herzog von Aoſta der erſte; ſeine Phyſiognomie iſt geiſtvoll, aber er iſt ſo klein, daß er einem Zwerge ähnlich ſieht und er wird ſchwerlich mehr wachſen. Die anderen drei, der Herzog von Montferrat, der Herzog von Genua, der Graf von Maurienne ſind noch zu jung, um etwas über ſie zu ſagen; die erſteren zwei ſind mehr häßlich als ſchön. Alle vier ſtehen unter der Leitung ihres Erziehers, eines Grafen Salmour. Am meiſten Geiſt hat die Prinzeſſin Caroline, der Liebling der Aeltern; ihre Phyſiognomie nimmt ein, ohne daß man ſie ſchön nennen kann; ſie iſt voll Grazie und Liebenswürdigkeit. Außer den Prinzen und Prinzeſſinnen leben noch zwei Schweſtern des Königs an dem Hofe; die ältere, Madame de Savoie genannt, iſt ſehr höflich aber düſter und traurig, die andere, Prinzeſſin Felicité iſt mehr redſelig und ſoll einmal hübſch geweſen ſein. Die Eintracht, die in dieſer zahlreichen Familie herrſcht, iſt vergnüglich anzuſehen. Die Verſchiedenheit des Alters und Charakters macht dabei keinen Unterſchied. Seit Jahren verkehren ſie nur unter

[1]) Victor Emanuel I., geb. 1759, folgte ſeinem Bruder 1802, dankte 1821 ab, ſtarb 1824; Moritz, geb. 1762, geſt. 1799; Carl Felix, geb. 1765, folgte ſeinem Bruder 1821, geſt. 1831; Placidus, geb. 1766, geſt. 1802.

einander und ſcheinen kein anderes Vergnügen als das ihrer Freundſchaft, ihres Zuſammenlebens zu kennen. Die Einförmigkeit, die daraus erwächſt, gibt dem Hof ein ernſtes Ausſehen, engt ihn mit einem gewiſſen Zwange ein. Am wenigſten kehrt ſich der Herzog von Chablais daran; er iſt der einzige, der das Theater Carignan in der Stadt beſucht; ſeine Frau darf aber nicht hingehen. Die Etikette wird ſo ſtreng beobachtet, daß die alten Prinzeſſinnen, die Schweſtern des Königs, nie allein, ſondern nur in Begleitung einer Ehrendame zu Bett gehen dürfen. Der Ernſt, der äußere Anſtand, die Ordnung und Regelmäßigkeit, welche den Hof charakteriſiren, herrſchen auch in der Stadt vor; der Aufenthalt daſelbſt iſt nichts weniger als belebt oder fröhlich. Ich war überraſcht ſo viele geiſtreiche, liebenswürdige Leute, beſonders Frauen zu finden; nicht leicht ſieht man unter dem Adel ſo viel Schönheiten wie hier. Der Hof nimmt Einfluß auf die beſonderen Familienangelegenheiten; unter dem vorigen Könige ſoll dieſes unerträglich geweſen ſein. Im Uebrigen hat der Hof ein glänzendes majeſtätiſches Ausſehen. Das Palais, genannt la Venerie, liegt eine Poſt von Turin und iſt ſehr ſchön gebaut. Die große Gallerie iſt von Don Philipp Juvara gebaut. Der Park hat einzelne prächtige Partien; die Bäume ſind ſo dicht und werfen einen ſo tiefen Schatten, daß man in der vollen Mittagsgluth dort herumgehen kann. Eine beſondere Gewohnheit iſt, daß alle Perſonen des

Hofes zweimal im Tage um neun Uhr Früh und von fünf bis sieben Uhr Abends allein herumgehen, und sich dann beim König oder bei der Königin wieder zusammenfinden. Seit der Heirath des Prinzen von Piemont werden öfters Bälle gegeben, welche das einförmige Leben unterbrechen. Während unserer Anwesenheit waren ihrer zwei; auch die Prinzen von Carignan waren geladen.

Diese Nebenlinie des königlichen Hauses ist in der Stadt etablirt und hält eine Art Hof für sich, wo die Etikette mit derselben Strenge und demselben Hochmuth beachtet wird wie bei dem Souverain. Der Chef der Familie ist der Prinz Louis [1]), ein schöner und liebenswürdiger Mann. Sein Sohn scheint nicht so viel Geist zu haben. Er ist vermählt mit einer Prinzessin Lambesc, deren Lebhaftigkeit oft an Muthwillen grenzt und dem Ernst und feinen Sinn ihrer Schwiegermutter, einer gebornen Prinzessin von Hessen, wenig entspricht. Bei ihr sahen wir den Adel der Stadt. Ein offenes Haus halten auch die Madame St. Giles und die Marquise Boghera, die schöne Schwester unseres Generals. Die Minister führen kein Haus, geben keine Tafeln. Ich lernte nur den Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, den Marquis d'Aigue-Blanche, näher kennen. Ich hatte ihn 1750, also vor 26 Jahren, in Dresden kennen gelernt, und er ist ebenso steif und geziert wie

[1]) Ludwig Victor, Prinz von Carignan, geb. 1721, gest. 1778.

damals. Der König liebt ihn ſeit der Zeit, wo er ſein erſter Stallmeiſter war; im Publikum traut man ihm die nothwendigen Eigenſchaften für ſein Amt nicht zu. Er ſelbſt iſt ſehr von ſich eingenommen und affectirt in allen ſeinen Handlungen eine Feinheit und Politik, daß er lächerlich wird. Mein Beſuch bei ihm kann ein Beiſpiel ſein. Er war von meiner Viſite unterrichtet, und ſeine Leute hatten mich längſt angeſagt, als ich in ſein Kabinet trat. Er ſaß da an ſeinem Arbeitstiſch, drei Stunden nach dem Diner, an einem prachtvollen Sommertage, nur um überraſcht zu ſcheinen. Die Fenſterläden waren geſchloſſen, das Zimmer mit Lampen erleuchtet; er hatte ſeinen Hausrock an, die Brille auf der Naſe und ſchien eben eine Depeſche ſchreiben zu wollen. Man kann ſich denken, daß es an Complimenten nicht fehlte. Das köſtlichſte aber war, daß er mich vor meinen Cavalieren bei Seite zog und mir in's Ohr flüſterte. Man würde glauben, daß es ſich um große politiſche Dinge gehandelt; er theilte mir aber nur mit, daß alles disponirt wäre und ich die Poſtpferde ſicher auf meiner Tour finden werde. Bei all' der geringen Achtung, die man vor ihm hat, zweifelt man doch nicht, daß ihm der König noch alle Geſchäfte übertragen, daß er als erſter Miniſter auftreten werde. Graf Courti leitet das Innere, hat aber keinen großen Ruf."

„Die Regierung des Landes iſt ſehr milde, ſie kann aber auch hart werden, denn ſie iſt despotiſch und

der Wille des Souverains ist das höchste Gesetz. In den Provinzen, die wir im letzten Frieden [1]) abgetreten, wird sehr geklagt. Die Grundbesitzer, die dort ansässig sind, leben noch größtentheils in Mailand; die Regierung möchte sie gerne nach Turin ziehen, aber es ist noch keiner übersiedelt. Am meisten hörte ich über die Justiz klagen; das kommt wohl auch daher, weil der Hof sich in alles mischt und die besonderen Rechtssachen entscheidet. Das Militär erfreut sich einer größeren Würdigung als früher. Mr. Chiavarin leitet das Kriegs-Departement, genießt aber nicht das Ansehen wie sein Vorgänger Baugin; er hat nur Bericht zu erstatten, denn der König arbeitet in diesem Fache alles selber, und hat mehrere Veränderungen getroffen, um Mißbräuche abzuschaffen. Ich fand die Truppen sehr schön und von einem wahrhaft militärischen Aussehen. Ein großer Uebelstand sind die häufigen Desertionen; ganze Banden reißen aus. Alles ist nach dem französischen Muster eingerichtet. Gegenwärtig zählt die Armee 35.500 M.; die Landmiliz kann 30.000 M. stellen. Die größte Aufmerksamkeit verwendet der König auf die Festungen des Landes, um bei allen politischen und kriegerischen Eventualitäten seinen Besitz sicher zu stellen. Ohne die Stütze der Festungen würde sich die Armee nicht halten können."

---

[1]) 1743 Worms.

Prinz Albert erinnert ſich dabei des Urſprunges und der Geſchichte der ſavoyſchen Fürſten, wie ſie anfänglich aus dem Burgunderlande niederſtiegen, Turin, Aſti und andere Theile Piemonts erlangten, wie unſicher im Mittelalter ihr Beſitz war, wie ſie dann gegen ihre italieniſchen Nachbarn operirten. Er gedenkt der großen Fürſten dieſes Hauſes: Emanuel Philibert, Karl Emanuel und Victor Amadeus, wie ſie in den großen Kämpfen der Habsburger und Bourbonen in die Höhe kamen, wie ſehr ſie 1703 und 1745 von der Bedrängniß des Hauſes Oeſterreich Nutzen zogen, und ſich in allen Streitigkeiten auf Koſten bald des einen bald des anderen zu vergrößern gewußt haben.

Albert und Chriſtine blieben ſechs Tage in Turin, vom 10. bis 16. Juni. Der Herzog von Chablais machte ihren Führer durch Stadt und Land; er zeigte ihnen das ſchöne Landhaus des Königs Stupiniggi, zwei Stunden von Turin, das franzöſiſche Theater in der Stadt, den Palaſt des Königs, wo ſie am meiſten die Bilder niederländiſcher Meiſter aus dem Nachlaſſe Prinz Eugens intereſſirten. „Die alte Stadt Turin", ſchreibt Prinz Albert, „iſt klein, eng, ſieht mehr einer Feſtung als einer Reſidenz gleich; der neue Stadttheil iſt ſchön, obwohl die Symmetrie der Gebäude etwas Monotones hat. Das ſchönſte Gebäude iſt das Palais der Madame Royale, der Regentin Chriſtine von Frankreich. Die meiſten Häuſer in Turin ſehen aus, als wenn ſie nicht ausge-

baut wären; Ziegeln und Verzierungen haben ihre Naturfarbe. Die Bevölkerung ist schwach, das Volk ruhig und weniger lärmend als in den größeren Städten Italiens. Es erkennt sich nicht als dazu gehörig; obwohl die Sprache der Regierung italienisch ist, hört man im Adel und Volk niemand, der gut italienisch spräche. Bei Hofe und im Volke spricht man den piemontesischen Patois, ein Gemisch von Italienisch und Französisch. In der Gesellschaft ist das Französische vorherrschend; die meisten sprechen es ebenso geläufig, wie ihre Muttersprache."

Albert und Christine gefielen sich in Turin. Die Freundlichkeit des Hofes, der Genuß, den ihnen die Gesellschaft bot, hätte sie gerne zu einem längeren Aufenthalte vermocht, aber sie waren zu lange in Florenz geblieben und der Tag nahte, an welchem sie mit Erzherzog Ferdinand in Mailand zusammentreffen wollten. Prinz Albert hatte noch ein besonderes Interesse im Lande, nämlich die Festungen an der französischen Grenze zu besichtigen. Er hatte zu Hause tüchtige strategische Studien gemacht, kannte alle Alpenpässe, alle Wege aus der Lombardei und gedachte nun durch unmittelbare Anschauung seine Kenntnisse zu vervollkommnen.

Die Reisegesellschaft trennte sich am 16. Juni. Christine blieb einen Tag und reiste dann mit ihren Damen nach Mailand ab. Der Herzog ging mit Miltitz und dem General-Lieutenant Pinto, der beim König am meisten Einfluß in militärischen Dingen hatte, an

die Grenzen Piemonts, nach Chambery, an den friedlichen See von Annecy, er zog die Päſſe der Maurienne und Tarantaiſe hinauf und beſuchte die Feſtungen an den Alpenausgängen. Ueberall öffneten ſich ihm die Thore, er ließ ſeine Blicke über alles gleiten, über Feſtungen, Wege, Thäler und Höhen. Alte und neue Zeiten wurden in ihm lebendig; er erinnerte ſich der tapferen Legionen Cäſar's, der Kämpfe des Mittelalters, der Schlachten unter Catinat und Eugen. Er kennt das Volk in dieſen Thälern, wo er noch im Juni den Schnee ſchuhhoch antraf; er weiß, daß die reformatoriſchen Ideen hier nicht ausgeſtorben ſind, es freut ihn, das Volk in ſeiner Tüchtigkeit, das Land in ſeiner Wildheit und Schönheit kennen zu lernen, dieſe Wiege des ſavoyſchen Geſchlechts. Von dort hat es ſeinen Anfang genommen, heutzutage ringt es um ungewiſſen Ruhm und hat ſeine Heimat verkauft. Prinz Albert beſuchte Schloß Demont, das die Straße in die Dauphiné beherrſchte. Die Feſtung Coni, welche die Piemonteſen im letzten Kriege ſo tapfer gegen die Franzoſen vertheidigt hatten, Pignerol und Feneſtrelles, oft genannt in den großen franzöſiſchen Kriegen, Exiles, welches die Alpenpäſſe ſperrt, Suſa und ſeine berühmten Forts. Er kehrte dann in die Ebene von Piemont zurück, bei Schloß Rivole vorbei, wo der Großvater des jetzigen Königs vom Sohne gefangen gehalten war, beſuchte dann noch einmal die königliche Familie in la Venerie

und nahm Abſchied. Der König zog ihn in ſein Kabinet und unterhielt ſich noch lange mit ihm über ſeinen Lieblingsgegenſtand und militäriſche Dispoſitionen. Siebzehn Jahre nachher rückten die franzöſiſchen Truppen in's Land, eine Feſtung fiel nach der anderen und der König ſelbſt mußte aus dem Lande flüchten.

Den 20. Juni kam Prinz Albert nach Mailand. Hier hielt damals Erzherzog Ferdinand, Generalkapitän und Gouverneur der Lombardie, einen prächtigen Hof. Er bewohnte mit ſeiner Familie — auch der alte Herzog von Modena war nach Mailand gekommen — das Palais Clerici. Albert und Chriſtine, die ihren Gemahl hier erwartet hatte, wohnten im Haus des Conte Durini; Maria Thereſia hatte es für ſie herrichten laſſen. Sie blieben ſechs Tage in Mailand. So ſehr die Stadt ihnen gefiel, eben ſo waren ihnen die öffentlichen Promenaden zuwider. Jeder Corſo kam ihnen komiſch und langweilig vor, in Mailand war er wegen des Staubes beſonders unangenehm. Die Zeit reichte nicht mehr hin, um Studien zu machen wie in Rom oder Neapel; ſie mußten ſich darauf beſchränken, Mailand und ſeine Geſellſchaft kennen zu lernen. „Der Adel," berichtet Herzog Albert, „iſt zahlreich und unterſcheidet ſich von allen übrigen in Italien. Hier waltet in der That der Ton einer guten Geſellſchaft vor, eine edle Bildung, wie man ſie nicht leicht wiederfindet. Der Mailänder Adel hat ſeine Beſitzungen meiſt in dem Lande,

das zuletzt an Sardinien abgetreten wurde, aber er zog es vor in Mailand zu bleiben, ungeachtet der Unannehmlichkeiten, die daraus folgten. Der König sähe die Herren lieber im Lande, aber sie geben in Mailand ihr Geld aus und scheinen nichts mehr zu fürchten, als unter die Herrschaft der Prinzen dieses Hauses zu kommen, deren Begierde nach diesem Herzogthume immer wieder wach wird. Früher haben mehrere Familien offenes Haus gehalten, jetzt ist das weniger der Fall. Das der Marquise de Litta ist am meisten gesucht und ausgezeichnet. Das Haus des Ministers Graf Firmian ist besonders angenehm; man erkennt den Gelehrten und den Freund der Künste, eine gewählte Bibliothek und eine Sammlung schöner Bilder ist hier. Firmian ist sehr geachtet und genießt den Ruf eines Ehrenmannes — gewiß das Beste, was man sagen kann. Ich hatte nicht Zeit, mich über seine Geschäftsführung und die Männer der Regierung näher zu unterrichten. Man nannte mir den alten Rath Sylva, den Präsidenten Corrado, die Senatoren Pecis und Veri als besonders erfahren. Der Marschall Serbelloni, der mir ein lieber alter Bekannter ist, führt das Kommando, er ist in und außer dem Haus so sparsam wie früher. Die Mailänder klagen, daß zu wenig Truppen in ihrer Stadt sind. — Nur wenige Häuser sind bequem eingerichtet; alles erscheint manierirt und gekünstelt; die edle einfache und doch großartige Pracht, wie sie in Rom herrscht, sucht man vergebens.

Das Palais Clerici, wo der Erzherzog wohnt und das für das schönste gilt, ist ein Beweis davon; für eine Residenz paßt es gar nicht. Mehr geeignet wäre das Palais Royal, obwohl die Bauart nichts Großartiges hat. Jetzt wohnt der alte Herzog von Modena darin. Mailand ist nach Rom die größte Stadt Italiens, man nennt sie la Grande, aber die schlechten Häuser, die krummen Straßen passen nicht zu diesem Namen. Es gibt keine öffentlichen Plätze, keine Fontainen, keine Denkmäler, nichts von dem, was eine Großstadt charakterisirt."

Desto mehr war der Herzog von Land und Volk befriedigt. Während eines Ausfluges, den er an den Comersee und dann quer durch's Land über Comazzo machte, hatte er Gelegenheit, dieses reiche gesegnete Land mit seinen Weingärten und grünen Geländen, das Volk in seinem Fleiße und seiner Zufriedenheit kennen zu lernen. Wie freute ihn die schöne Landschaft, der Glanz des Sees! Er gedachte, wie oft auf diesen Ebenen die Geschicke der romanischen und deutschen Welt entschieden wurden; seine Phantasie zauberte ihm die altösterreichischen Regimenter vor, wie sie einst von Prinz Eugen geführt im Siegerschritt gegen die Grenze rückten. Man weiß, wie die österreichische Verwaltung unter Graf Firmian auf diesem Boden zuerst die mittelalterlichen Gewalten überwunden und die staatlichen Rechte auf-

gerichtet hat [1]). Die wichtigsten Reformen, wie sie Turgot in Frankreich zur Abwehr der Revolution vergebens anstrebte, wurden hier still, geräuschlos durchgeführt: der Grundbesitz wurde frei, der Fideicommißverband gelöst, der Handel freigegeben, die Patrimonialgerichte hörten auf, Tortur und Inquisition verschwanden, die Gemeinde wurde frei, die Studien nahmen einen raschen Aufschwung. Man kann sagen, was man will, das Princip, das dazu führte, war ein Strahl des menschlichen Geistes, die Wirkung ein freies Volk, ein blühendes Land, die Regsamkeit aller Kräfte, und eine feste Regierung statt der erstarrten Formen, welche die spanische Herrschaft nur mühsam aufrecht erhalten hatte.

Am 28. Juni verließen Albert und Christine Mailand. In Mantua blieben sie Tag und Nacht. Die Stadt machte einen düsteren Eindruck; die ungesunde Luft, der Krieg hatten sie entvölkert; viele Häuser standen leer. Dort begrüßte noch einmal der Infant von Parma seine Verwandten. Am 30. Abends reisten alle ab: Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin nach Ferrara,

---

[1]) Vita e Regimento del Conte di Firmian di Antonio Mazetti. 3 B. Ms. Stadtbibliothek in Trient. Firmian, geboren 1718 in Trient, war österreichischer Gesandter am Hofe Carl's III., Minister unter dem Herzog von Modena und Erzh. Ferdinand in der Lombardei, dann selbständiger Gouverneur. Er hat unter Maria Thereſia und Joseph II. 1759—1782 die Civilverwaltung der Lombardei nach dem Geiste des achtzehnten Jahrhundertes organisirt.

Albert und Chriſtine nach Verona. Die Feſtungswerke waren ganz verfallen. Im alten Schloſſe war eine Kadetenſchule eingerichtet. Der Gouverneur Conte Dolfin ließ ihnen im altrömiſchen Amphitheater ein Stiergefecht aufführen; ſie ſahen nur mit Widerwillen dem Schauſpiel einen Moment zu, man hetzte die Stiere ſogar durch Hunde. In Verona waren viele Herren anſäſſig; die Nobiltà von Venedig ſetzte den Adel der Terraferma immer etwas zurück, weßwegen dieſer ſich immer mehr zurückzog.

Den 2. Juli kamen ſie nach Vicenza, das ihnen ſehr gefiel. „In jeder Straße findet man hier einen durch ſeine Bauart ausgezeichneten Palaſt.“ In Padua wurden ſie vom Großherzog von Toskana erwartet. Die Geſchwiſter ſetzten nun ihre Reiſe nach Wien gemeinſchaftlich fort. In Venedig brachten ſie noch vergnügte Tage zu. Sie genoſſen ſo recht den Anblick der wunderreichen Stadt mit ihren Paläſten und Kirchen. Albert und Chriſtine gingen oft allein zu Fuß aus oder ließen ſich von einem Gondolier herumführen; der Glanz des Meeres, die ſchönen Nächte übten ihren Zauber auf ſie. Die Republik erwies ihren Gäſten alle Ehren. Den beiden Herren war Cavaliere Zeno als Ehrencavalier, den Frauen die Gräfin Contarini, eine Schweſter des öſterreichiſchen Geſandten Graf Durazzo, beigegeben. An einem Abend bei Durazzo ſahen ſie die herrlichen venetianiſchen Frauen. Renier, früher venetianiſcher Geſandter

in Wien, Chevalier Trou und andere Staatsmänner Venedigs ſtellten ſich ihnen vor. Der Herzog unterhielt ſich mit ihnen ganz vorzüglich und war nur verwundert über den Freimuth, mit dem die Venetianer über die politiſche Lage der Republik ſprachen; die Redefreiheit gehörte ſonſt nicht zu den öffentlichen Gewohnheiten Venedigs. Eben damals waren die zwei politiſchen Parteien, die altariſtokratiſche und die Reformpartei, die ſeit alter Zeit das innere Leben Venedigs bewegten, mit mehr Bedeutung hervorgetreten. Die ganze Stadt, jede Familie nahmen daran Theil. Der Doge war ein guter alter frommer Herr, der vor allem die Ruhe liebte. Welche geringe politiſche Macht beſaßen nun dieſe alten Herren des Meeres! Albert und Leopold fanden in einer Geſellſchaft auch den Bruder des Königs von Schweden, der auf ſeiner italieniſchen Reiſe begriffen war. Am meiſten intereſſirte Albert das Arſenal und die Marine; er fand aber Land- und Seemacht der ehrwürdigen Republik in einem kläglichen Zuſtande.

Am 8. Juli reiſten ſie ab, diesmal über Treviſo, Udine und Görz, weil die Jahreszeit den Landweg erlaubte. Schon am 9. kamen ſie in Laibach an. Die Sehnſucht der Kaiſerin ſie zu ſehen, beſchleunigte ihre Reiſe. Sie fuhren über den Loibl nach Roſegg, einem Schloſſe des Oberſtkämmerers Roſenberg; dort ruhten ſie einen Tag aus. Am 12. ſahen ſie ſich in Klagenfurt Palais und Garten an, welche Maria Thereſia

für ihre Tochter Marianne herrichten ließ; sie waren nicht sehr erfreut weder von der Lage, noch von der Bauart. Den 13. Juli Früh vier Uhr kamen sie in Leoben an, ohne Rast eilten sie weiter und kamen bereits Abends zur letzten Station vor Wien. Sie wollten hier schlafen und den anderen Morgen die Kaiserin in Laxenburg begrüßen, aber Maria Theresia hatte einen Boten geschickt und sie eingeladen, noch diesen Abend nach Schönbrunn zu kommen.

Nach 8 Uhr Abends trafen sie dort ein und endigten damit die Reise, die sie ein halbes Jahr von der Heimat und der Mutter getrennt hatte. Das Wiedersehen war zärtlich. Auch Joseph II., Marianne und Elisabeth waren anwesend.

IV.

Trennungen.

1776—1780.

Erfrischt, gestärkt, mit vielen Erfahrungen bereichert, kehrten Albert und Christine nach Preßburg zurück, hielten dort ihren Hof und führten die Regierung in Friede und Ordnung wie zuvor. Kein Brief, kein besonderes Blatt spricht von dem nächsten Jahre. Ihr Leben verfloß ohne Sorge und Aufregung, nur bewegt von der Theilnahme und Liebe für sich und ihre Umgebung.

1778 wurden sie getrennt. Prinz Albert mußte in den Krieg ziehen. Man erinnert sich an den sogenannten bairischen Erbfolgestreit. Kaiser Joseph wollte nach dem Aussterben der bairischen Linie Wittelsbach, das Land Niederbaiern und die kaiserlichen Lehen an Oesterreich bringen, Friedrich II. erklärte sich gegen jede Vergrößerung Oesterreichs und unterstützte den Herzog von Pfalz-Zweibrücken in seinen Ansprüchen. Der Streit wurde in Büchern und Schriften hitzig geführt, aber der Feldzug verging bei allem Aufwand von militärischen Kräften so ziel- und wirkungslos, daß man sagte, „es sei ein schlechtes Stück von guten Schauspielern aufgeführt."

Oesterreich hatte seine gesammte Macht entfaltet. Gegen 250.000 Mann waren im Frühjahre 1778 vom böhmischen Mittelgebirge bis zu den Karpathen aufgestellt.

Der Kaiser selbst führte den Befehl über das Centrum, Fürst Karl Liechtenstein kommandirte die Kavallerie. Loudon sollte mit seinem Armeecorps gegen Prinz Heinrich auftreten, Herzog Albert ein Reservecorps in Mähren und Schlesien kommandiren. Schon Ende März war dieser in sein Hauptquartier abgereist; bei Bielitz und Teschen hatte er 40 Bataillone und 70 Eskadronen beisammen. Im Juli führte er dem Kaiser 6 Infanterie- und 5 Kavallerie-Regimenter zu, und blieb dann bei ihm im Lager vor Jaromiřz. Zu einem Angriff oder sonst einer größeren Unternehmung kam er im ganzen Kriege nicht.

Die Briefe Christinen's, die sie ihm in's Lager schrieb, enthalten manch' interessante Notiz über die öffentlichen Angelegenheiten der Zeit. Auf keiner Seite, weder in Oesterreich noch in Preußen war viel Kriegslust vorhanden. Kaiser Joseph wäre bei allem Kriegsfeuer lieber im Frieden geblieben, wenn Preußen auf irgend einen Vergleich wegen der bairischen Landschaften eingegangen wäre. Noch am 12. Juli hatte er aus Olmütz an Friedrich geschrieben, und ihn an ihr freundliches Begegnen in Neiße und Neustadt erinnert. Maria Theresia war von Anbeginn gegen diesen Krieg. Sie wollte in ihren alten Tagen kein Blutvergießen mehr erleben. Anfangs hoffte sie noch durch ihre Bundesgenossen einen Druck auf Preußen ausüben zu können, als aber diese Hoffnung fehlschlug, gab sie jeden Gedanken einer

Vergrößerung Oesterreichs auf, und war geneigt auf jeden Frieden einzugehen. Schon am 19. April schrieb sie an Herzog Albert: „Wir haben weder Alliirte noch Unterhändler, noch Kundschafter; die Zeit allein ist unser Compaß und Führer, Gott wolle uns aus diesem Chaos erlösen.“ Und zwei Monate später [1]): „Ich glaube, daß der Feldzug ohne große Resultate bleiben wird; diese Ungewißheit ist unangenehm aber doch besser als das Blutvergießen; unsere Sache gewinnt nichts dabei; im Gegentheil, je länger es sich hinauszieht, desto größer wird die Zahl unserer Feinde; in einem Jahre werden wir allein sein.“

In Wien hatte man auf die Hilfe Frankreichs und Sachsens gerechnet. Die Bundesgenossenschaft Frankreichs hat aber Oesterreich nie viel eingetragen, weder im siebenjährigen Kriege, noch in diesem Streite und zu Joseph's Zeiten noch weniger. Damals verweigerte es ganz bestimmt die Hilfstruppen und rieth zu einer friedlichen Beilegung [2]). In Sachsen kam man Anfangs zu keinem bestimmten Entschlusse. Der Kurfürst war dem österreichischen Hofe nahe verwandt und man glaubte in ihm eine Stütze zu haben. In Sachsen fürchtete man, König Friedrich werde wie 1756 geradezu auf Dresden losgehen, und Maria Thersia hatte für diesen Fall der

[1]) 14. Juni 1778. Hosleben Maria Thersia's 367. 370.
[2]) Christine an Albert 12. April 1778.

kurfürstlichen Familie das Prager Schloß als Wohnort angeboten. Der sächsische Minister Stutterheim führte seinen Herrn aber in eine andere Bahn. Er gedachte aus dem bairischen Erbfolgestreite ebenfalls Nutzen zu ziehen; für 6 Millionen Thaler und das Gebiet von Erfurt wollte er sich mit Preußen verbinden. Anfangs Mai war es entschieden, daß der Kurfürst zu Preußen halten werde. Preußische Officiere traten in die sächsischen Regimenter ein, General Solms erhielt das Kommando und sollte die Armee nach Böhmen führen, Prinz Heinrich wurde mit 80.000 Mann in Dresden erwartet [1]). Christine erhielt von Dresden die genauesten Nachrichten über alle Schwankungen und den endlichen Anschluß an Preußen. Mit Erlaubniß ihrer Mutter hatte sie auch mit dem Kurfürsten einige Briefe gewechselt.

Oesterreich war auf seine eigene Kraft angewiesen, und nachdem die Diplomaten zu Braunau vergeblich eine Einigung versucht hatten, schien es, als wenn nur die Uebermacht der Kanonen den Streit entscheiden würde. Kaiser Joseph war zum Krieg entschlossen. Die Preußen konnten nicht hoffen, so wohlfeile Siege wie 1757 zu erfechten. Die österreichische Armee hatte eine vortreffliche Stellung, war gut organisirt und gut geführt. Sie drängte den König nach Schlesien zurück, Wurmser eroberte die Grafschaft Glatz, der Kaiser hoffte im Früh-

[1]) Christine an Albert 18. April, 10., 25. Mai 1778.

jahre mit noch größeren Erfolgen vorzugehen. In ganz Europa erwartete man von Monat zu Monat Nachrichten von großen Kämpfen und Siegen, aber es kam alles anders. Friedrich II. war alt, verdroſſen, weder mit dem Krieg im Beginn noch mit ſeiner Führung zufrieden. Er äußerte damals: „Wir ſind hier in einem unerfreulichen Feldzuge; aber welche Hinderniſſe ſind zu überwinden. Feſtungen mit viel Mannſchaft, unwegſame Straßen, leere Dörfer, ein kleiner Fluß mit ſteilen, felſigen Ufern, daß man kaum 20 Huſaren durchbringen kann, das ſind Schwierigkeiten, denen man nur Geduld entgegenſetzen kann; man kann nichts thun, als von der Gelegenheit Nutzen ziehen."

Auch Maria Thereſia erkannte, daß ſie die Dinge nicht ſo zu beherrſchen vermochte, wie ſie es wünſchte. Nach den erſten Gefechten ſchrieb ſie an Albert[1]: „Ich ziehe einen kleinen Frieden (paix mince) dem glorreichen Kriege vor, der mich meiner Kinder, meiner beſten Generäle und Soldaten beraubt. Freilich ſind das die Gedanken einer alten Frau und Mutter, aber auch einer chriſtlichen Regentin und einer Freundin ihrer Freunde." Am meiſten war ihr die Einmiſchung Rußlands zuwider. Sie fürchtete die Czarin würde ſich bei dem erſten Vorrücken der Oeſterreicher auf die Seite des

[1]) 13. Auguſt 1778.

Königs ſtellen und in Siebenbürgen einfallen [1]). Friedrich hatte die Czarin dazu eingeladen. Maria Thereſia war den ganzen Sommer ſchlecht gelaunt, heftig und ſprach wenig über die öffentlichen Dinge, was die Prinzeſſinnen und namentlich Chriſtine oft zur Verzweiflung brachte. Auch Kaunitz war verſchloſſen, wenig ſichtbar, und kam ſelten nach Schönbrunn. „Endlich", ſchrieb Chriſtine ganz heftig, „endlich hat er die Kaiſerin gewürdigt zu kommen; er iſt für den Krieg, denn es ſei ſchmachvoll nachzugeben, ſelbſt wenn man eine Thorheit begangen habe; er iſt ganz ruſſiſch geſinnt, kommt zu Pferd nach Schönbrunn und geht im Reitrock zur Kaiſerin; er wird täglich ſteifer, und das ſind die Hände, in denen das Wohl der Monarchie liegt." Anfangs September kam Leopold von Toskana nach Wien. Die Kaiſerin hatte immer ein großes Vertrauen zu ihrem zweiten Sohn. Sie weihte ihn in alle Hoffnungen und Befürchtungen ihrer Politik ein, ließ ihn alle Briefe leſen und ſchickte ihn dann in's Lager, um mit dem Kaiſer zu ſprechen. Nachdem der Feldzug ſo ſchwach verlaufen war und die Truppen bereits in die Winterquartiere einrückten, kamen die Unterhandlungen wieder in Gang und zwar, da Maria Thereſia und Friedrich nachzugeben geneigt waren, mit Erfolg. Die Friedensliebe beider, ihre freundliche Correſpondenz und die Rückſicht auf die fremden Mächte,

[1]) Chriſtine an Albert 4. October 1778.

welche zu einer Beilegung des Streites drängten, hat dem Kriege ein Ende gemacht. Man kam brieflich über die Grundlagen des Friedens in's Einverständniß, und noch vor Ablauf des Jahres 1778 flogen die Friedensboten aus: Fürst Karl Liechtenstein nach Breslau, Prinz Albert nach Wien. Anfangs December folgten der Kaiser und Großherzog Leopold nach, und am 14. December waren alle zur größten Freude Maria Thereſia's in Wien verſammelt. Die Friedenspunkte wurden in Teſchen unter franzöſiſcher und ruſſiſcher Vermittlung ausgearbeitet, und die Diplomaten waren ſo artig, den Frieden am 13. Mai, dem Geburtstag der Kaiſerin, zu unterzeichnen. Die Sendung Thugut's in's preußiſche Lager war dem Kaiſer nicht unbekannt, aber er hatte gefürchtet, Maria Thereſia werde zu nachgiebig ſein und aus Kriegsſcheu alle mühſam errungenen Vortheile aufgeben. So iſt es geſchehen. Oeſterreich gewann einen Streifen Land, Sachſen eine Summe Geld, Preußen nichts, und dafür war ſo viel Kraft und Geld verſchwendet. Der Krieg der beiden deutſchen Mächte war vermieden, aber der verderbliche Zwieſpalt war dadurch nicht ausgeglichen, und der alte Groll und das Mißtrauen zwiſchen Wien und Berlin dauerte fort.

Niemand war über den Frieden froher als Chriſtine. Sie war keine römiſche Frau. Sie bangte und fürchtete für ihren Mann und war untröſtlich, als im Juli nach dem Abbruch der Verhandlungen Gefechte geliefert wurden.

Die Ungewißheit, das Hinſchleppen von Monat zu Monat brachte ſie in die unangenehmſte Aufregung. „Alle ſind gegen uns", rief ſie aus, „ſogar die Schweden wollen ein Corps ſtellen und die Holländer haben Friedrich 18 Millionen geliehen." In einem Briefe äußerte ſie [1]): „Wieder ein Monat vorbei! ach ich ſehe wohl, daß der Kaiſer und ſein rauher Miniſter nicht Luſt haben, den Frieden zu erhalten. Sie machen ſolche Schwierigkeiten, daß der König von Preußen nicht darauf eingehen kann. Ich bin darüber in Verzweiflung, weil die Trennung und mit ihr die Unruhe meines Herzens fortdauert, und weil weder der eine noch der andere Theil gewinnt. Die Monarchie, die Familie, die Stände werden zu Grunde gerichtet; man wird die Fürſten verdammen, welche dieſen ungerechten Krieg begonnen haben und Menſchenblut für nichts vergießen." Ihre reizbare Empfindung, ihr liebebedürftiges Herz war verletzt. In der Einſamkeit von Preßburg hatte ſie es gar nicht ausgehalten. Schon am 12. April war ſie nach Wien überſiedelt. Sie lebte hier nur in einem kleinen Kreiſe von Vertrauten; ihre Mutter erwies ihr viele herzliche Aufmerkſamkeiten, aber ihr innerſtes Empfinden führte ſie zu ihrem Manne. „Ich ſehe meine Mutter," ſchrieb ſie in den erſten Tagen [2]), „in der Kirche und um vier Uhr

---

[1]) Chriſtine an Albert 31. Mai 1778.
[2]) An Albert 14. April 1778.

nach dem Eſſen. Am Morgen leſe ich, ſehe die Vasquez und Wallis, gehe dann in die Kirche. Jedes iſt in ſeinem Zimmer beſchäftigt, aber nichts will von der Stelle. Ich eſſe allein, um drei oder vier Uhr ſpielen wir Billard. Dann zur Kaiſerin. Um 9 Uhr ſind die Vasquez und Batthiany bei mir. Das alles geſchieht in Erinnerung an Dich, mein Herz, in dem Gedanken Dich zu lieben, anzubeten. Grüße an Joſeph, Leopold, an Lascy, Kempelen und Miltitz." Bei ſchöner Witterung fuhr ſie in den Prater oder Augarten, oder machte in Begleitung des Oberſtkämmerers Fürſt Roſenberg einen Ritt nach Schönbrunn. Die Kaiſerin nahm ſie auf einer Fahrt nach Ebergaſſing mit, wo die Familie Liechtenſtein wohnte. Im Mai überſiedelte ſie mit ihrer Mutter nach Schönbrunn. Hier ging ſie des Morgens in den Garten, frühſtückte im Freien, las Bücher und Zeitſchriften, und ſchrieb viele Briefe. Was ſie innerlich bewegte, was ſie erfuhr, theilte ſie ihrem Manne mit: politiſche Verhandlungen, Kriegsoperationen und Nachrichten von Haus und Hof. Sie berichtet über ihre Lectüre des deutſchen Muſeums von 1776 und ſchreibt einige Stellen aus Winkelmann's Briefen ab. Eine Abhandlung über Moral, ein Aufſatz über Verſchönerung der Städte von Sonnenfels, die Gedichte von Stolberg erregen ihre Aufmerkſamkeit. Sie ſchickt dem Herzog Handzeichnungen von Mieris und Teniers, Kupferſtiche aus Paris und legt die Rechnung von Artaria bei. Sie iſt beſorgt um jeden

Athemzug ihres Mannes, fragt nach Wohnung, Kost, Luft und Wärme. Zu Hause hält sie alles in der strengsten Ordnung, sieht die Rechnungen durch und duldet keine Eigenmächtigkeit der Diener. Jeden Tag schrieb sie an ihren Mann, oft zweimal, ja am 10. April, dem Gedächtnißtage ihres glücklichen Zusammenlebens in Schloßhof, schrieb sie fünf Billete.

Ihre Briefe aus jener Zeit haben einen eigenthümlichen Reiz. Sie sind französisch, nur selten fliegt ein deutscher Satz durch, aber Christine findet immer den Ausdruck für ihre erregte Empfindung, für die tiefe Innigkeit ihres Gemüthes. Jede Faser ihres Inneren deckt sie ihrem Manne auf und mitten durch klingen die Klagen und Seufzer eines vereinsamten Herzens. Christine war damals nicht mehr jung, sie war 36 Jahre alt und in vielen Dingen ernüchtert, aber sie schreibt an ihren Mann liebevoll und leidenschaftlich wie ein junges Mädchen, das vom Geliebten entfernt ist. Eines Tages schickte sie dem Herzog ein kleines Miniaturportrait mit den Worten: „Die zärtlichste Frau sendet hier dem Besten der Sterblichen, dem angebeteten Manne ihr Bild, aber die kalten todten Farben können die lebendigen Gefühle, von denen ihr Herz erfüllt ist, nicht wiedergeben. Möge er es öfter mit Liebe betrachten; möge er sich der Augen erinnern, die jetzt von Thränen überfließen; möge ihm das Bild die Wünsche ausdrücken, die sie für ihn hegt; möge er darin täglich die Bitte

leſen, ſich für ihre Liebe, für ihr treues Herz zu erhalten. Das iſt ihr Ehrgeiz; dafür exiſtirt ſie, dafür allein will ſie leben. Das ſind die Gedanken, von denen die Seele Deiner treuen Frau erfüllt iſt."

Einige andere Briefe mögen hier folgen:

8. Mai 1778. „Du verlangſt, mein angebetetes theures Herz, daß ich Dir von meiner Liebe, meiner Zärtlichkeit ſpreche? Nichts kann dieſer gleichkommen. Nur die Furcht, Dir, geliebter Mann, ungelegen zu ſein, kann mich zurückhalten, davon zu ſprechen, aber verlange nicht, daß ich Dir ein Bild meines Herzens, eine Schilderung der Betrübniß und der Schmerzen, von denen das Herz Deiner treuen Mimi voll iſt, entwerfe. Kein Tag vergeht, wo ich nicht Thränen vergieße. Die liebſte Beſchäftigung iſt mir, Deine Briefe zu leſen und wieder zu leſen. Eine wahre Herzſtärkung iſt es für mich, wenn ich ihrer erhalte; es ſind die fröhlichſten Momente für mich, weil ich dann Dir gegenüber bin und meine Gefühle frei walten laſſen kann. Das allein hält mich noch aufrecht bei der Mutter und bei den anderen. Glaube aber nicht, daß ich immer in Thränen oder zu viel allein bin; ich leſe, gehe ſpazieren, ſuche mich zu zerſtreuen und zunächſt deswegen, um Dir Deine Frau zu erhalten, welche Du ſo gütig liebſt, und welche nichts für Dich hat als ihre unausſprechliche Liebe."

2. Juni 1778. „Ich wünſche, daß die Früchte, die ich Dir ſende, gut ankommen und Dir ſchmecken. Ich bin ſehr melancholiſch, daß ich nicht zu Dir kommen, Dich in meine Arme ſchließen, an mein Herz drücken kann, denn ich liebe Dich als den liebenswürdigſten Ehemann, zärtlich und raſend wie einen geliebten Amanten, und Du weißt, wie ich lieb haben kann. Es gibt Momente, wo ich bei allen Troſtgründen der Religion und des Verſtandes die Verzweiflung über dieſe Trennung kaum ertragen kann. Ich hatte jetzt wieder ſolche Tage, in denen ich mehr todt als lebendig war, vielleicht durch die Aufregung von vorgeſtern. Ich war in Baden bei Colloredo. Die Gêne der großen Welt, die man Zerſtreuung nennt, iſt mir jetzt ſo peinlich, daß ſie meine verzweifelte Stimmung vermehrt, ſtatt ſie zu mildern. Ich gerathe in eine Aufregung, daß ich mich kaum beherrſchen kann. Ich ſuche die größte Einſamkeit; es thut mir wohl, allein zu bleiben, zu leſen, mich zu beſchäftigen."

3. Juni d. J. — „Ach könnte und dürfte ich zu Dir nach Olmütz kommen und Dir die Zeit verkürzen. Adje, mein theures, liebes Herz, erhalte Dich für die zärtlichſte und zugleich betrübteſte aller Frauen, die recht innig fühlt, daß ſie ohne Dich nicht leben kann."

5. Juni d. J. — „Der Verdruß und der Kummer von Dir getrennt zu ſein, iſt das ſchrecklichſte für mich; er nagt ſo an mir, daß mich nur die Vernunft und die

Religion aufrecht halten können. Oft iſt mir das Leben unerträglich und eine ſolche Verzweiflung kommt über mich, daß ich zum Erbarmen bin; ich kann nicht einmal beten und denke an nichts, als an Dich und meine Qualen."

Den 16. Juni ging Chriſtine nach Schloßhof und den nächſten Tag nach Preßburg, um dort der Frohnleichnamsproceſſion beizuwohnen. In Schloßhof kamen alle Erinnerungen des Glückes über ſie. Sie ſchrieb am 17. Juni: „Ich bin, mein theures, angebetetes Herz, an dieſem Orte, wo ich die glücklichſten Stunden mit meinem lieben Gemahl zugebracht habe; ich war in der Kapelle, wo das heiligſte und glücklichſte Band mich mit Dir vereinigt hat; ſeitdem habe ich zwölf Jahre, eine glückliche Zeit ohne Störung, ohne Trübung, ohne eine Wolke der Betrübniß mit Dir verlebt. Welch ein Unterſchied mit der Gegenwart, wo ich allein bin, wo jeden Tag meine Thränen fließen. Hier erneuert ſich mein Leid; mein Kummer bricht heftiger hervor, und ich fühle die Trennung ſchmerzlicher als je; die Beſorgniß für Deine Geſundheit, für alles, was ich noch zu erwarten habe, bedrängt mein Herz. Ich bin ſo niedergeſchlagen, daß ich nicht den Muth habe, jene Zimmer zu betreten, wo ich die glücklichſten Momente meines Lebens zugebracht habe."

Das Preßburger Schloß erſchien ihr verödet. Nur mit halbem Herzen war ſie bei der Proceſſion. Sie

gedachte der Krankheit, welche an dieſem Tage vor elf Jahren ihren Mann befallen und dankte Gott, daß er ihn errettet habe. Nur einige Tage hielt ſie das freudeleere Leben im Schloſſe aus. Nach einem Beſuche bei Erdödy kehrte ſie wieder nach Wien zurück.

„Ich expedire jeden Tag Briefe an Dich," ſchrieb ſie am 26. Juni, — „und weiß nicht, ob Du ſie erhältſt — zugleich oder nacheinander. Ich weiß nur, daß mir die Zeit von Mittwoch bis Samstag ſchrecklich iſt; ich ſtehe betrübt auf und gehe betrübt ſchlafen; die Tage und alle Zeit möchte ich vorwärts ſchieben und doch zittere ich, jeden Morgen neu anbrechen zu ſehen. Das iſt mein Leben ſeit zehn Wochen. Wenn mir hundert Jahre vergönnt wären und ich ſollte ohne Dich leben, ich würde es vorziehen, Dich noch einmal zu umarmen und dann vor Freude und Glück zu ſterben, denn in anderer Weiſe habe ich kein Leben. Ich verſichere Dich, daß meine Entmuthigung zu einem Punkte kommt, der nicht auszudrücken iſt. Nur der Gedanke, was Du mir giltſt, die Hoffnung, Dir noch immer nützlich ſein zu können, läßt mich an meinem Leben von Neuem Intereſſe gewinnen."

Der letzte Brief iſt vom 25. Oktober. Der Herzog kam wenige Tage ſpäter nach Wien und Chriſtinen's Leben war wieder voll Liebe und Freude. Beide blieben bis über Weihnachten am Hofe und kehrten dann nach Preßburg zurück.

In den Jahren 1779, 1780 verkehrte Maria Thereſia mit Chriſtine mehr als je. Die Treue und das Verſtändniß zwiſchen Mutter und Tochter ſchienen mit den Jahren zuzunehmen. Die Geſundheit der Kaiſerin war ſeit der Krankheit 1767 vortrefflich, aber ſie empfand die Schwere ihres Körpers und die Noth des Alters in allen Gliedern. In ihren Briefen nennt ſie ſich gern „alte Frau;" die Ausdrücke „ich bin allein, nicht mehr en vigueur" kommen häufiger vor. Ihr Geiſt war immer hell und friſch, ſie arbeitete unverdroſſen und was das Intereſſe ihres Hauſes betraf, nahm ſie mit einem Feuer und einer Thätigkeit auf, welche Freunde und Feinde bewunderten.

In Frühjahr und Sommer 1780 beſchäftigte ſie am meiſten die Reiſe Joſeph's nach Rußland und die Wahl ihres jüngſten Sohnes Maximilian zum Coadjutor in Köln. Jede neue Nachricht theilte ſie Chriſtinen mit, berichtete ihr von Joſeph's Aufenthalt in Petersburg, von ihren Hoffnungen und Befürchtungen bei der Wahl. Friedrich II. ſuchte damals einen preußiſchen Kandidaten durchzuſetzen. „Man ſagt," ſchrieb Maria Thereſia an Chriſtine [1]), „daß der König von Preußen erklärt habe, er werde dieſes Etabliſſement noch weniger angehen laſſen, als das wegen Baiern. Du kannſt urtheilen, wie mein Herz, welches niemals jenes Eta-

[1]) 9. — 10. Juni 1780.

bliſſement gewünſcht hat, dieſe Erklärung aufnimmt. Dieſes Vorrücken (cette avance) wäre noch das Aergſte, das ich von ihm erlitten habe, aber doch einem Kriege vorzuziehen. Ich vertraue das nur euch zweien an; Du kannſt denken, wie ich aufgeregt und niedergeſchlagen bin." — „Durch einen Kourier von Metternich erfahren wir, daß die Stimmen in Münſter zur Hälfte für Deinen Bruder ſind, aber der König von Preußen hat eine drohende Erklärung an den Kurfürſten erlaſſen. Man muß die Folgen abwarten, ich traue noch nicht ganz." Die Wahl des Erzherzogs wurde doch durchgeſetzt, zunächſt durch den kurkölniſchen Miniſter Baron Belderbuſch und den kaiſerlichen Geſandten Graf Metternich. Maria Thereſia hatte große Freude darüber. „Meine theure Tochter," ſchrieb ſie an Chriſtine [1]), „die glückliche Nachricht von Köln iſt gekommen; den 7. Auguſt um 11 Uhr wurde Dein Bruder unter einem unbeſchreiblichen Jubel des Volkes gewählt; er iſt zufrieden und bewegt; das macht meine Freude noch feſter; ich hoffe Dich morgen zu ſehen."

Noch ein anderes Ereigniß beſchäftigte das Gemüth der Kaiſerin. Am 4. Juli 1780 war Herzog Carl von Lothringen, der Gouverneur der Niederlande, zu Tervuren geſtorben. Die Statthalterſchaft in den Niederlanden war ſchon im Heiratsbrief Albert und

[1]) 11. Auguſt 1780.

Christinen vorbehalten. Die Kaiserin übertrug ihnen das Amt neuerdings am 20. August. Bis zu ihrer Ankunft sollte Graf Starhemberg wie bisher als bevollmächtigter Minister die Regierung leiten. Maria Theresia machte es nun das größte Vergnügen, alle Vorbereitungen und Einrichtungen für den neuen Haushalt ihrer Tochter zu treffen. Sie ließ sich von Kaunitz die Pläne von Schloß Marimont, von dem Hause in Brüssel vorlegen, sie richtete den neuen Hofhalt ein, setzte neue Gehalte aus und bestimmte die Reise. Im Juli und im September war sie in Preßburg, um alles zu besprechen, im Oktober wollte sie wiederkommen. Albert und Christine waren den Sommer über mehrmals in Wien. Im Preßburger Schloß wurden Bücher, Bilder, Krystall-lustres gepackt. Christine machte sich bereit, noch im Winter abzureisen, als ein Ereigniß eintrat, das für jetzt alle Entwürfe durchkreuzte, sie, die Familie und das ganze Land in tiefe Trauer versetzte, — die Krankheit und der Tod ihrer Mutter.

Am 12. oder 13. November wurde die Kaiserin von einem Brustkatarrh befallen, der anfangs Niemand beunruhigte. Vom 20. an steigerte sich das Unwohlsein, Maria Theresia wurde ernstlich krank, hatte Fieber, athmete schwer. Sie schrieb an Christine noch einige Billete, die wir hier als die letzten schriftlichen Zeichen der unvergeßlichen Fürstin mittheilen:

— „Meine theure Tochter! Kourier und Posttag haben mich wahrhaft niedergeschlagen; ich fange an ein wenig zu husten, aber ohne Beschwerde und Fieber. Ich bin schwerfälliger als gewöhnlich und schwarz wie eine Kohle. Denke Dir, daß Starhemberg jetzt verlangt mit seinem Sohne für acht Tage nach Paris zu gehen, um hinter einem Sprachgitter die junge Ahremberg zu sehen. Der Kaiser hat es bewilligt und ich habe mit Erstaunen eingewilligt."

15. November. — „Du wirst gesehen haben, daß ich gut gerechnet; der starke Wind wird erst gegen 11 Uhr kommen und wie ich hoffe nach Eurer Fahrt. Für heute hoffe ich nichts, ich fürchte nur, daß Du wegen des schlechten Tages nicht auf die Jagd gegangen bist; ich wünsche für morgen einen besseren Tag, besonders für Altenburg."

19. November. — „Deine zwei Herren werden zur Jagd kommen; sie werden sehr glücklich sein, Dich den 21. zu sehen, wo ich nie gefehlt habe. Mein Schnupfen ist ausgebrochen, man muß Geduld haben; der Kopf ist eingenommen, ich habe aber kein Fieber. Das Herz ist seit lange angegriffen, das alles macht ein schlechtes Durcheinander. Unterhalte Dich gut, gib dem Officier der Invaliden in Preßburg 50 Dukaten. Ich umarme Dich."

20. November. — „Beunruhige Dich nicht, wenn Du hörst, daß ich mir zur Ader lassen soll; seit einem

Monat habe ich es aufgeſchoben aus Furcht vor der Waſſerſucht. Ich bin aufgeſtanden, führe mein gewöhnliches Leben, habe die Poſt expedirt, ohne einen Brief aus Italien erhalten zu haben. Der Kaiſer iſt auf der Jagd. Es iſt nichts zu fürchten; laſſe Dich nicht in Deinen Jagdprojecten ſtören. Du wirſt eine Staffette erhalten, wenn ich morgen weniger gut wäre; wenn Du nichts erhältſt, ſo nimm an, daß alles wieder in Ordnung iſt. Ich umarme Dich."

20. November. — „Der Schnee betrübt mich wegen Deiner Projecte; ich habe mich ganz zurückgezogen; mein Schnupfen hat dieſe Nacht zugenommen; ich bin deswegen matt und habe den Tag auf dem Sofa zugebracht; der Kopf iſt mir ſchwer, ebenſo ein wenig der Athem, ich habe aber kein Fieber, das Unwohlſein wird daher keine Folge haben; ich bleibe morgen zu Hauſe und ſpare mir die Toilette und Kirche. Ich küſſe Dich zärtlich."

21. November. — „Die Nacht war gut, ich würde bis 10 Uhr des Morgens geſund ſein, aber ſeit dem Huſten hat der Druck zugenommen; auch ein wenig Alteration, ich habe den Tag ſehr unbequem und in Gedanken zugebracht."

— — „Du wirſt das Deinem Manne übergeben. Ich mache Dir für unſere gute Vasquez mein Compliment. Es ſind nun neun Stunden, ſeit mir zur Ader gelaſſen wurde; ich fühle mich erleichtert und hoffe, daß

der Schnupfen gebrochen ist; ich war sehr niedergeschlagen. Ich küsse Dich."

— — „Meine theure Tochter! Dein liebes Anerbieten habe ich vorausgesehen, aber Du weißt, daß ich eine schlimme Kranke bin und gern allein bleibe. Wenn Du mich aber auf einige Augenblicke besuchen willst, will ich davon gern profitiren, nur soll dieß keine Deiner Dispositionen ändern. Du wirst freudig empfangen werden."

Den nächsten Tag kamen Christine und Albert nach Wien. Die Krankheit der Kaiserin hatte sich so weit entwickelt, daß man auf alles gefaßt sein mußte. Im Publikum glaubte man an eine Brustwassersucht, die Kaiserin hatte dies immer gefürchtet, aber es zehrte eine andere tödtliche Krankheit, der Brand, ihre Kräfte auf. Am 26. empfing sie das heilige Sakrament. Der Nuntius Garampi trug dasselbe aus der Hofkapelle in das Schlafzimmer der Kaiserin. Ihm folgte ein Zug von Männern und Frauen, der Herzog Albert, Erzherzog Maximilian, die Prinzessinnen Marianne, Christine und Elisabeth. Viele knieten an der Thür. Die Kaiserin empfing die Segnungen ihrer Religion sitzend in einem Lehnstuhl; die Fenster waren offen. In der Nacht vom 27. auf den 28. nahm die Krankheit so zu, daß die Todesschauer mehrmals eintraten. Um zwei Uhr Früh wurde sie versehen. Gegen Morgen erholte sie sich etwas und gewann ihre ganze geistige Kraft, selbst eine

ruhige Heiterkeit wieder. Um fünf Uhr verlangte sie Kaffee und lud den Kaiser ein mit ihr zu trinken. Um acht Uhr sah sie zum letztenmal ihre Töchter und den Prinzen Albert. Sie sagte ihnen, wie schwer es ihr falle zu sehen, daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnten. Als sich alle entfernten, streckte sie nochmals dem Kaiser ihre Arme entgegen. Er küßte ihr die Hand und blieb bei ihr bis zu ihrem letzten Athemzug. Er hatte die letzten Nächte gar nicht geschlafen. Nur auf Augenblicke verließ er das Zimmer, um Befehle zu geben, oder einige Vertraute, Bekannte zu sprechen, welche im Vorzimmer nachfragten. Die Kaiserin erkannte, daß ihre Auflösung nahe sei, aber sie wußte nicht, ob der Katarrh, die Wassersucht oder der Brand sie tödten werde. In dem einfachen Bewußtsein über Leben und Sterben, in der Ergebenheit, welche alles der Barmherzigkeit Gottes anheimstellt, erwartete sie den Tod.

Ihre letzten Aeußerungen verdienen wohl aufgezeichnet zu werden [1]). Der Kaiser hatte den Schnupfen. Die Kaiserin sagte ihm, er möge doch etwas gebrauchen. Als dieser antwortete, er denke jetzt nur auf ihre Gesundheit und wünsche ihre baldige Genesung, versetzte

[1]) Die Angaben über den Tod Maria Thereſia's sind aus einem Briefe der Fürstin Leopoldine Liechtenstein, geb. Gräfin Sternberg, Tochter des Grafen Sternberg, zweiten Oberſthofmeisters der Kaiserin.

ſie: „Das wird bald anders werden; Gott wird ſo gnädig ſein, mich in Ruhe zu ſetzen. Wie lange glaubſt Du, daß es noch dauern wird? Mir kommt das Sterben vor, als wenn ich von einer Stube in die andere ginge.“ Sie erinnerte ſich, daß der Vorabend des Andreastages ſei. Sie hatte immer ein beſonderes Vertrauen zum h. Andreas gehabt und ihn in allen Nöthen angerufen. „Er wird mich ſicherlich holen,“ ſagte ſie zu ihren Frauen. Allen ihren Dienerinnen dankte ſie und bat um Vergebung, wenn ſie zu hart geweſen. Zu ihren Geſellſchaftsdamen Vasquez, Berthold, Kallenberg ſprach ſie noch beſonders rührende Worte. Die letztere war 35 Jahre in ihrem Dienſt. „Wenn Du etwas willſt,“ fügte ſie hinzu, „ſo ſag' es mir, aber beeile Dich.“ Graf Sternberg ſah die leidende Fürſtin einen Moment in ihrem Bette. Sie war blaß, eingefallen, aber ihre ſchöne edle Phyſiognomie war nicht im mindeſten entſtellt. Der Tag verging ruhig. Die Kaiſerin hatte nichts mehr gearbeitet. Einige angefangene Billete lagen herum. Das letzte was ſie unterzeichnete war ein Penſionsgeſuch einer Officierswitwe, welches der Kriegspräſident am Morgen geſchickt hatte. Sie ſprach immer deutſch. Als ihr der Kaiſer ein Glas Limonade reichte, ſagte ſie: „Deo gratias.“ Es regnete draußen. „Welch' ein ſchlechtes Wetter für eine ſo große Reiſe“, ſprach ſie lächelnd. Am Abend ſchienen ſich ihre Züge einen Moment zu verzerren, ſo daß Joſeph ſie fragte, ob ſie leide. Sie

nickte mit dem Kopfe. Um acht Uhr erhob sie sich plötzlich aus ihrem Lehnstuhle und ging frei durch das Zimmer zur Chaiselongue. Alle waren erschreckt. Eine halbe Stunde nachher kam der Tod über sie. Ihre letzten Worte waren: „Gott, nimm meine Seele auf.“ Sie sprach noch einiges, was der Kaiser nicht mehr verstehen konnte. Sie starb Abends gegen 9 Uhr an einem Mittwoch den 29. November 1780. Sie war 63 Jahre alt geworden und hatte 40 Jahre regiert.

Kaiser Joseph und Erzherzog Maximilian hatten sie sterben gesehen. Joseph hatte seiner Mutter in der letzten Zeit, wie nur irgend ein treuer Sohn, beigestanden. Alle, welche die Kaiserin umgeben hatten, konnten von seiner Aufopferung und von der Zärtlichkeit der Mutter für ihn nicht genug erzählen. Man sah ihn im tiefsten Schmerz aus der Leidensstube heraustreten. Nicht weniger waren alle ergriffen, welche die Kaiserin gekannt und verehrt hatten. In dem kleinen Kreise, der sich bei der Fürstin Leopoldine Liechtenstein versammelte, durchlebte man jenen Abend in banger Erwartung. Marschall Lascy war den Tag über öfter im Vorzimmer der Kaiserin; man brachte ihm, während er in jenem Kreise verweilte, ein Billet, das nur die Worte enthielt: „Alles ist damit gesagt, 8¾ Uhr.“ Es war allen zu Muthe als wenn eine Mutter gestorben wäre. Sie waren alle Vertraute einzelner Stunden, Freunde ihres Herzens gewesen.

Graf Rosenberg übergab dem Kaiser ein versiegeltes Schreiben, welches er von Maria Theresia einige Tage früher erhalten hatte. Es enthielt einige Weisungen für ihr Begräbniß: man solle sie in einem offenen Sarge, das Gesicht mit einem Schleier verhüllt, in der Burgkapelle ausstellen und in einem Wagen zur Gruft führen; keines ihrer Kinder solle mitgehen. Der Kaiser meinte, in diesem einzigen Punkte könne er nicht gehorsam sein. Das Testament der Kaiserin war vom 14. November. Joseph ließ es vor Zeugen laut lesen: die zwei Obersthofmeister Fürst Schwarzenberg und Graf Sternberg, der Oberstkämmerer Graf Rosenberg und Graf Kobenzl waren zugegen, der letztere als Stellvertreter des Fürsten Kaunitz, der allem auswich, was an den Tod mahnte, und sich auch diesmal entschuldigt hatte. Die Kaiserin hatte zahlreiche Legate gemacht, allen Dienstleuten die Pension erhöht und der Armee vom gemeinen Mann bis zum Marschall eine Monatsgage bestimmt.

Bei der Beerdigung wurde alles streng so gehalten, wie sie es angeordnet hatte. Ihr Leichnam blieb in der Burgkapelle vom 1. bis 3. December ausgestellt und war mit dem schwarzen geistlichen Kleid der Nonnen zu Hall angethan, welches sie einmal im Leben zu tragen gewünscht hatte. Der Schleier war zurückgeschlagen. Man erkannte die milden, edlen Züge des Gesichtes, aber die Augen, deren Glanz so viele Herzen bezaubert hatte,

waren geſchloſſen, die Lippen gebleicht, von denen die Worte des ſtillen Gebetes und der ſtolzen Rede gefloſſen. Neben dem Sarge lagen die Kaiſerkrone, die Kronen von Böhmen und Ungarn, der Herzogshut und das Scepter, obenan die Ordenszeichen, zu den Füßen ſtand ein ſilbernes Crucifix. Die Garden hielten Wache, bei Tag und Nacht knieten die Kämmerer an den Stufen, Meſſen wurden geleſen und die Glocken von allen Thürmen geläutet. Das Volk ſtrömte in Maſſen herein und brach die Holzſchranken, um die edle Fürſtin noch einmal im Tode zu ſehen. Sonntags den 3. December wurde der Leib in der Kapuzinergruft beigeſetzt. Ein langer Trauerzug bewegte ſich durch die Straßen: Spitalleute, Kloſterbrüder mit überhängenden Kapuzen und dem Brevier in der Hand, die Pfarrer mit ſchwarzem Barett, die Räthe der Stadt und Regierung, Hofleute, Landſtände und Marſchälle folgten einander. An der Kirche ſegnete der Erzbiſchof Migazzi den Leichnam nochmals ein. Auf einer eigens gelegten Treppe wurde er hinabgetragen. Das Bahrtuch hielten die Fürſten Joſeph Schwarzenberg, Johannes Liechtenſtein, de Ligne und Joſeph Lobkowitz. Erzherzog Max und Herzog Albert trugen Wachsfackeln. Der Oberſthofmeiſter ließ nach alter Sitte den Sarg wieder öffnen, zeigte den Leichnam dem Guardian und übergab ihm die Schlüſſel.

Maria Thereſia hatte 1748 neben der alten Gruft, einem dreiſchiffigen Gewölbe aus der Zeit Ferdinand's II.,

eine neue, große lichte Halle ausmauern lassen und dieselbe zur Begräbnißstätte für sich und ihre Familie bestimmt. 1754 wurde diese Gruft eingeweiht. Inmitten ist das Grabdenkmal, welches die Ueberreste der Kaiserin und ihres Gemahls einschließt. Es wurde von Balthasar Möll in ihrem Auftrage ausgeführt. Auf einem marmornen Piedestal ruht ein großer zinnener Sarkophag. Obenauf sind die Figuren Maria Thresia's und Franz I. in halb liegender Stellung. Ein Engel hält über ihren Häuptern eine Sternenkrone. An den Wänden sind Reliefs mit Scenen aus dem Leben der Kaiserin: die Krönung in Preßburg, Prag und Frankfurt, der Einzug in Florenz und die Schlacht von Kollin; dazwischen Genien und Todtenköpfe, alles in Roccoco und künstlerisch nicht schön ausgeführt. 1765 wurde Kaiser Franz I. beigesetzt. Stundenlang lag hier die Kaiserin in den letzten Jahren auf den Knien. Dieselbe Schwermuth, in der Max I. seinen Sarg mit sich herumgeführt, derselbe Hang zur Einsamkeit, in welcher Karl V. das Leben verlassen hat, bevor er starb, dieselbe Schwermuth hatte Maria Thresia oftmals in die Wohnung der Todten geführt. Eine Maschine war angebracht, um sie auf einem Sessel herabzulassen und hinaufzuziehen. Das letztemal war sie am 2. November in der Gruft gewesen. Die Anekdote ist oft erzählt worden, daß sie damals als die Maschine beim Hinaufziehen stecken blieb, wehmüthig ausgerufen hat: „Die Gruft will mich nicht mehr herauslassen."

Die Verſe, die man auf den Tod der Kaiſerin gemacht, ſind nicht werth, daß man ſie citirt, auch jene von Klopſtock nicht. Metaſtaſio, der ſeine Fürſtin ſo grenzenlos verehrt hatte, fand keine Worte, um ſein Gefühl in Verſe zu bringen [1]). Aber man kann in der Erinnerung an ſie die Worte aus der Odyſſee wiederholen:

Der ſie verehrt, wie keine der Frauen der Erde geehrt wird,
Die jetzt walten im Haus, fügſam dem Gebote der Männer.
Alſo ward ſie von Herzen geliebt und in Ehren gehalten
Von dem Alkinous ſelbſt und zugleich von den trauteſten Kindern,
Und von dem Volk, das ſtets wie der Göttinnen Eine ſie anſchaut,
Stets mit Grüßen ſie feiert, ſo oft ſie die Straße daherkommt,
Denn ihr ſelbſt mangelt es nicht an gediegener Einſicht;
Zwiſte der Männer ſogar entſcheidet ſie, welchen ſie wohl will.

Maria Thereſia hat die Zwiſte der Männer und den Streit der Völker entſchieden. Wohl war in den letzten Jahren vieles zum Stillſtand gekommen, von den alten Freiheiten waren die beſten geſtürzt und mit Mißbehagen blickte man auf die fromme Heuchelei, die ſich unter dem Schutz der edlen Fürſtin breit machte; aber ſie hat das Reich, deſſen Herrſchaft ſie geerbt, wie ein Mann vertheidigt und gefeſtigt, und die Liebe für die Menſchheit, der Eifer für jede edle Thätigkeit waren in ihr bis zum letzten Hauch lebendig.

Chriſtine und Albert kehrten am 12. December nach Preßburg zurück. Der Kaiſer theilte ihnen noch am Schluß des Jahres die Stellen des Teſtamentes

[1]) Karajan, Metaſtaſio's Hofleben 22.

mit, in welchen Maria Thereſia ihrer Tochter gedacht hatte: „4. Meiner Tochter Maria Verſorgung iſt durch das Gouvernement der Niederlande feſtgeſetzt. Die Andacht- und Gebetbücher ſollen unter meine drei Töchter Marianne, Marie Chriſtine und Eliſabeth vertheilt werden; zum Andenken der Maria meine zwei Kabinetslack zu Schönbrunn neben der Kammer im oberen Gebäude.“ In dem Gebetbuche fand Chriſtine kleine Gebete und Notizen, von denen einige mitgetheilt wurden. Sie und Albert waren in die tiefſte Trauer verſenkt. Beide hatten am meiſten die Liebe Maria Thereſia's erfahren. Sie verloren mit ihr die beſte Stütze. Bisher war ihnen ein Leben voll Frieden und Glück zu Theil geworden, hinfort ſollten ſie alle bitteren Täuſchungen des Geſchickes erfahren, Kummer, Neid, Unbeſtand, Verlegenheit und das wüſte Treiben eines empörten Volkes, bis auch ſie Ruhe fanden in der ſtillen Gruft, wohin ſie ihre Mutter geleitet hatten.

V.

Neue Lebenskreiſe.

1781 — Oct. 1786.

Joſeph war nun Alleinherrſcher in der öſterreichiſchen Monarchie. Wohl ſelten hat ein Fürſt unter ſo großen Erwartungen und ſo viel entgegengeſetzten Richtungen die Regierung übernommen. Er hatte andere Begriffe von Königthum, Regierung und Volk, als alle ſeine Vorfahren. Wie er zu Lebzeiten ſeiner Mutter manches von den alten Hofformen abgeſtreift hatte, ſo ging er jetzt daran, die erſtarrten Stoffe des Mittelalters im Staat und in der Geſellſchaft wegzuräumen. Die Thereſianiſche Regierung hatte in Oeſterreich eine größere Einheit und eine nach allen Seiten hin ausgreifende Verwaltung geſchaffen. Aber im Ganzen ruhte der Staatsbau doch in ſeiner Verbindung auf den altprovinciellen und im inneren Gefüge auf den feudalen Grundlagen. Deutſchöſterreich und Ungarn waren getrennt. Hier und dort, in freien und abſoluten Formen hatten Adel und Clerus allein die Herrſchaft. Das Bürgerthum war in veralteten municipalen Einrichtungen eingeſchränkt, der Bauer war nicht frei, Aberglauben und Unduldſamkeit herrſchten von oben bis unten. Vor Joſeph's Seele ſtand ein anderes Oeſterreich, ein anderes Volk, ein Reich mit vereinigten,

ſtarken, beweglichen Staatskräften, ein Volk mit dem Bewußtſein des Ganzen und allem Recht der freien Perſönlichkeit. Von den Principien ſeiner Zeit durchdrungen, von der Macht eines wohlbegründeten Fürſtenthums getragen unternahm es Joſeph, tauſend ſchlummernde Kräfte zu wecken, die Trägheit zu bekämpfen, der Humanität freie Bahn zu öffnen, jeden auf ſein gleiches Recht und die freie Entwicklung ſeiner Kräfte hinzuweiſen, das vielgeſtaltige Oeſterreich zu einem Staat, die bunten nationalen Gruppen zu einem Volk zuſammenzufaſſen.

Welche Verwirrung beim Beginn der Regierung Joſeph's eintrat, welche Gährung, welcher Wechſel von Furcht und Hoffnung die Geiſter ergriff, iſt ſchwer zu ſchildern. Tag für Tag wie im Sturmwind erſchienen neue Geſetze. Sie erſchütterten die gewohnten Anſchauungen, ſtürzten ſcheinbare Rechte über den Haufen, zerklüfteten den alten liebgewordenen Boden. Das Cenſurgeſetz, die Befreiung des Proteſtantismus, die Abſchaffung der Leibeigenſchaft, die Aufhebung der Klöſter, das Ehegeſetz, die neue Steuer und die Begräbnißordnung, alle griffen ſie in das unmittelbare tägliche Leben ein. Die Neuerungen der Thereſianiſchen Regierung waren ſo vorſichtig und leiſe aufgetreten, man hatte kaum eine Veränderung bemerkt, das Volk lebte ſtill vor ſich hin. Nun wurde es aus ſeiner Dumpfheit und Trägheit gewaltſam aufgerüttelt, die neue Ordnung

erſchien wie eine fremde Macht: Es war keine zeitgemäße Durchbildung vorhanden, es fehlte an Organen wie an Männern, welche politiſche Ideen vertraten. Die Wenigſten waren ſich über Richtung, Bedeutung und Folgen der neuen Inſtitutionen klar. Man fühlte nur das Unbehagliche der Veränderung, den momentanen Verluſt, die Nichtachtung der Perſönlichkeit, denn rückſichtslos waren die Befehle gegeben, und rückſichtslos wurden ſie ausgeführt. Die Härte und Gewaltthätigkeit lagen im Charakter der Zeit. Auch Joſeph war bei aller wohlwollenden Geſinnung, bei ſeiner echten Menſchenliebe und Aufopferung oft ungerecht, hart, abſtoßend. Daher kam es, daß ſeine Ideen ſo ſchwer Wurzel faßten. Wenn er Liebe und Gerechtigkeit entgegentrug, erfuhr er Abneigung und Widerſtand, bis zuletzt alle alten Tendenzen ſich kühn gegen ihn kehrten und über ſeinem Grabe die Hauptſtützen ſeines Gebäudes zuſammenbrachen.

Schon in den erſten Monaten ſeiner Regierung mußten viele erfahren, daß Joſeph in ſeinem Syſtem der Sparſamkeit und Genauigkeit bis zur Härte und Ungerechtigkeit gehen könne. „Wenn der Dienſt des Staates es erfordert, müſſen alle anderen Rückſichten ſchweigen," ſchrieb er ſeiner Schweſter Chriſtine [1]). Selbſt gegen ſeine Familie verfuhr er mit einer Rückſichtsloſig-

[1]) 30. April 1781.

keit, die ihm die Herzen entfremdete. Er nöthigte seine Schwestern Marianne und Elisabeth von Wien abzureisen, die erstere nach Klagenfurt, wo ihr eine Zufluchtsstätte bereitet war, die andere nach Innsbruck, wo sie nach dem Willen der verstorbenen Kaiserin als Aebtissin in das Damenstift eintrat. Auch die Gesellschaft des Erzherzogs Maximilian schien dem Kaiser unangenehm, so daß jener in seine Residenz Mergentheim abreiste.

In einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stand der Kaiser zu Christinen und Albert. Er war seiner Schwester sehr zugethan, aber er scheute sich nicht auch gegen sie seine ökonomischen Maßregeln anzuwenden. Sie sollte ein Gut, das sie von der ungarischen Kammer gekauft hatte, wieder abtreten; die Pension von 4000 fl., welche Maria Theresia der Oberstthofmeisterin Vasquez bewilligt hatte, sollte verringert werden; nur auf die besondere Fürbitte Christinen's ließ er der alten, halbblinden Frau den Gnadenpfennig [1]). Herzog Albert hatte als Generalcapitän von Ungarn 300.000 fl., als Capitän der Jazygier und Kumanier 120.000 fl. bezogen; Joseph setzte das Einkommen auf 385.000 fl. herab. Auch die Einkünfte in den Niederlanden sollten verringert werden. Alle Personen vom Haushalte des Herzogs Karl sollten von den neuen Statthaltern in Dienst genommen werden. Fürst Starhemberg mußte auf Befehl des Kaisers das

[1]) Christine an die Fürstin Eleonore Liechtenstein 2. Jan. 1782.

Geschenk, welches die Stände von Belgien nach alter Gewohnheit ihrem Fürsten oder Gouverneur verehrten, zurückweisen. Christine und Albert waren von alle dem so unangenehm berührt, so betroffen, daß sie daran dachten, zu resigniren. Nur der Rath ihrer Freunde, die Rücksicht auf den Lärm, den ein solcher Schritt machen würde, der Gedanke, wie unangenehm sie in Wien oder einer anderen Stadt der Monarchie leben würden, vermochte sie davon abzuhalten. Christine wurde beinahe krank. Sie klagte ihrem Bruder Leopold, daß der Kaiser gegen sie eingenommen sei. Für ihre Einrichtung in Brüssel wurde keine Vorsorge getroffen, und sie sollte in Brüssel, Marimont und Tervuren einen dreifachen Haushalt führen. Der Großherzog borgte ihr damals 200.000 fl. [1]).

Christine und Albert wollten im Frühjahre abreisen. Alle Vorkehrungen waren getroffen, als ein Billet von Joseph kam, in welchem er sie bat, ihre Abreise aufzuschieben und erst Anfangs Juli in Brüssel einzutreffen. Er wollte früher selbst in die Niederlande, um Land und Leute kennen zu lernen. Beide gingen wieder für einige Wochen nach Preßburg. Der Abschied von dem Lande, wo sie fünfzehn Jahre in Ruhe, Glück und Frieden gelebt hatten, that ihnen wehe. Noch in späteren Jahren, als viel Trübsal und Leid über sie

[1]) Christine an Leopold. Wien 12. Febr. 1781.

gekommen war, erinnerten sie sich oft an dieses Land und die Familien, mit denen sie verkehrt hatten.

Am 3. Juni 1781 reisten sie von Wien ab. In ihrem Gefolge waren die Gräfin Ugarte, eine geborne Gräfin Černin, und der Adjutant des Herzogs Baron Seckendorf. General Miltitz blieb noch in Ungarn, Kempelen, den Maria Theresia ihnen für Ungarn zugewiesen, blieb freiwillig in ihrem Dienste und war nach Brüssel vorausgegangen. Die Reise führte sie über München, Augsburg, Mergentheim, Frankfurt, Koblenz, Köln, Aachen nach Belgien. In München fand Herzog Albert, der vor siebzehn Jahren einmal in Baiern gewesen, einen anderen Souverain, eine neue Gesellschaft, aber noch immer die Verschwendung und den Leichtsinn des alten Hofes. Der Kurfürst genoß sein Leben in aller Lust des 18. Jahrhunderts. In Mergentheim brachten sie einige angenehme Tage bei dem Erzherzoge Max zu. Er begleitete sie nach Schönbusch, einem Lustschloß bei Aschaffenburg, welches der Kurfürst von Mainz Baron Erthal hatte bauen lassen. Von Frankfurt fuhren sie auf dem Main hinab, sahen Mainz an und machten dann die schöne Rheinfahrt bis Koblenz. Der Kurfürst von Trier, der Bruder des Prinzen Albert, kam ihnen auf einer prachtvollen Yacht bis Caub entgegen. In Koblenz begrüßten sie die Prinzessin Kunigunde von Sachsen, die bei dem Erzbischof das Haus führte; der älteste Bruder Albert's war von Paris gekommen, und seine

Schweſter Chriſtine aus Lothringen, wo ſie als Aebtiſſin von Remiremont lebte. Alle fühlten ſich in der reizenden Reſidenz des Kurfürſten „im Thal“ ſehr glücklich. Clemens führte ſie zur Karthauſe bei Koblenz, nach Neuwied, nach Köln und Aachen. So traurig, verödet kamen ihnen dieſe Städte vor, die heutzutage die Mittelpunkte der rheiniſchen Induſtrie ſind und einen Reichthum, eine Bedeutung erworben haben, die ſie im Mittelalter nicht beſaßen. In Spaa fanden die Reiſenden eine zahlreiche Badegeſellſchaft, unter andern auch den Fürſten und die Fürſtin Franz Liechtenſtein mit ihrem Sohne Johannes [1]). Albert und Chriſtine betraten bei Tirlemont zuerſt das belgiſche Land. Sie empfingen hier die Huldigungen der erſten Männer des Landes; der bevollmächtigte Miniſter Fürſt Starhemberg, der Staatsſecretär Krumpipen, Abgeordnete der Brabanter Stände, des Stadtraths von Brüſſel waren entgegengekommen. Die erſten Perſonen ihres Hofſtaates ſtellten ſich vor: Prinz Grimberghe, Oberſtſtallmeiſter beim Herzog Karl von Lothringen, Fürſt von Gavres, früher Oberſtkämmerer, jetzt als Oberſthofmeiſter der Erzherzogin beſtimmt, Graf Boulay, Oberſtküchenmeiſter. Am 10. Juli hielten die neuen „Statthalter“ unter großem Jubel des Volkes ihren feierlichen Einzug in Brüſſel. In der altberühmten Gudula-

[1]) Fürſt Franz Liechtenſtein ſtarb wenige Wochen nachher, 18. Aug. 1781. Fürſt Johannes iſt der berühmte Reitergeneral in den franzöſiſchen Kriegen.

kirche ſprachen ſie zuerſt ihr Gebet, wie einſt der ritterliche Max von Oeſterreich, Karl V., Erzherzog Albrecht und ſo viele andere Sproſſen des Hauſes Oeſterreich vor und nach ihnen. Feſte folgten auf Feſte, Feuerwerke wurden abgebrannt, wobei mehr als hundert Perſonen verwundet wurden; Tag für Tag empfingen ſie Herren und Bürger, Miniſter und Soldaten.

Albert und Chriſtine nahmen eine eigenthümliche Stellung ein. Nach dem Willen der Kaiſerin ſollten ſie beide gemeinſchaftlich als Statthalter die Regierung führen; ſie wurden in allen öffentlichen Dingen gemeinſam „les gouverneurs" genannt. In ähnlicher Weiſe hatten einſt Clara Eugenia von Spanien, Tochter Philipp's II. und ihr Gemahl Erzherzog Albrecht im Lande regiert. Der neue Hof war mit allem fürſtlichen Glanze umgeben; der päpſtliche Nuntius, die Geſandten von England, Holland, Baiern, die Chargés d' Affaires von Malta und Lüttich waren an die Statthalter gewieſen. Sie hatten zweierlei Garden und einen großen Hofſtaat. In den benachbarten Ländern waren Verwandte: in Trier Kurfürſt Clemens, in Frankreich die Königin Marie Antoinette. Mit Holland und England ſtanden ſie in vielfacher Verbindung, von allen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen konnten ſie Kunde haben, die Regierung war in guten Händen. Fürſt Starhemberg hatte alle Eigenſchaften eines Staatsmannes. Maria Thereſia hatte ihm ſeit ſeiner Miſſion

in Frankreich alle Ehren erwiesen. Kaunitz sagte schon 1748: „ein Mann wie geboren für die Geschäfte, von glänzendem soliden Geiste.“ Sein Wohlwollen, seine Gewandtheit erwarben ihm das Vertrauen der Erzherzogin. Krumpipen war ein redlicher, sittlicher Charakter, mit den Geschäften vertraut, fleißig und arbeitsam. Der Präsident des geheimen Rathes Graf Neny war im öffentlichen Recht und in der politischen Administration sehr erfahren und durch das Werk über die belgische Verfassung vortheilhaft bekannt. De Cassier, der als Generalschatzmeister die Finanzen leitete, war ein alter aber noch immer fleißiger, gewandter Herr. Vavrans, Präsident der Rechenkammer, konnte wegen seines hohen Alters nicht mehr rüstig arbeiten, wurde aber gut unterstützt und genoß als ein durchaus ehrenhafter Mann alle Achtung. In den Aemtern waren verdienstvolle, ehrliche Leute angestellt.

So konnten Albert und Christine hoffen, mit gutem Willen und in Erinnerung an die friedliche Verwaltung Maria Thresia's, die Liebe und Anhänglichkeit der Belgier zu gewinnen und hier wie in Ungarn glückliche Tage zu verleben. Diese Hoffnung wurde bald getrübt. Schon in der ersten Zeit mußten sie wahrnehmen, daß Joseph an die alten belgischen Zustände Hand anlegen wolle; sie mußten erfahren, daß er sie dabei nicht um Rath fragte und entschlossen war, seine Principien selbständig und rücksichtslos durchzuführen.

Die kluge, bedächtige Politik Maria Thereſia's hatte an den alten Formen der belgiſchen Verfaſſung und Verwaltung nichts geändert. Karl von Lothringen ſtand in einer Gunſt des belgiſchen Volkes wie kein Statthalter vor und nach ihm. Er war ein guter Herr, ohne eine Spur von Hochmuth, leutſelig, einfach, ein erleuchteter Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, aber in politiſchen Dingen läſſig und zurückhaltend. Maria Thereſia hatte ihm gerathen, ſich zu begnügen, „der erſte Hahn im Dorfe zu ſein und die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie gehen [1]).“ Dieſe Richtung hat er getreulich eingehalten, und die ſtändiſchen und municipalen Freiheiten waren hier länger als anderswo in Wirkſamkeit geblieben. Das hatte ſeine Vortheile und ſeine Nachtheile. Die Nation war ruhig, ſie führte das Leben einer bürgerlichen Familie und beſchränkte ihre Thätigkeit, ihren Ehrgeiz auf die häuslichen Kreiſe. Aber die alte Ordnung ſchleppte ſich doch nur im trägen Gange fort. Der Staat war ein Gefüge der einzelnen Provinzen, in denen die Herren ein ziemlich unabhängiges Regiment führten. Der feudale Druck, die hierarchiſche Macht hinderte das Aufkommen des Bürgers und des Bauers, der alte Reichthum war zu Grunde gegangen, das Heerweſen verfallen, im Steuerweſen und in der Rechts-

[1]) Belgien unter Maria Thereſia von Ruckelingen, deutſch von Stubenrauch. 1859. 138.

pflege galten die alten Vorrechte, der Verkauf von Stellen war allgemein, Mißbräuche und Unterſchleife traten überall hervor; die Lebensader des belgiſchen Handels, die Schelde, war nicht frei und an den Grenzen waren die Städte in halb verfallenen Feſtungsmauern eingeengt und abgeſperrt. Es hat nicht an Verſuchen gefehlt, von Wien aus manches umzuändern und ſelbſt alte, vergeſſene Regierungsrechte wieder aufzunehmen; aber der Statthalter hatte ſich den Entwürfen des Wiener Kabinetes energiſch widerſetzt. Niemand war ſich mehr klar geworden, was dieſes ſchöne Land mit ſeinen unerſchöpflichen Hilfsquellen durch eine wachſame, rührige und anregende Staatskraft an Wohlſtand und Macht gewinnen könne, als ſein jetziger Herr, Joſeph II. Noch vor der Ankunft der Statthalter hatte er Belgien in allen Richtungen durchreiſt, war dann nach Holland und Frankreich gegangen und kam, nachdem ſeine Schweſter ſich in Brüſſel eingerichtet hatte, abermals in's Land. Die Klagen über den langſamen Gang der Juſtiz, über die ſchlechte Verwaltung im Allgemeinen, der Zuſtand des Landvolkes, die große Zahl der Abteien und Mönche, alles beſtärkte ihn in dem Gedanken, hier eine ſtaatliche Reorganiſation durchzuführen, und damit auch den ſouverainen Rechten, die längſt entſchlafen ſchienen, neuen Glanz und Gehalt zu geben.

Der Kaiſer hielt in den erſten Tagen nach ſeiner Rückkehr in Brüſſel Conferenzen mit dem Miniſter und

den ersten Gliedern des Gouvernements. Er äußerte sich dabei über die Mißbräuche der Verwaltung, über die Sperrung der Schelde, über die willkürlichen Eingriffe, welche sich die Holländer in der jüngsten Zeit erlaubt hatten. Er sprach von der demüthigenden Verpflichtung, welche der Barrière-Vertrag der Regierung auferlege, von den Garnisonen und Festungen, die so viel kosteten und bei dem Bündnisse mit Frankreich nicht mehr nöthig seien, und noch vielen anderen politischen und ökonomischen Gegenständen. Es war ein Bericht dessen, was er beobachtet, ein Programm, das er durchführen wollte. Nachdem er den Minister und die Chefs der Departements beauftragt hatte, darüber ihre Gutachten und Erörterungen niederzuschreiben, reiste er nach Oesterreich zurück.

Herzog Albert und seine Frau waren sich vollkommen klar über die Bedeutung dieser Entwürfe. Sie erkannten auch, daß der Kaiser dieselben aus eigener Gewalt durchführen wolle. In den Briefen, die er ihnen von Brüssel, vom Haag, von Paris geschrieben, war alle brüderliche Liebe und Freundschaft ausgedrückt, aber alle Politik hatte er nur leicht und obenhin berührt. In Brüssel sprach er mit ihnen über das neue Schloß, das sie bauen wollten. Die Feierlichkeiten, den Huldigungsact hatte er ihnen überlassen, aber von den Conferenzen, die im selben Palais wo sie wohnten gehalten wurden, waren sie ausgeschlossen. Auf ihr Verlangen, sie von seinen

Intentionen zu unterrichten, antwortete er kurz: ſie würden zur rechten Zeit noch alles erfahren.

Es war offenbar, daß der Kaiſer alle Gewalt an ſich ziehen und ihnen nur eine repräſentative Stellung laſſen wolle, ungeachtet ſie nach ihrer Inſtruction wie nach dem Beiſpiele ihres Vorgängers eine ausgedehnte Gewalt inne haben konnten. Den Schein ſollten ſie behaupten und das Demüthigende der Stellung verbergen. Die Erkenntniß machte ihnen trübe Stunden. Fürſt Starhemberg zeigte ſich dabei als Diplomat und treuer Diener des Hauſes Oeſterreich. Ungeachtet des Vorzugs, den der Souverain ihm in der Regierung einräumte und ſo eitel und eiferſüchtig er ſonſt auf ſeine Autorität war, gegenüber dem Publikum betrachtete er immer eine gewiſſe Zurückhaltung, um ſeine Herrin immer in der Würde erſcheinen zu laſſen, die ihr zukam. In der erſten Zeit bewegte ſich auch alles in ruhigem Geleiſe fort.

Einige Monate nach ihrer Ankunft machten Albert und Chriſtine ihre erſte Rundreiſe durch das Land. Am 23. Auguſt reiſten ſie ab, zuerſt nach Mecheln, dann nach Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern, Mons, Namur, am 13. September kehrten ſie über Jemappe und Waterloo nach Brüſſel zurück. Es war eine vergnügte Reiſe. Adel und Bürgerthum wetteiferte der Tochter Maria Thereſia's alle Verehrung zu bezeigen. Chriſtine machte mit ihrem liebenswürdigen Weſen, ihrer

leichten schlanken Gestalt und in der Schönheit, welche die 38 Jahre noch nicht verwischt hatten, den besten Eindruck; Prinz Albert zeigte überall den wohlwollenden edlen Sinn, der ihn belebte. Er schärfte und erweiterte seine Blicke überall: Festungen, Arsenale, die Schlachtfelder, der Zustand der Wege und Straßen, der Styl der Gebäude, Menschen und Landschaft fesselten seine Aufmerksamkeit. Aber er überzeugte sich, wie faul die Zustände waren, wie die Städte verdarben, wie gelähmt der innere Handel war und alle Quellen des öffentlichen Wohlstandes stockten. Antwerpen war von seinem ehemaligen Glanz und Reichthum seit der unglückseligen Flußsperre ganz herabgekommen; in dem Scheldehafen, wo ehemals mehr als tausend Schiffe aller Nationen eingelaufen, ruhten zwanzig kleine Segelschiffe. Gent, das einst eine Armee in's Feld stellen konnte, zählte nur 50.000 Einwohner. Ostende war ganz ruinirt; in den meisten Häfen wurde nur Schmuggel getrieben. Ypern und Menin waren von den Holländern besetzt und verfallen. In Flandern, wo der menschliche Fleiß die Erde dem Meere abgerungen hatte, wohnte ein fleißiges, reinliches Volk, aber es waren für die Landschaft zu wenig Leute. In Hennegau und Namur gab es prächtige Schlösser und Wildparks, aber die Dörfer waren elend, die Bevölkerung dünn und verarmt. Die Reisenden kehrten in mehrere Schlösser ein. Am meisten entzückte sie das königliche Schloß in Mons, das die Stände

von Hennegau dem Prinzen Karl erbaut hatten. Albert nennt es das schönste Schloß, das er gesehen; nach Schönbrunn habe der Kaiser keine schönere Residenz in allen österreichischen Landen.

Sie kamen sehr erheitert von ihrer Reise zurück. Keine Ahnung kam in ihr Gemüth, daß in wenigen Jahren in diese friedlichen Städte die Revolution mit ihrem wüsten Gefolge einziehen, daß die Verehrung, die man ihnen entgegengetragen, so plötzlich in Gleichgiltigkeit und Haß umschlagen werde. Es war noch die gute alte Zeit, wie man sie nannte, alles schien in tiefe Ruhe eingewiegt. Albert und Christine verlebten in Brüssel einen angenehmen Winter. Sie gaben Bälle, besuchten Theater und Feste, Christine schrieb die fröhlichsten Briefe an ihre Freunde.

Kaiser Joseph war im Sommer 1781 von Brüssel nach Paris gegangen, um die Königin zu sehen. Auf dem Rückwege hielt er sich in Mömpelgard auf, wo der Herzog von Würtemberg mit seiner Frau und eilf Kindern lebte. Der Kaiser hatte die Prinzessin Elisabeth für seinen Neffen Franz bestimmt und wollte sie kennen lernen. Er beschreibt sie in einem Briefe an Christine [1]): „Sie ist mager und schwach noch von einer Krankheit; erst drei Tage ist sie außer Bett; ich fand sie für ihr Alter groß; sie hat einen großen Mund, blonde Haare,

[1]) Montbeillard, 8. August 1781.

die ſehr in's Lichte ſpielen; aber ihre Phyſiognomie iſt ſehr intereſſant; ſie wird einen ſanften geiſtreichen Ausdruck erhalten, ungefähr ſo wie die Herzogin von Ahremberg; ſie iſt aufmerkſam, ihr Benehmen natürlich, ohne Affectation." Im Auguſt war der Kaiſer wieder in Ungarn und ſah die großen Cavalleriemanöver bei Peſt. Im October kam er nach Wien. In dem Staub und in der Hitze der ungariſchen Reiſe hatte er ſich eine Augenentzündung geholt. Deſſenungeachtet ſchrieb er an Chriſtine lange Briefe voll Humor und freundlicher Theilnahme. Er erzählt ihr von den ungariſchen Herren und Damen, die er geſehen, von einem großen Balle, den er in Schönbrunn gegeben und wo 300 Masken erſchienen ſeien, und bedauert nur, daß ſie nicht als Hausfrau die Honneurs bei ihm machen konnte. Er erkundigt ſich um ihr Wohlſein, ihren Haushalt, neckt ſie wegen des Heimwehs in dem „irdiſchen Paradieſe," wie die Flamänder ihr Land nennen. Damals war der Papſt nach Wien gekommen. Joſeph äußerte ſich in einem Briefe: „Was die Fragen anbelangt, welche die Kirche und das Reich betreffen, glaube ich, daß wir Beide bei unſeren Anſichten bleiben werden; jeder verdient damit das Brot, das er ißt. Er vertheidigt die Autorität der Kirche ſelbſt in ihren Uebergriffen, und ich nehme die Rechte des Staates, dem ich diene, wieder auf. Wir ſind perſönliche Freunde, handeln aus verſchiedenen Motiven, ſtreben aber nichts deſto weniger

beide zum selben Ziel, zum Wachsthum der Religion, zur Belehrung der Völker, er durch Worte, ich durch Thaten [1])".

Einige Tage später meldet er die Abreise des Papstes: „Er ist vergangenen Montag von hier abgereist. Die letzten Tage und besonders am Sonntag, den Tag vor seiner Abreise war unter seinen Fenstern ein außerordentlicher Zusammenfluß von Menschen. Es gewährte einen schönen Anblick und in einer Art, wie ich es nie gesehen habe und niemals wieder sehen werde. Die Zahl der Leute zu bestimmen, ist unmöglich; es waren gewiß 100.000 Menschen; eine Frau wurde erdrückt, das ist der einzige Unglücksfall. Vom Haus, wo Hatzfeld wohnt, bis zum Paradeplatz, bis zum Haus des Fürsten Kaunitz sah man nichts als Köpfe; die anderen standen außerhalb der Pallisaden bis zu den Stallungen. —— Heute wird Se. Heiligkeit in München sein; ich möchte zusehen, wie er dort empfangen und bestürmt wird. Sein Zusammenkommen mit der Aebtissin [2]) und dem Kapitel in Innsbruck wird nicht weniger interessant sein. Ich habe Graf Sternberg mit Briefen abgeschickt, um den heiligen Vater dort zu grüßen und ihn bis zur Grenze zu begleiten" [3]).

---

[1]) Joseph an Christine. Wien, 15. April 1782.
[2]) Joseph's Schwester Elisabeth.
[3]) Joseph an Christine. 26. April 1782.

Herzog Albert gedenkt jener Tage mit den Worten: „Das Jahr 1782 ist in Oesterreich denkwürdig durch die Reise, welche der Papst Pius VI. nach Wien unternahm. Er wurde mit aller Ehrfurcht, mit all' der Aufmerksamkeit, welche dem Oberhaupte der Kirche gebührt, empfangen; aber seinen eigentlichen Zweck, den Kaiser in seinen Principien umzustimmen, hat er nicht erreicht. Der einzige Vortheil war die Ehrfurcht, die er einflößte, und die Verehrung, die man ihm in Wien bezeigte."

Dabei wird auch eine Anekdote erzählt: Als der Papst den Fürsten Kaunitz in seinem Palais in der Vorstadt aufsuchte, kam ihm dieser wie bei einem anderen Besuche entgegen, reichte ihm die Hand und bat sich zu bedecken. Er setzte selbst ohne zu warten seinen Hut wieder auf. Der Papst war denn doch über diese Familiarität frappirt, und konnte sich nicht enthalten, ihm das zu zeigen. Er erinnerte sich, daß der Fürst so ungern von Krankheit und Tod sprechen hörte und sagte ihm beim Scheiden: „Er finde den Fürsten in einem Alter, wo man sich dem Ende nähert, er wolle für ihn zum Allmächtigen beten, das werde seiner Seele heilsam sein."

Der Kaiser übersiedelte Anfangs Mai nach Laxenburg, um dem Wiener Staub zu entfliehen und seine Augen an dem jungen Grün zu erfrischen. „Mein Leben ist eigenthümlich in Laxenburg," schreibt er an

Chriſtine. „Um 9 Uhr Abends bin ich ſchon zu Bett, um 5 Uhr Früh ſtehe ich auf, reite bis 8 Uhr; bis 2 Uhr wird gearbeitet, dann iſt das Diner in Geſellſchaft, die von Wien kommt; dieſe begleitet mich bis 8 Uhr auf die Jagd, dann wird ein Spaziergang im Garten gemacht, die anderen kehren in die Stadt zurück und ich bin allein. So iſt ein Tag wie der andere."

Der Großfürſt Paul war damals mit ſeiner Gemahlin in Wien, um von da nach Italien und Frankreich zu gehen. Im October kam die junge Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg. Zwei Monate nachher trat ſie zur katholiſchen Kirche über. Der Kaiſer wurde im November wieder unwohl und konnte ſich nur ſchwer erholen. Die Aerzte riethen ihm Piſa an, aber für eine ſolche Reiſe traten immer neue Hinderniſſe ein. Erſt im Winter $17^{83}/_{84}$ kam er dazu.

Eben in dieſer Zeit, im Frühjahr und Sommer 1782, griff Joſeph zum erſtenmal in die alten Zuſtände Belgiens ein. Er hob den Barriere-Vertrag auf und erließ, wie in Oeſterreich, Geſetze, welche die kirchlichen Verhältniſſe des Landes von Grund aus veränderten. Bei ſeiner Reiſe hatte er mit innerem Aerger die fremden Truppen in belgiſchen Städten geſehen, und den Verfall aller Barrierepläße wahrgenommen. Von den Holländern war ſeit Jahrzehenden nichts geſchehen, aber ſie forderten das Geld von der Brüſſeler Regierung und warben ihre Truppen aus belgiſchem Volke. Die kleinen Grenz-

festungen waren militärisch unnütz und in national-ökonomischer Hinsicht schädlich. Joseph meinte, bei dem Bündnisse mit Frankreich brauche man keine streitbare Macht und für den Fall eines Krieges würde eine Operation vom Elsaß her viel wirksamer sein, als dieser steinerne Gürtel, der den Handel und die Industrie lähme. Er ließ den holländischen Gesandten in Wien und Brüssel erklären, daß er den Barrierevertrag nicht mehr anerkenne. Nicht der geringste Widerstand erfolgte. Die Holländer hatten Krieg mit England und zogen ihre Truppen ruhig zurück. Mit Ausnahme von Luxemburg, Ostende und der Citadelle von Antwerpen wurden alle Festungen geschleift; nur für die Garnisonen sollten einige militärische Gebäude erhalten werden. Die Ausführung dieser Maßregel kostete viel Geld, aber die Städte wurden ihrer Zwingmauern entledigt und statt der Thürme mit Gärten und buschigen Wegen umgeben. Niemand klagte darüber als die alten Platzkommandanten, und jene, welche einmal auf diese ruhigen Posten gehofft hatten. Viel tiefer griffen die kirchlichen Reformen ein. Die Klöster der beschaulichen Orden wurden aufgehoben, die Wallfahrten und religiösen Bruderschaften verboten, kirchliche Duldung eingeführt, die Berufung an den Papst in den meisten Fällen abgeschafft, die bischöflichen Hirtenbriefe sollten der kaiserlichen Bestätigung unterworfen, die geistliche Disciplin in mehreren Punkten geändert werden. Geistliche und weltliche Behörden schickten ihre

Beſchwerden ein, ein Theil der Stände flüchtete ſich mit einem Proteſte unter die alte Verfaſſung, aber die Regierung führte ihre Maßregeln durch. Man nahm nur die Rückſicht, daß man die Klöſter nach und nach aufhob. So ſehr dieſe Reformen gegen die Ueberzeugung und Gewohnheit ſo vieler verſtießen, ein Widerſtand erfolgte nirgends; das Volk nahm ſie ruhiger hin, als die Regierung erwartet hatte. Die Ruhe wurde auch in der nächſten Zeit nicht getrübt, obwohl die erſten Freiheitsrufe aus Frankreich herüber klangen. Die Elemente fingen wohl zu gähren an, aber ſie waren zu gemiſcht, zu unbeſtimmt, um ſie zu erkennen, und Stoß und Gegenſtoß darnach berechnen zu können.

Chriſtine und Albert verlebten die Jahre 1782 und 83 in den Niederlanden ſo angenehm als möglich. „Im Faſching war jeden Montag Ball bei mir," berichtete Chriſtine ihrer Freundin, „die Geſellſchaft war zahlreich, der Raum etwas beſchränkt. Der Ball fing um 5½ Uhr an und endete um 9 Uhr mit einem Souper. Hier iſt man nicht gewohnt, lange aufzubleiben. Jeden Freitag gab Starhemberg einen Ball. Dreimal in der Woche ſind große Diners. Die Stunden, wo wir allein, ſind mir am liebſten. Ich arbeite, ſchreibe, leſe alle Tage. Abends ſind ich und mein Mann immer allein und machen eine Partie" [1]). Im Frühjahre 1783 machten

[1]) An El. Liechtenſtein. 6. Februar 1782.

ſie eine kurze Reiſe nach Bonn, um den Erzherzog Max in ſeiner neuen Würde als Erzbiſchof und Kurfürſt zu ſehen. Im Sommer kamen der Großfürſt Paul und ſeine Frau Marie, eine geborne Herzogin von Würtemberg, nach Brüſſel. Kaiſer Joſeph hatte die Ankunft des Grafen und der Gräfin Du Nord längſt angekündigt. Albert und Chriſtine erwieſen ihren Gäſten alle Ehren; ſie fuhren ihnen bis Oſtende entgegen [1]), führten ſie nach Gent, Brügge und Brüſſel. „Der Großfürſt, ſchreibt Albert, hat eine liebenswürdige Art ſich zu benehmen, aber alles iſt darauf angelegt, Effekt zu machen und zu gefallen; dabei zeigt er eine Art Schlauheit, die kein Vertrauen einflößt. Während ſeiner Anweſenheit wurde er an einer Diarrhöe unwohl. Er hat immer die Idee, daß er einmal vergiftet wird. An nichts nahm er ein beſonderes Intereſſe. Seine Gemahlin iſt eine liebenswürdige, ſchöne Frau, ſanftmüthig und hat einen gebildeten Geiſt. Sie ſchien nicht für Joſeph eingenommen zu ſein, wie wir es nach der Freundſchaft, die er ihnen erwieſen, erwarten konnten; ſie ſprach im Gegentheil ganz offen von ſeinen Schwächen." — Im ſelben Sommer reiſte auch der Graf von Artois durch Brüſſel. Joſeph ſagte von ihm: „Er ſcheint ganz und gar nach Art großer Herren zu reiſen; ſie incommodiren jeder-

[1]) „ich gehe nun nach Oſtende, um die Ruſſen zu empfangen; wenn es nur ſchon überſtanden wäre." Chriſtine an El. Liechtenſtein. 6. Juli 1782.

mann, langweilen ſich und kehren zurück mit leeren Taſchen und leerem Geiſte“ [1]). Albert und Chriſtine gingen noch dieſes Jahr nach Trier und brachten im ſchönen Moſelthale bei Kurfürſt Clemens und ſeiner Schweſter vergnügte Tage zu.

Beide fühlten ſich in dieſen Jahren ſehr glücklich. Nichts trübte ihre Stellung, Genuß und Arbeit ſchien gleich vertheilt. Sie richteten ſich für ihr ganzes Leben in Belgien ein. Gleich im erſten Jahre hatten ſie ein Landgut bei Brüſſel gekauft, wo ſie ein Schloß bauen und einen Garten nach engliſcher Art anlegen ließen [2]). Den erſten Sommer wohnten ſie auf einem Edelſitze in einem alten kleinen Schloſſe mit vier Thürmen und Waſſergräben. Im Inneren waren ſo kleine Zellen, daß ſie ſich kaum bewegen konnten. 1746 hatte der Marſchall von Sachſen während der Belagerung von Brüſſel dort gewohnt. Im Herbſt blieben ſie drei Wochen in Marimont und da Platz genug war, wurden einige Gäſte geladen: Starhemberg, die fremden Geſandten, die Familien Ahremberg, und Prinz de Ligne. Aus Mons und Nivelles kamen die Stiftsdamen. An den großen Hirſchjagden nahmen franzöſiſche Officiere von der Grenze Theil. Theaterſtücke und ländliche Feſte wurden aufgeführt. Die Statthalter hatten ein ſolches Einkommen,

---

[1]) Joſeph an Chriſtine. 1. Auguſt 1783.
[2]) Schloß Laeken.

daß sie ihren Hof in aller Pracht, welche das 18. Jahrhundert gewohnt war, zeigen konnten. Als Gouverneurs sollten sie von den Ständen 385.000 Gulden oder 540.000 Brabanter Gulden bekommen, welche Summe aber nie vollständig gezahlt wurde. Sie hatten das Palais Royal in Brüssel, das große Schloß Marimont, Scoonenberghe, Schloß, Park und Jagd von Tervuren zur Verfügung. Wie in Ungarn umgab sie hier ein zahlreicher Haushalt. Oberſthofmeiſter war bis 1792 Fürſt Gavre, Oberſthofmeiſterin die Fürſtin Gavre. Hofdamen dienten eine ganze Reihe: die Gräfinnen Ferraris, Cruquenburg, Merode, Arberg, Maldeghem, Lalaing, am längſten die Marquiſe Manſi. Oberſtküchenmeiſter war bis 1784 Graf Sart, dann bis 1792 Graf d' Aubenarde, Oberſtſtallmeiſter Prinz Grimberghe. Beſonders zahlreich war das Jagdperſonale [1]), obwohl beide mit der Jagd wenig zu thun hatten. Der Herzog war viel mehr für Bücher und Bilder eingenommen. Er ſchrieb damals ſehr viel Briefe und legte den Grund zu ſeinen großartigen Sammlungen; namentlich erwarb er die beſten Handzeichnungen der Meiſter niederländiſcher Schule. So ganz und gar

[1]) Aus der Zeit des Herzogs Karl von Lothringen 1781 waren noch dreizehn Leute bei der Venerie angeſtellt. Da gab es valets de chiens, palefreniers, faiseurs de filets; ſie hatten nach altfranzöſiſcher Sitte ihre noms de guerre: la Retraite, Laforest, l'Esperance, l'Assemblée, la Brisée, la Ramée, la Branche, la Rosée.

das Leben eines großen Herrn ſtellt ſich hier dar. Albert wußte die Arbeit, Freude und Genuß zu vereinigen und in allem das rechte Maß, die feine Sitte und die Achtung vor allem Edlen einzuhalten. In ſeinem Familienleben konnte der Leichtſinn und die Frivolität des 18. Jahrhunderts auch nicht im leiſeſten Schritte auftreten. Chriſtine fühlte ſich mitten in dem geräuſchvollen Leben, das ſie umgab, vereinſamt. „Es iſt mir eine rechte Wohlthat, ſchrieb ſie ihrer Freundin [1]), wenn man meiner gedenkt. Ich verſichere Sie, daß ich in den drei Jahren hier keine Frau gefunden, mit der ich eine Verbindung erhalten konnte, man kann keine feſthalten; nichts als Egoismus, Bequemlichkeit, Intriguengeiſt, Privatintereſſe mit allen franzöſiſchen Fehlern. Sie ſind geiſtvoll, liebenswürdig, aber ihr Leichtſinn iſt einer wahren Anhänglichkeit unfähig. Sie nehmen die Freundſchaft wie ein Parademöbel, haben viel Redensarten im Munde und kein Gefühl im Herzen. — Ich bin den größten Theil des Tages allein. Mein unvergleichlicher Mann widmet mir alle Liebe, aber ich kann nicht verlangen, daß er immer bei mir ſei. Er geht in die Stadt, auf die Jagd, macht Promenaden; ich animire ihn dazu, denn ein Mann kann nicht ohne Zerſtreuung leben. Ich empfange wohl die Brüſſeler Viſiten, aber die kann man zählen, ſo machen Bücher meine einzige

[1]) an El. Liechtenſtein. 22. November 1783. 28. März 1784.

Unterhaltung. Wie ſind Sie glücklich, theuerſte Fürſtin, daß Sie Kinder haben, die ſo gut gedeihen, und doch lobe ich die Vorſehung, daß ſie mir keine gegeben, denn ich werde immer elender."

Ein wahrer Verluſt für die Generalſtatthalter war Fürſt Starhemberg, der ſie 1783 nach der Trierer Reiſe verließ. Er verhehlte es ihnen nicht, daß er wegen der Joſephiniſchen Politik, die nicht mit ſeinen Principien übereinſtimmte, austrete. Schon ſeit zwei Jahren hatte er den Kaiſer um ſeine Abberufung gebeten. Der Tod des Oberſthofmeiſters Fürſt Schwarzenberg in Wien gab ihm Gelegenheit, ſeine Bitte zu erneuern. Der Kaiſer verlieh ihm dieſen Poſten. Bereits im Mai 1782 hatte Joſeph ſeiner Schweſter die Nachricht mitgetheilt. Er nannte ihnen mehrere Staatsmänner für den Miniſterpoſten, damit ſie ſich einen wählen ſollten. Nach einer Beſprechung mit Starhemberg entſchieden ſie ſich für den Grafen Belgiojoſo, den öſterreichiſchen Geſandten in London. Prinz Albert kannte ihn vom ſiebenjährigen Kriege her, er achtete ſeinen Geiſt und ſeine Talente. Seine Berichte aus London gaben Zeugniß von ſeinen Erfahrungen im Finanzweſen und in der Induſtrie. Die Statthalter aber wurden aber bald inne, daß ſeine Kenntniſſe in der Adminiſtration nicht ſo tief und gründlich waren, wie ſie erwartet hatten. Er hatte in England Grundſätze und Ideen aufgenommen, die für die politiſche Lage Belgiens und ſeine Induſtrie

nicht praktisch waren, dabei zeigte er in der Behandlung der Geschäfte einen Leichtsinn, den sie für die Zukunft fürchteten.

Fürst Starhemberg hatte richtig gesehen, indem er in der nächsten Zeit Stürme witterte. Schon im folgenden Jahre brach zwischen den Kaiser und den Generalstaaten der bekannte Scheldestreit aus, der damals alle Welt beschäftigte und einen so hitzigen Federkrieg der Kabinete und der Brochürenschreiber veranlaßte. Joseph II. wurde in diesem politischen Schritte von Diplomaten, Gelehrten und Ungelehrten angefeindet. Wer aber das reiche, stolze Antwerpen unserer Tage mit der armen, finsteren Stadt des vorigen Jahrhunderts vergleicht, wer sich erinnert, wie blühend der belgische Handel geworden, seit die Schelde frei ist, der wird nicht zweifeln, daß der Kaiser von einer richtigen Anschauung und der besten Absicht für Belgien erfüllt war.

Der Streit hatte freilich einen tieferen Ursprung [1]). Die Generalstaaten hatten, seit sie als freier Staat konstituirt waren, die Schwäche der spanischen Regierung benützt und alle Handelsvortheile so ausgebeutet, daß Belgien ganz darniederlag. Als das Land österreichisch wurde, zogen sie die Bande noch straffer. Die Entfernung von Oesterreich, die Verbindung Hollands und

[1]) Ich folge in dieser kurzen Darstellung fast wörtlich den Memoiren des Herzogs Albert. Sie geben mehr und bessere Daten als alle gedruckten Berichte.

Englands am Anfange des Jahrhunderts, ihre Handelseifersucht ließen den belgischen Handel unter Karl VI. und Maria Thereſia nicht aufkommen. Joſeph II. hatte das Land bereiſt und die Zuſtände mit eigenen Augen kennen gelernt. Einige Vortheile waren ſchon durch kleine Veränderungen im Zollweſen erzielt. Man konnte ermeſſen, welchen Aufſchwung die Induſtrie des Landes nehmen müſſe, wenn ſein Handel nach allen Richtungen frei ausgreifen konnte. Der ſchöne Hafen von Antwerpen war geſchloſſen, die Schelde geſperrt, holländiſche Forts bewachten an der Grenze von Flandern den Zutritt zum Meere. Bei den Mündungen aller Flüſſe waren holländiſche Dämme; Forts, die nach den Verträgen niedergeriſſen ſein ſollten, waren von den Holländern mitten im Frieden neu auferbaut und beſetzt. Joſeph ſah das alles ſelbſt; es ſchien ihm Ehre und Pflicht, ſich von den Feſſeln frei zu machen und Belgien die Vortheile ſeiner natürlichen Lage genießen zu laſſen. Die Gelegenheit war günſtig. Die Holländer führten Krieg mit England und ſo unverſtändig, wie ſie ihn leichtſinnig begonnen hatten. Im Innern regte ſich der alte Zwiſt der Parteien. Frankreich war mit dieſem Kriege und der Entwicklung der Dinge in Nordamerika beſchäftigt; ſeine Landarmee hatte den alten Ruf eingebüßt. Rußland war für Oeſterreich oder ſchien es wenigſtens zu ſein, da ſeine ehrgeizigen Abſichten nicht in's Spiel kamen. Der König von Preußen war alt

und nicht geneigt, sich in eine Angelegenheit zu mischen, welche sein Interesse wenig berührte. So schienen alle Umstände für den Kaiser zu sprechen.

Joseph II. wollte schon, als er die Barriere sprengte, die Schelde frei machen. Nur aus Rücksicht für Frankreich hatte er sein Vorhaben auf eine andere Zeit verschoben. Er schränkte inzwischen die Holländer auf den Kreis ihrer Rechte ein, und verbot ihren Soldaten den Durchzug durch's Land. Man wollte sie dahin bringen, daß sie von selbst Unterhandlungen anknüpften; aber bisher hatten sie nur abweisend und in dem gewohnten hochmüthigen Tone geantwortet.

Im October 1783 trieb ein holländischer Officier, der Kommandant von Lieftenshoeck, die Unverschämtheit so weit, dreißig Mann mit einem Kapitän nach Doel auf belgischen Boden zu schicken, um dort einen Deserteur seiner Garnison abzufangen. Der Mann entging seinem Schicksale nicht, aber das belgische Gouvernement griff zu Repressalien. Eine Abtheilung der Genter Garnison marschirte auf holländisches Gebiet, die Garnison in den zwei Forts bei Ecluse wurde genöthigt abzuziehen; der österreichische Minister in Haag verlangte Genugthuung und überreichte ein Memoire, worin alle alten und neuen Beschwerden aufgezählt waren. Für diesmal war die Republik geschmeidig; sie suspendirte den Officier, eine gemischte Commission sollte die streitigen Punkte untersuchen und der Gesandte in Wien erklärte

dem österreichischen Kabinet, daß seine Regierung nur das alte Recht auf die Scheldeschifffahrt erhalten wollte. Das war aber der Nerv des ganzen Streites. Das Gouvernement in Brüssel ließ die Schiffleute unter Versicherung alles Schutzes aufmuntern, die Schelde hinabzufahren. Das erste Schiff wurde aufgehalten und als man ein zweites Schiff mit dem bestimmten Befehle des Widerstandes abschickte, schossen die Holländer darauf, ließen es aber dann ohne Untersuchung frei. Diese Gewaltthat geschah zwischen belgischen Ufern, auf einem Theil des Flusses, der belgisch war, und bis zu welchem die Holländer wider Recht ihre Schiffe vorgeschoben hatten. Es war ein Eingriff in die souverainen Rechte, den man nicht ruhig hingehen lassen konnte. Die belgische Regierung verlangte die Bestrafung des Kapitäns, der das Wachtschiff kommandirt hatte. Sie ließ durch Civilbeamte eine kleine Redoute auf belgischem Boden nahe bei dem Fort, das die Holländer inne hatten, besetzen. Diese Schritte bewirkten, daß die holländischen Schiffe bis Saftingen zurückfuhren und bevollmächtigte Commissäre nach Brüssel kamen, um mit Belgiojoso zu unterhandeln.

Es war alle Hoffnung vorhanden, daß der Streit friedlich beigelegt werde. Die Commissäre zeigten viel guten Willen, bis de la Vauguyon, französischer Botschafter in Spanien, nach Brüssel kam. Er hatte früher im Haag gedient und kannte die Verhältnisse Hollands

genau. Er bat ihn in Kenntniß von den Anſprüchen Oeſterreichs zu ſetzen. Belgiojoſo hatte für den Fall keine Inſtructionen und beſchränkte ſich nur auf die Verſicherung, ihm alles mittheilen zu wollen, wenn man auf dem Punkte wäre, zu artikuliren. De la Vauguyon ging hierauf nach Antwerpen, traf dort mit dem holländiſchen Miniſter zuſammen und reiſte mit ihm nach dem Haag. Nach langen Formalitäten wurde ihm ein Memoire, welches die öſterreichiſchen Forderungen enthielt [1]), überreicht; er ſchien davon überraſcht und ſeine Bemerkungen zeigten, daß er mehr zu den Holländern neige. Auch Vergennes in Paris, dem der öſterreichiſche Geſandte das Memoire mittheilte, fand die Forderungen zu ſtark, ſprach aber die Meinung aus, daß alles friedlich beigelegt werden könne, wenn man allen Verlangen die Freiheit der Schelde ſubſtituiren werde [2]). Es iſt gewiß, daß ſeit der Ankunft Vauguyon's im Haag, die Holländer ihre Sprache änderten. Vor Kurzem waren ſie entſchloſſen nachzugeben, jetzt erklärten ſie die Begehren des öſterreichiſchen Kabinets für ungerecht, unbegründet; ſie widerriefen alle Zuſagen, verlangten die Hilfe Frankreichs und der andern Mächte, ließen ihre Truppen an die Grenze rücken und verſammelten ihre Flotte zu Vließingen.

[1]) Tableau sommaire des droits et prétentions de S. M. l'Emp. aux États Généraux. Ms.

[2]) Memoiren des Prinzen Albert.

Ohne Zweifel wurde ſchon eine Zeit zwiſchen Holland und Frankreich unterhandelt. Vergennes hatte es geläugnet, als Mercy ihn deswegen gefragt, aber er konnte es jetzt nicht mehr in Abrede ſtellen. Er verſicherte, daß die Forderungen des Kaiſers nicht den Garantien entſprächen, welche Frankreich den Generalſtaaten für ihr Land und ihre Rechte angedeihen laſſe. Das belgiſche Gouvernement verſtärkte nun die Garniſon in Antwerpen, ließ in Flandern zwei Diviſionen Dragoner vorrücken und traf noch andere militäriſche Dispoſitionen.

In dieſem Zuſtande blieben die Dinge einige Monate. Die Holländer zogen die Unterhandlungen immer mehr in die Länge. Das franzöſiſche Kabinet ſchlug einen Vergleich vor. Belgien ſollte alles flandriſche Gebiet an der Schelde und die freie Schifffahrt gewinnen; dafür ſollten an Holland Maſtricht, das Land an der unteren Maas, Geldern und ein Theil von Limburg abgetreten werden. Oeſterreich wies den Vergleich zurück. Der Kaiſer ließ durch Mercy in Paris kurz und beſtimmt erklären: weil die Holländer ſelbſt die Verträge ſo oft verletzt hätten, betrachte er ſich ebenfalls davon befreit, er wolle jedoch alle weiteren Anſprüche aufgeben, wenn die Holländer die freie Schifffahrt anerkennen würden; er ſei entſchloſſen, auch ohne ihre Zuſtimmung die Schiffe ſeiner Unterthanen fahren zu laſſen und jede Inſulte werde wie eine Kriegserklärung betrachtet werden.

Der französische Staatssekretär schien wenig von dieser festen Sprache erbaut. In Paris wie im Haag war man überrascht; die Commission in Brüssel verlangte wenigstens die Abfahrt der Schiffe noch zu verzögern. Da das Arrangement ohnehin noch drei Wochen dauern mußte, ging Belgiojoso darauf ein, als wenn er diesen Aufschub auf sich nähme. Die Generalstaaten verwarfen aber nachher jeden Vergleich und erklärten, weil die freie Schifffahrt den Interessen der Republik entgegen sei, würden sie niemals darauf eingehen. So wurde bis zum October unterhandelt.

Herzog Albert war von Anfang weder mit dem Princip des Kaisers noch mit dem Vorgange einverstanden. Belgiojoso war nicht der Mann, der den Knoten auf eine feine Art lösen konnte. Er mußte mit vier Ministern zugleich verhandeln, war schwerhörig und konnte schon deswegen seinem Hofe keinen genauen Bericht erstatten. In seinen Reden war viel zu wenig Geist und Wärme; er glaubte aber den Holländern durch eine gewisse Festigkeit zu imponiren; die Befehle von Wien bestärkten ihn noch darin. Seine Berichte sprachen immer von dem Recht und der Vortrefflichkeit der österreichischen Forderung und von dem Unrechte und der Schwäche der Holländer, so daß der Kaiser in dem Vertrauen bestärkt wurde, daß seine Sache durchdringen werde. Aber alle hatten sich in der Hoffnung, daß die Holländer nachgeben würden, getäuscht. Vor

Kurzem hatten Staatsmänner und Kaufleute in Amsterdam bemerkt, daß die freie Schifffahrt auf der Schelde der Republik keinen Schaden bringen werde. Diese Gleichgiltigkeit schlug aber in einen wahren patriotischen Enthusiasmus um. Die Fortdauer der Repressalien, der heftige Ton der österreichischen Staatsschriften hatten dazu ebenso beigetragen, wie die Aufhetzungen Frankreichs und der anderen Höfe. Die Holländer kamen so in Eifer, daß sie auf ihren Entschlüssen beharrten und sich zu einem Kriege entschlossen, der für ihr Land gefährlich werden konnte.

Der Termin für die Abfahrt der Schiffe war inzwischen abgelaufen. Der Kaiser hatte neuerdings befohlen, die Schiffe fahren zu lassen. Die Kapitäne erhielten den Befehl, nicht zu weichen, selbst wenn geschossen würde und auf die Gefahr hin, daß die Schiffe zu Grunde gingen. Der Ordre aus Wien war beigefügt, daß bei dem ersten Schusse, den die Holländer abfeuern würden, die ganze belgische Armee an die Grenze rücken sollte; bei dieser Demonstration solle es bleiben, bis neue Befehle kämen. Die Abfahrt der Schiffe wurde für den 8. October bestimmt. Es wurde dies dem holländischen Gesandten in Brüssel, wie der Regierung im Haag und Vergennes in Paris mitgetheilt. Der Kaiser wollte die Zweifel über das Recht der freien Schifffahrt gewaltsam lösen. Er war überzeugt, daß dem Schritte nur einige ohnmächtige Proteste folgen würden.

Der fatale Tag kam. Die Schiffe waren in Antwerpen equipirt und fuhren bei günstigem Winde mit vollen Segeln ab. Sie wurden mit Schüssen empfangen und gezwungen die Segel zu streichen. Die Anekdote ist bekannt, daß Kaunitz auf den Bericht, welchen die Generalstatthalter über den 8. October einschickten, einfach die Worte schrieb: „Sie haben doch geschossen." Ein anderes Schiff, das stromaufwärts nach Antwerpen gehen wollte, wurde angehalten. Die Republik billigte offen das Benehmen ihrer Officiere und verlangte sogar Genugthuung.

Nach diesem Vorgange war der Kaiser entschlossen, zum Schwert zu greifen, wie er es früher erklärt hatte. Er befand sich damals auf einer Reise in Ungarn; nur allmählig erfolgten seine Befehle für die militärischen Dispositionen. Herzog Albert reiste Anfangs November von Brüssel an die Grenze. Der Kaiser theilte ihm in einem Briefe den Operationsplan mit und verlangte seine Ansicht darüber. Die Armee sollte auf 60.000 M. gebracht werden. Aber für einen Krieg war viel zu wenig vorbereitet. In Belgien standen ungefähr 12.000 M. und 900 Pferde; es fehlte an Artillerie, an Schiffbrücken, an Pontons, die für einen solchen, von Kanälen durchschnittenen Boden besonders wichtig waren. Für Antwerpen mußte man die Kanonen aus dem bürgerlichen Zeughause nehmen, und um den Hafen von Ostende zu vertheidigen, zwei Triester Schiffe kaufen.

Die Holländer waren nicht beſſer daran. Ihre Armee war ſchwach und wenig geübt, ihre Artillerie vernachläſſigt, die Generäle waren alt und kannten den Krieg nicht. Die wichtigſte Feſtung Maſtricht war ſchwach beſetzt und konnte eine Belagerung gar nicht aushalten. Aber die Holländer vermochten doch 30.000 M. zu ſtellen und genoſſen den Vortheil des Meeres und der Flotte.

Herzog Albert, der die Armee kommandirte, that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um nicht überraſcht zu werden und noch im Winter vorrücken zu können. Er war kaum von Brüſſel abgereiſt, als die Holländer die Feindſeligkeiten eröffneten, indem ſie die Schleußen bei den Forts an der Schelde öffneten und das belgiſche Land überſchwemmten. Dasſelbe ſchreckliche Vertheidigungsmittel wandten ſie bei allen Plätzen an der Grenze von Flandern an. Sie verdarben dabei ihr eigenes Land. Nur die Furcht vor einer Uebermacht der Kaiſerlichen und das geringe Vertrauen auf die eigene Armee konnte die Urſache ſein. Deſſenungeachtet war ihnen ſchwer beizukommen. Was ließ ſich in einem ſolchen Lande mit einer kleinen Armee anfangen? Die Holländer waren Herren des nördlichen Flandern's, ſie beherrſchten die offene See, die Meeresarme, die Schelde, die Ueberſchwemmungen bildeten zwiſchen ihnen und den Kaiſerlichen einen weiten offenen See.

Die Hoffnung, daß die anderen Mächte ruhige Zuſchauer bleiben würden, zeigte ſich als trügeriſch. Man

erkannte nun wie unzuverläſſig das franzöſiſche Bündniß ſei, und daß die verwandtſchaftlichen Bande die entgegengeſetzten Intereſſen Oeſterreichs und Frankreichs niemals ausgleichen könnten. Bisher hatten alle Depeſchen von Paris nur die beſte Geſinnung ausgedrückt. Chriſtine ſchrieb an ihre Schweſter Marie Antoinette: „Da der König vermitteln will, möge er die Würde und den Vortheil des Kaiſers zu Herzen nehmen. Europa wird Dir den Frieden danken und mein kleines Ich das Glück des Lebens“ [1]). Welchen Eindruck machte es nun auf Albert und Chriſtine, als ſie von dem Briefe erfuhren, den Ludwig XVI. an Joſeph II. geſchrieben und in welchem er ſeine Theilnahme für die Sache Hollands ausdrückte, als der franzöſiſche Geſandte in Wien erklärte, das franzöſiſche Kabinet ſei auf dem Punkte eine Allianz mit der Republik einzugehen, und werde jedenfalls eine Obſervations-Armee an der Grenze aufſtellen [2]). Noailles theilte in Wien dem Fürſten Kaunitz mit, daß bereits der Marſchbefehl gegeben ſei, daß man den Holländern erlaubt habe, franzöſiſche Kavallerie und leichte Truppen in ihren Dienſt zu nehmen. Ein franzöſiſcher General ſollte ihre ganze Armee befehligen.

---

[1]) 26. Januar 1785.

[2]) Je hais ces vilains faux amis et alliés, qui nous ont trompés par des paroles et qui agissent diamétralement opposé à ces mêmes paroles. Chriſtine an Eleonore Liechtenſtein 15. Januar 1785.

Herzog Albert glaubte von Anfang nicht recht an eine Neutralität Frankreichs, aber Graf Mercy hatte ihn und den Kaiser in volle Sicherheit eingewiegt. Als Albert ihm die Nachricht von einem Bündnisse zwischen Holland und Frankreich mittheilte, wollte der Botschafter es gar nicht glauben. Der Unterschied von Vergennes' Depeschen war ihm gar nicht aufgefallen. Der Herzog erklärte sich dies dadurch, daß Mercy häufig von Paris und Versailles abwesend war, nur an bestimmten Tagen erschien und seine Sorge für die Gesundheit ihm kaum Zeit ließ, die französische Regierung zu beobachteten. „Niemals," schrieb Albert in sein Journal, „kann die Doppelsinnigkeit, die Falschheit des französischen Ministers entschuldigt werden. Er und sein Hof haben ein unwürdiges Spiel mit uns getrieben. Sie sind bereitwillig unseren ersten Schritten gefolgt, fielen dann ab und ergriffen die Partei des Gegners."

In Belgien war alles voll Eifer für den Krieg. Die Nation begriff alle Vortheile, um die gestritten wurde, der alte Haß gegen Holland brach wieder hervor. Die Stände bewilligten eine außerordentliche Steuer und übernahmen eine Anleihe. Ebenso war der Kaiser entschlossen, die Sache zu Ende zu führen. Tüchtige Officiere wurden nach Belgien geschickt, die Truppen in Böhmen und im Breisgau erhielten Marschbefehl, ein Corps Kavallerie sollte in's flache Flandern einfallen, ein anderes Corps Brabant decken. Aber es kam nicht zum Kriege.

Die Briefe Ludwig's XVI. an Joseph II. bewirkten, daß dieser die Vermittlung Frankreichs und einen Waffenstillstand annahm. Doch verlangte der Kaiser, daß die Generalstaaten eine Deputation nach Wien schicken und die Beschimpfung der kaiserlichen Flagge entschuldigen sollten; er erklärte, wenn die Holländer bis zum ersten Mai die Scheldefreiheit nicht anerkannt hätten, würde der Krieg beginnen. Woche verging für Woche; die Rüstungen wurden fortgesetzt, die Holländer warben ein französisches Corps, Marschall Maillebois übernahm das Kommando. Der erste Mai kam, ohne daß etwas geschehen wäre. Auf die Vorstellungen des französischen Kabinets schob der Kaiser den Beginn der Feindseligkeiten neuerdings hinaus. Die holländischen Deputirten kamen nun wirklich nach Wien und gaben die entschuldigende Erklärung ab. Wenige Tage nachher reiste der Kaiser nach Italien. Herzog Albert blieb durch zwei Monate ohne Befehl, ohne Brief auf alle seine noch so dringenden Berichte. Frühjahr und Sommer verging. Der Herzog bereiste inzwischen die Grenzen von Flandern, Brabant und die Gegend bei Mastricht, welche der Kriegsschauplatz werden sollten. In der Provinz Limburg erwartete ihn seine Frau, beide gingen dann nach Spaa und Trier, wo sie einige vergnügte Tage zubrachten. Auch die Kurfürstin Witwe von Baiern, eine Schwester Albert's, sein Bruder Xaver, der später als Graf von der Lausitz in Rom und Dresden lebte, und

die jüngste Schwester, die bekannte Kunigunde, Aebtissin von Essen hatten sich dort eingefunden. Die zwei letzteren kamen bald nachher zu ihren Verwandten nach Laeken bei Brüssel. Der Schloßbau wurde in jenem Sommer beendet.

Der Kaiser war inzwischen aus Italien zurückgekehrt und benachrichtigte den Herzog, daß er als Termin für die Eröffnung des Krieges den 15. September festgesetzt habe. „Entweder haben wir Frieden", fügte er bei, „oder meine Husaren sollen am 16. September holländischen Käse essen" [1]). Albert machte den Kaiser aufmerksam, daß für diese Jahreszeit, für dieses wasserreiche Land der Krieg zu spät angesetzt sei, er schlug vor, alsogleich die Truppen in Flandern und holländisch Brabant einrücken zu lassen. Der Kaiser berichtete ihm aber am 2. September, daß er einen neuen Aufschub bewilligt habe. Die Diplomaten waren in Paris für einen Vergleich mehr als zu thätig und Mercy gab nach. Aus seinen Briefen konnten Albert und Christine ersehen, daß von der freien Schelde keine Rede mehr sei, daß der Kaiser alle seine Ansprüche habe fallen lassen, und daß es sich nur noch um eine Geldentschädigung handle, um die noch von den Diplomaten gemarkt wurde. Albert stand mit den Truppen an der Grenze und war vorbereitet, gegen Bergenopzoom und Breda vorzurücken,

[1]) Joseph an Albert 23. August 1785.

als ein Kourier die Nachricht brachte, daß Mercy und der holländiſche Geſandte am 20. September die Friedenspräliminarien unterzeichnet hätten. Albert und die Herren des Gouvernements in Brüſſel wollten noch nicht trauen und machten dem Kaiſer Vorſtellungen. Dieſer gab aber wiederholt den Befehl, alles einzuſtellen. Alle Truppen, die aus Deutſchland, Böhmen auf dem Marſche waren, erhielten nun Gegenbefehl. Ganz humoriſtiſch ſchrieb Joſeph an ſeine Schweſter: „Deine guten Bitten haben die Herzen der Holländer erweicht, ihre Börſen geöffnet; Deine Gegenwart im Hauptquartier hat ihnen imponirt und ſie wollen Präliminarien und Frieden unterzeichnen“ [1]). Am 8. November wurden in Fontainebleau die Unterhandlungen mit dem Frieden abgeſchloſſen.

So endigte dieſer Scheinkrieg, der die europäiſche Welt ſo in Bewegung geſetzt hatte, Albert und Chriſtine hatten dabei eine unangenehme Rolle geſpielt. Der Kaiſer belobte den Eifer des Herzogs, ſein Geſchick und ſein Vertrauen, aber dieſer dachte nicht gerne an die Zeit zurück, in welcher die öſterreichiſchen Intereſſen ſo plötzlich aufgegeben wurden und wo man ihn in den wichtigſten Dingen übergangen hatte. Anfang und Ende des Scheldeſtreites verſtärkte im Auslande das Mißtrauen gegen Kaiſer Joſeph. Das zeigte ſich bald darauf, als er mit den baieriſchen Fürſten die Unterhandlung über einen

[1]) Joſeph an Chriſtine 30. September 1785.

Tauſch Baierns gegen die Niederlande neuerdings aufnahm. Man konnte die Reſultate erkennen in der Bildung des Fürſtenbundes, der die Stände des Reiches ſpaltete. Der alte Friedrich von Preußen wachte über jeden Schritt Oeſterreichs und beutete das Mißtrauen gegen die Politik Joſeph's aus, wie er konnte. Einen anderen Nachtheil hatte das Schwanken und Nachgeben im Scheldeſtreite hervorgebracht. Man hatte gelernt, Joſeph zu widerſtehen. Friedrich II. ſchrieb: „ich fange an zu vermuthen, daß dieſer Fürſt ſehr unkonſequent iſt und ſobald er ernſtliche Hinderniſſe ſieht, ſeine Projecte gleich fallen läßt.“ Bei den beſten Intentionen fehlte Joſeph II. die Macht der Energie, der Wille zu zwingen. Wo er Widerſtand erfuhr, zog er ſich zurück. Seine Seele ſchauderte vor unnützem Blutvergießen zurück. Noch während er zum Kriege entſchloſſen war, hatte er dem Herzog Albert befohlen, nur ſolche Anſtalten zu treffen, welche nicht viel Aufwand von Menſchen erforderten. In Belgien blieb eine tiefe Mißſtimmung zurück. Die Nation hatte an dem politiſchen Streite, der ihre Lebensintereſſen berührte, den lebhafteſten Antheil genommen. Sie war von dem Ausgang bitter enttäuſcht. Man ſagte, der Kaiſer habe die Wohlfahrt des Landes den Holländern für zehn Millionen verkauft. Dazu kam die Nachricht von dem beabſichtigten Ländertauſche. Es verletzte das beſſere Gefühl, daß der Souverain das Land aufgeben wollte, ohne Rückſicht auf den alten

Besitz seines Hauses, auf die Gesinnung, die man seinen Vorfahren und ihm entgegen getragen hatte.

Gewiß hat das Schwanken der Politik Joseph's II. darin seinen Grund, daß er keine Stützen für seine Principien fand, daß die Männer, die ihm in Wahrheit und Gehorsam dienen sollten, nur scheu auf der Bahn folgten, die er betreten. Wie er im Scheldestreite von seinen Gesandten in Paris und im Haag schlecht bedient war, so geschah es ihm noch oft in den wichtigsten Fragen der inneren und äußeren Politik. Ein Grund jenes Schwankens lag auch in seinem körperlichen Befinden. Die Keime der Krankheit, die ihn so früh in's Grab brachte, waren schon damals in ihm fühlbar. Man liest aus seinen Briefen heraus, wie heiter und sicher er auftritt, wenn er wohl ist, und wie sein Wesen gedämpft, gedrückt wird, wenn das physische Leid über ihn kommt. Dazu die unruhige Thätigkeit seines Lebens, das Streben alles selbst zu sehen und zu ordnen. Den Winter von 1783 auf 84 brachte er auf den Rath seiner Aerzte in Italien zu; er war in Pisa, Florenz und Neapel. Die Kälte der Wohnungen, der Fuß hohe Schnee auf den Straßen afficirte ihn damals sehr. Den Sommer 1784 blieb er in Laxenburg. Im October war er in Ungarn. Der kalte schaurige Winter 1784/85 setzte ihm in Wien arg zu. Im Juni und Juli 1785 durchreiste er mit dem Großherzog Leopold die Lombardei. Dann ging er nach Agram, durch Croatien und Sla-

vonien nach Siebenbürgen, in die Bukowina, nach Galizien, durch den Duklapaß nach Ungarn und war Ende August schon wieder in Laxenburg. Im October reiste er nach Böhmen und Oberösterreich.

Aus seinem einsamen Haushalte, von allen seinen Reisen schrieb er seiner Schwester Christine die zärtlichsten, liebevollsten Briefe. So sehr er sie vom großen politischen Leben fern hielt, von seinem Privatleben, von den Ereignissen in der Familie theilte er ihr alles mit und mit einer Wärme, einer Freundlichkeit, wie sie nur ein Bruder gegen eine Schwester haben kann. „Man kann mit seinen Freunden nicht aufrichtiger sein, als ich es bin," schreibt er einmal; „ich glaube, es ist dies eine Pflicht, und bei mir ist es Natur und Gewohnheit"[1]). Er schildert sein einfaches Leben in Laxenburg, die Gesellschaft, die ihn dort umgibt, er erzählt die Ankunft des Großherzogs Leopold und seines Sohnes des Erzherzogs Franz in Wien, das erste Begegnen desselben mit der jungen Elisabeth von Würtemberg; in den schärfsten Ausdrücken schildert er seine Hofleute und die fremden Fürsten, die nach Wien kommen. In Preßburg denkt er an Christine und berichtet, daß das schöne Schloß nun in ein Seminar verwandelt ist, und in den vergoldeten Zimmern die Spiritualen jetzt ihre Pfeifen rauchen. Er theilt ihr das System

[1]) Joseph an Christine 13. Mai 1784.

und die Personen der neuen Administration in Ungarn mit; er erzählt, wie ihn bei einer Jagd im Prater ein Hirsch niedergeworfen habe, so daß er an einer Contusion leide. Die Halsbandgeschichte der Königin von Frankreich regt ihn auf. Christine hatte die Details so getreu, wie wir sie aus den Prozeßakten kennen, der Fürstin Liechtenstein geschrieben. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Rohan einer solchen Schurkerei fähig sei," erwiedert Joseph. Am 22. September schreibt er: „Nun bin ich wieder in meiner Einsiedelei im Augarten, trinke früh Morgens drei Gläser Spaaerwasser, bin den ganzen Tag in Stiefeln, gehe aus, reite aus und versehe meine Geschäfte so wenig schlecht als ich kann" [1]).

Die Briefe Christinen's, die sie an allen Namens- und Geburtstagen, bei allen besonderen Gelegenheiten an den Kaiser schrieb, sind viel zurückhaltender. Sie schreibt freundlich, versichert ihre Anhänglichkeit, aber es klingt von Anbeginn eine Mißstimmung heraus über alles, was der Kaiser in Oesterreich und in Belgien unternahm. Noch formeller sind die Briefe Albert's, der wie es ihm zukam, immer nur an seinen Kaiser und Herrn schrieb.

---

[1]) Briefe vom 30. Januar, 10. Februar, 6. und 13. Mai, 18. Juni, 1. Juli, 10. October, 12. November 1784, vom 27. Februar, 13. Juli, 12. August, 3. und 12. September 1785.

Der Friede war kaum gezeichnet, als der Kaiser dem Grafen Belgiojoso den neuen Administrationsplan für Belgien schickte. Er sollte sogleich durchgeführt werden, Albert und Christine wurden eingeladen, nach Wien zu kommen, um die neuen Einrichtungen, welche der Kaiser für die Wohlfahrt und Zier der Hauptstadt geschaffen hat, kennen zu lernen; denn Joseph gestattete ihnen zu kommen, wann sie wollten, nur im Frühjahr nicht, weil er da nach Cherson reisen wolle.

Christine und Albert unternahmen daher die Reise im Winter $17^{85}/_{86}$. Sie hielten sich nur kurze Zeit in Köln, Trier und einige Stunden bei dem Bischof von Würzburg Baron Erthal auf. Der Winter war rauh; Schnee und Eis lag auf allen Wegen. Bei Straubing ging ihnen der Wagen auseinander und bei Vilshofen stürzten sie von der Straße in einen Teich, dessen Eis glücklicher Weise nicht einbrach. Am 11. Jänner kamen sie ermüdet und durchfroren in Wien an. Der Kaiser war ihnen bis Purkersdorf entgegengefahren und führte sie in aller Freundschaft in Wien ein. Sie wohnten in der Hofburg und mußten alle Gewohnheiten des Hofes, Audienzen, Cercles, den öffentlichen Kirchengang mitmachen. Sie sahen die neuen Etablissements, das Krankenhaus, das Blindeninstitut, die Josephsakademie; die Vorstädte waren vergrößert, die Glacis mit Bäumen bepflanzt. Der Kaiser führte sie überall herum, auch in den Prater und Augarten, die nun für das Volk zu-

gänglich waren. Im Fasching gab er Christinen zu Ehren in der Orangerie zu Schönbrunn dasselbe Fest, das man drei Jahre früher dem Großfürsten Paul gegeben hatte. Von Wien fuhren vierzig Wagen hinaus. Jeder Herr hatte eine Dame gewählt; der Kaiser führte seine Schwester. Die Orangerie war wie ein Wintergarten geschmückt; rings standen Pomeranzen- und Palmbäume, inmitten war die Tafel. Oben und unten waren zwei Theater errichtet; auf dem einen wurde eine deutsche Komödie, auf dem anderen eine Opera buffa gegeben. Der Kaiser war an diesem Abend heiterer und liebenswürdiger als je. Um neun Uhr fuhr die Gesellschaft zurück; neben jedem Wagen sprengten zwei Reitknechte mit Windlichtern [1]).

Am 20. Februar ging Christine nach Preßburg, um die verwittwete Gräfin Palffy zu besuchen; aber sie brachte es nicht über sich, den Schloßberg hinauf zu gehen und die Räume wieder zu sehen, in denen sie fünfzehn Jahre in Glück und Freude zugebracht hatte. Der Garten war nicht mehr gepflegt, die Büsche wurden ausgehauen. „Wie bedauere ich den Verfall des schönen Schlosses, aber die Staatsgründe gehen vor," schrieb sie an die Liechtenstein. Noch am selben Abend kehrte sie nach Wien zurück. Der Herzog ging dann einige Tage nach Böhmen, um sein Küraſſier-Regiment zu sehen.

[1]) Memoiren des H. Albert. Wiener Zeitung 1786 Nr. 11.

Die Erzherzogin machte am 4. März noch einen kurzen Ausflug nach Bruck an der Mur; sie traf dort mit ihrer Schwester Marianne zusammen, die aus Klagenfurt kam. Am meisten verkehrte Christine damals mit der Fürstin Eleonore Liechtenstein; ihr Briefwechsel wurde von der Zeit an vertrauter als je; sie fühlten beide das Bedürfniß, sich in inniger Freundschaft an einander zu schließen.

Der Wiener Aufenthalt that ihr wie ihrem Gemahle sehr wohl; aber eine eigene Wehmuth kam über beide, wenn sie ihrer Jugend und der verstorbenen Kaiserin gedachten. Dazu kam, daß der Kaiser sehr wenig mit ihnen über Politik sprach. Der neue Administrationsplan für Belgien enthielt einige Artikel, welche ihre geringe Autorität in öffentlichen Dingen noch vernichteten; sie sollten in dem Lande, das sie als General-Statthalter verwalteten, keine entscheidende Stimme haben. Kaunitz verhehlte ihnen die Nachtheile nicht, die daraus entspringen konnten. Erst im Momente der Abreise erhielten sie die Depesche und sie hatten nicht einmal Zeit, ein motivirtes Urtheil zu übergeben. Aber sie äußerten sich mündlich über mehrere Punkte, so wie über die Schwierigkeit sie durchzusetzen, da die Reformen die wichtigsten Theile der belgischen Verfassung betrafen; sie baten, man möge ihnen wenigstens Zeit lassen die Stimmung zu untersuchen und die Gemüther dafür geneigt zu machen. Aber der Kaiser antwortete ihnen,

es handle sich hier um das öffentliche Wohl; alles Temporisiren, jeder Aufschub sei ein Verlust, und gewähre nur Mißbräuchen eine längere Dauer. Wenn es sich um das gemeine Wohl handle, könne er sich nicht durch Repräsentanten zurückhalten lassen, die zu sehr bei diesen Mißbräuchen betheiligt, und zu indolent, zu gleichgiltig seien, um gegen das alte Unwesen mit anzukämpfen [1]).

Albert und Christine reisten bekümmerten Herzens am 20. März ab und kamen am 10. April nach Brüssel zurück. Joseph schickte an Christine noch viele Grüße. Er blieb den Mai in Laxenburg. „Wie schön ist der Garten, die Natur ist in ihrer vollen Pracht," schrieb er an seine Schwester. Erzherzog Franz und seine junge Gemahlin, die würtembergische Elisabeth, mit ihrem stillen, liebevollen Gemüthe erheiterten damals seine Einsamkeit. Im Sommer reiste er in die Lager, im Oktober nach Böhmen und Mähren und zuletzt nach Steiermark, um die Eisenwerke zu sehen. Im November schreibt er an Christine: „Ich bin nun im Zuge, nur weiß ich noch nicht, ob ich das schwarze oder adriatische Meer sehen werde; vielleicht beide; die Reise der Kaiserin von Rußland ist sicher, jene des Königs und der Königin von Neapel wahrscheinlich."

[1]) Memoiren des H. Albert.

Albert und Chriſtine blieben das Frühjahr über in Brüſſel. Erzherzog Ferdinand und ſeine Gemahlin, welche auf einer Reiſe durch Frankreich, Holland und England begriffen waren, brachten einige Tage bei ihnen zu. Sie erhielten viele Beſuche aus Oeſterreich. Der Verkehr zwiſchen beiden Ländern war damals viel lebendiger als heutzutage. Oeſterreichiſche Frauen hatten in Belgien ihre Erziehung erhalten; die erſten Familien waren unter einander verwandt; in den Bädern von Spaa war jedes Jahr eine Geſellſchaft öſterreichiſcher Herren und Frauen zu finden.

Im Sommer 1786 machten Albert und Chriſtine eine Reiſe nach Frankreich. Schon zwei Jahre früher hatte ſie dem Kaiſer den Wunſch ausgedrückt, ihre Schweſter wieder zu ſehen. Joſeph war nicht dagegen, aber die Königin hatte gebeten, daß Chriſtine wegen des leidigen Ceremoniells die Zeit benützen möge, wo der Hof in Compiegne weile [1]). Die politiſchen Verhältniſſe, der drohende Krieg ließen damals das Vorhaben nicht ausführen. In Wien hatte Chriſtine abermals davon geſprochen und die Erlaubniß des Kaiſers eingeholt. Schon im Juni ſchrieb ſie an die Liechtenſtein, daß ſie wahrſcheinlich nach Paris gehen werde; Eleonore möge an ſie und ihren Mann denken, „denn

[1]) Marie Antoinette an K. Joſeph, in einem Briefe des letzteren vom 10. Februar 1784 mitgetheilt.

wir ſind ja ſo gar nicht für dieſes Land gemacht“ [1]). Sie brachen den 26. Juli von Brüſſel auf. In ihrem Gefolge waren der Graf und die Gräfin Arberg, dieſelbe, welche ſpäter Hofdame bei der Kaiſerin Joſephine wurde, General Kempelen und der Adjutant des Herzogs, General Seckendorf. Sie reiſten über Mons, Valenciennes, Cambray, dann zu Schiff auf dem Kanal der Picardie, und über Roye nach Chantilly, wo der Prinz Condé ſeine berühmten prächtigen Feſte gab. Sie bewunderten die elegante Einrichtung des Schloſſes, die aber ſonderbar von der Bauart desſelben abſtach. Der Garten war im engliſchen Geſchmacke angelegt und mit Boskets, Pavillons und mythologiſchen Statuen bis zum Uebermaß gefüllt. In Bourget fanden ſie den Prinzen Xaver von Sachſen und den Geſandten Graf Mercy. In Paris ſtiegen ſie im Hôtel du grand Conſeil in der Straße St. Thomas ab. Gleich am erſten Morgen mußten ſie die Fiſchweiber und Damen der Halle empfangen und ihre luſtigen Lieder anhören; ſchon in Ermenonville hatten dieſe ihnen einige Louisdors herausgelockt.

Die Königin lud ſie für den Abend nach Verſailles ein. Sie fuhren hinaus und ſtiegen bei der Prinzeſſinnenſtiege ab. Bei jedem Schritte frappirte ſie der Schmutz; auf den Abſätzen der Treppe und oben ſtanden kleine

[1]) 11. Juni 1786.

Krämerhütten, wo man unter andern auch verbotene Bücher verkaufte. Es sah aus wie ein Trödelmarkt. Man führte sie gleich zur Königin, die noch nicht von ihren Wochen genesen war und in den Zimmern verweilte. Wie lange hatten sich die beiden Frauen nicht gesehen! Marie Antoinette war dreizehn Jahre jünger als Christine, sie standen in keinem Verkehre, aber in dem Momente des Wiedersehens wurden alle Gefühle, alle Erinnerungen an die Heimat und Jugend lebendig. Mit einem gewissen Bangen war Christine der Königin entgegengetreten, denn man hatte ihr von dem leichtsinnigen Leben, von der Herzenskälte derselben geschrieben. Wie ganz anders erschien sie. Albert und Christine wurden von der Liebenswürdigkeit, der Herzlichkeit der Königin, von dem angenehmen Ton ihres Gespräches ganz eingenommen; sie erschien ebenso schön als edel und beide überzeugten sich, wie sehr der böse Wille ihren Charakter zu beflecken versucht habe. Sie hatte einen leichten fröhlichen Sinn, aber ebenso viel Güte und Ruhe, die Zeugniß gaben von den reinen Grundsätzen ihrer Seele und ihrem unschuldsvollen Herzen. Und welche entsetzliche Dinge hatte man kurz vorher bei der Halsbandgeschichte unter dem Volke verbreitet!

Albert und Christine waren eine volle Stunde bei der Königin, als der König eintrat und sie herzlich begrüßte. Er kam eben von einer Audienz, welche er einer Deputation des Parlaments von Bordeaux gegeben hatte.

„Sein Aeußeres," ſchrieb Albert [1]), „hat nichts beſonders diſtinguirtes. Seine breiten Schultern, ſeine ſtarken Züge deuten mehr auf einen Handwerker, aber aus ſeinem Geſpräche leuchtet alle Güte, Offenheit und Redlichkeit ſeines Charakters hervor; dieſe ſollten ihn ſeinem Volke immer verehrungswürdig machen. Er hat Geiſt und Kenntniſſe, die er aber nur entfaltete, wenn er ſich ganz wohl fühlte und zu Hauſe befand; jenen, die ihn nicht näher kennen lernten, blieben dieſe herrlichen Gaben verſteckt." Denſelben Eindruck hatte Chriſtine. „Der König," ſchreibt ſie [2]), „war gütig und herzlich; er hat einen ſoliden, biederen Charakter und macht ſeine Frau ſehr glücklich. Die Königin iſt ſchön, liebenswürdig und natürlich; ich lobe ſie nicht, weil ſie meine Schweſter iſt, aber Sie wiſſen, ich bin wahr. Die Kinder ſind geſund, ſchön und artig; die Tochter, welche das älteſte Kind iſt, zeigt Geiſt und Lebhaftigkeit und iſt ſehr avancirt; die Königin beſchäftigt ſich ſehr mit ihr."

Die beiden Schweſtern waren den Abend bis ein Uhr beiſammen. Albert und Chriſtine brachten dann die Nacht in einem Gaſthofe zu Verſailles zu. Am anderen Morgen ſtellte ſich ihnen der Abbé Vernon vor, den ſie von Wien her kannten, wo er Marie Antoinette in der franzöſiſchen Sprache unterrichtet und ihr Vertrauen

[1]) Memoiren IV. B.

[2]) Briefe an Eleonore Liechtenſtein. 25. Auguſt und 12. October 1786.

erworben hatte. Auch der Graf von Artois kam denſelben Morgen. Zu Mittag ſpeiſten ſie im Schloſſe mit dem König und der Königin allein. Nachmittag machten ſie den anderen Gliedern der königlichen Familie ihren Beſuch: Monſieur und Madame, Graf und Gräfin von der Provence, Graf und Gräfin Artois, wo ſie die zwei jungen Prinzen, die Herzoge von Angoulême und Berry ſahen; hier lernten ſie auch die liebenswürdige, ſanfte Madame Eliſabeth kennen. Die Erzherzogin ſtellte auch ihre Ehrendame dem König und der Königin vor; dann kehrten ſie nach Paris zurück. Der Herzog beſuchte Abends noch den Grafen Mercy und traf dort einen Kreis fremder Diplomaten.

Sie blieben ungefähr einen Monat in Paris und kamen in dieſer Zeit häufig nach Verſailles. Es können hier nicht alle kleinen Erlebniſſe mitgetheilt werden; der Herzog ſelber vermochte nicht alle Eindrücke zu notiren, aber er hielt ſeine Augen offen und beobachtete alles. Die Stimmung in den Salons, der offene Tadel gegen die Grundſätze und die Perſönlichkeiten der Regierung berührten ihn unangenehm. Die öffentliche Meinung war damals ſchon ſehr aufgeregt, aber Niemand kannte die wilden Leidenſchaften, die in der Tiefe brauſten. „Kurz vorher," ſchreibt der Herzog in ſeinen Memoiren, „hatte Necker die Unordnung der Finanzen vor dem Publikum enthüllt; die Schwäche der Regierung hatte eine allgemeine Unruhe erzeugt, ſo daß alle Unzufrie-

denen an Veränderung und Umsturz dachten. Im Volke war davon nichts zu merken; im Gegentheile, man erzeigte dem Könige eine besondere Anhänglichkeit und Liebe. Aber man hatte schon damit reussirt, daß der Enthusiasmus, welchen die Erscheinung der jungen Königin immer hervorgerufen hatte, gedämpft war, und daß man sich nicht scheute, in Folge der Halsbandgeschichte ihren Charakter zu verunglimpfen. Die Dinge waren inzwischen noch nicht so weit gekommen, daß man beunruhigt sein konnte; man vermochte auch nicht auf den Grund zu sehen. Alles in Paris zeigte nur die Vergnügungssucht und den Leichtsinn, der dieses Volk charakterisirt."

Da Albert und Christine noch vor dem Eintritt der schlechten Jahreszeit das Innere von Frankreich und besonders die Häfen an der Westküste kennen lernen wollten, so begnügten sie sich für jetzt mit den nothwendigsten Besuchen. Sie waren bei der Herzogin von Orleans, bei der Frau von la Vallière; einige Abende brachten sie bei der Prinzessin Conti zu, wo sie die alten Marschälle und andere Personen des alten Hofes fanden. „Die Orleans," schreibt Prinz Albert, „ist eine verehrungswürdige Frau, voll Güte und Sanftmuth; sie genießt eine allgemeine Verehrung im Lande. Den Herzog sah ich nur kurz; sein finniges Gesicht, der wilde, verstörte Blick verlöschten den Eindruck seiner angenehmen Gestalt und gaben Zeugniß von seinen Bölle-

reien, seinem ganzen lasterhaften Leben. Die alte Conti ist eine Gestalt aus der Zeit Ludwig's XIV., wie man sie nur auf Bildern wieder findet; sie erschien in einem lächerlichen Anzuge. Der Marschall Richelieu, bei dem wir zu einem Souper geladen waren, ist mehr durch seine Galanterien als durch seine militärischen Thaten berühmt; er war damals neunzig Jahre alt, besaß aber noch alle Lebhaftigkeit des Geistes; zwei Jahre nachher starb er."

Auch den Juwelier Böhmer, der früher Hofjuwelier in Dresden war und durch den Prozeß gegen den Kardinal Rohan berühmt geworden ist, sah der Herzog wieder. In späterer Zeit erinnerte er sich, bei einem Besuche in der Münze, unter anderen jungen Leuten, die dort im chemischen Laboratorium arbeiteten, auch den Marat gesehen zu haben, der in der Revolution eine so entsetzliche Rolle spielte. Ihr Führer in der Münze war Calonne, damals General-Kontrolor; sie hatten ihn früher als Intendanten in Valenciennes kennen gelernt; er zeigte ihnen die Pläne von Paris, Bordeaux und Cherbourg. Der Herzog stöberte sogar in der Handschriftensammlung des Königs herum. In der kurzen Zeit, die er für Paris bestimmt hatte, lernte er doch die ganze Stadt kennen: alle Theater, die königlichen Paläste, Kirchen, Gallerien und militärischen Gebäude. Als er sich später des Besuchs in der königlichen Militärschule erinnerte, schrieb er in seine Memoiren: „Wer konnte ahnen, daß dieses Haus den jungen Korsen

einſchloß, der ſich durch ſeine Talente und ſeinen Muth in wenigen Jahren vom Officier zum erſten Machthaber Europas aufſchwingen würde, und der Gegenſtand der Verehrung wie der Schrecken der Welt werden ſollte." Herzog Albert bewunderte die Großartigkeit der franzöſiſchen Inſtitute, aber er fand überall Verfall und Ruin. Aus dem Volke heraus geſchah nichts. Die vornehmen Familien waren durch ihren Leichtſinn und ihre Verſchwendung herabgekommen; „ſie haben nicht Zeit, nicht die Kraft, etwas Großes mehr entſtehen zu laſſen." „Paris gefällt mir ſehr," ſchrieb die Erzherzogin Chriſtine [1]) — „aber dort leben, um nichts in der Welt, auch nicht als Königin."

Bei den Ausflügen in die Umgegend ſahen ſie in Bellevue die Tanten des Königs, Adelaide und Victoire, in St. Denis bei den Karmelitern die fromme edle Madame Louiſe. In St. Ouen beſuchten ſie Necker, der dort von ſeinen miniſteriellen Arbeiten ausruhte und ſeinen Studien lebte; ſie lernten ſeine kränkliche Frau, wie ſeine Tochter, ſpäter die berühmte Frau von Staël, kennen. Sie ſahen das ſchöne Landhaus Lucienne, das früher der Dübarry gehört hatte, den berühmten Garten von Marly und Neufville, wo Mercy den Sommer zubrachte. Am meiſten gefiel ihnen Schloß und Garten von St. Cloud, das damals dem Herzog von Orleans gehörte.

---

[1]) An die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein 25. Aug. 1786.

Sehr oft kamen ſie zum Hof nach Verſailles, ſahen dort alle Zimmer und Gallerien; auf allen Stiegen und Gängen fanden ſie den ekelhafteſten Schmutz. Man hatte ihnen für den Tag ein ebenerdiges Zimmer eingeräumt; die Nacht brachten ſie im Hôtel zu, jeden Morgen wurden ſie in Senften abgeholt. Sie wären lieber zu Fuß gegangen, aber ſie mußten ſich in dieſen Käfigen tragen laſſen. Einigemal war Prinz Albert beim Lever des Königs, das ganz nach dem alten Ceremoniell ſtatt fand; dabei wurden auch die Herren ſeines Gefolges und fremde Geſandte vorgeſtellt. Mittags ſpeiſten ſie immer allein mit dem König und der Königin. Der Nachmittag vergieng in Beſuchen, Promenaden oder ſie waren bei der Fürſtin Polignac und ſpielten dort Quinze. Auch Graf Artois kam öfters hin. Zur gewöhnlichen Geſellſchaft gehörten: Fürſt und Fürſtin Polignac, der Herzog von Coigny, der Graf d'Avaray, die Herren von Cruiſol und Vaudreuil. Von den Miniſtern ſah Prinz Albert den Vergennes, die Marſchälle de Caſtres und Segur, den Großſiegelbewahrer de Miromesnil, die Herren Breteuil und Calonne. Abends führte die Königin ſie öfters in's Stadttheater, wo von den beſten Schauſpielern Proverbes und Comödien gegeben wurden. Den Reſt des Abends brachten ſie gewöhnlich bei Madame zu; die Glieder der königlichen Familie ließen ihr Abendeſſen dorthin bringen und blieben bis zur Schlafenszeit beiſammen.

Der Herzog begleitete den König und den Grafen Artois öfters auf die Jagd nach Rambouillet.

Auch einigen interessanten Ceremonien wohnten sie bei, so dem ersten Kirchengange der Königin nach dem Wochenbette, wo alle Damen, die zu Hofe gehörten, zugegen waren, und einem Feste des heil. Ludwig, bei dem alle Ordensritter paradirten. Der König und die Königin überschütteten sie mit Freundlichkeiten; sie schickten ihnen so viel Geschenke an Porzellan, Tapeten und Kupferstichen, daß man sie kaum packen und fortbringen konnte. Prinz Albert fühlte einen eigenthümlichen Unterschied in dem Benehmen, wie man ihm und seinem Bruder begegnete, der den Namen Graf von der Lausitz führte und als Generallieutenant in französischen Diensten stand [1]). Obwohl er der Onkel des Königs war, genoß er keinerlei Auszeichnung.

Am 28. August nahmen sie Abschied von Versailles, am nächsten Tage verließen sie Paris. Sie wollten die Handels- und Kriegshäfen am atlantischen Meere besuchen und dann längs der Küste am Kanale zurückkehren. In zehn Stunden legten sie den Weg von Paris nach Orleans zurück. In Merville lernten sie den Financier de la Borde kennen, den ersten Particulier Frankreichs, berühmt durch seinen Reichthum wie durch seine Ehrlichkeit und Wohlthätigkeit. In

[1]) Er war mit einer Dame vom sächsischen Hofe, einer Gräfin Spinuzzi vermählt, lebte später in Rom und Dresden, starb 1806.

der Revolution entfloh er nach Brüſſel, kehrte wieder zurück, um einen Theil ſeines Vermögens zu retten und kam unter die Guillotine. Von Orleans reiſten Albert und Chriſtine über Blois und Amboiſe nach Nantes. Hier ſahen ſie ſich Alles an, Hafen, Schiffe, die induſtriellen Anſtalten; am meiſten intereſſirte ſie eine Kanonengießerei, die ein Engländer hier errichtet hatte. Von dort gingen ſie nach Vannes, den Hafen l'Orient, Breſt, Quincamp, St. Malo. In Cherbourg, deſſen Befeſtigungen ſeit 1758 bis auf ein Fort zerſtört waren, ruhten ſie aus. Die Reiſe war ſehr mühſelig; oft mußten ſie in elenden Wirthshäuſern übernachten, aber Land und Meer, das Volk, die Bauten, Alles intereſſirte ſie.

Sie beſuchten noch Caen, Honfleur, Havre, Rouen, Dieppe, Boulogne, Calais, Dünkirchen und kehrten dann über Lille und Tournay nach Brüſſel zurück.

In Tournay erwartete ſie der Duc d'Urſel, der die Truppen kommandirte. Er äußerte ſich mit Bitterkeit über die Reformen des Kaiſers und ſchilderte die Stimmung des Volkes als ſehr aufgeregt. Mit bangem Herzen betraten die Statthalter am 26. September wieder das Land. Das Volk empfing ſie überall in Freude und Freundlichkeit, aber ſie glaubten auf allen Geſichtern die Beſtürzung und Erregung zu ſehen, von der ihnen d'Urſel in Tournay erzählt hatte.

VI.

Störungen.

Oct. 1786 — Nov. 1788.

Die Regierung hatte 1782 die ersten Reformen glücklich durchgeführt. So sehr die kirchlichen Neuerungen das Volksleben berührten, nirgend hatte sich eine Mißstimmung kund gegeben. Dies bestärkte den Kaiser, weiter zu gehen und eine gänzliche Umgestaltung des öffentlichen Wesens herbeizuführen. Wie in Oesterreich sollte in Belgien die Geistlichkeit unter den Staat gestellt, ihr Einfluß auf die Schulen beschränkt und eine neue Art der Erziehung des jungen Klerus eingeführt werden. Schon 1785 hatte dies Joseph seiner Schwester mit den Worten angekündigt: „Man muß nun an die Provinzen gehen, die Du regierst, wo so viel Bigotterie vorherrscht, wo die Studien und Schulen in einer so schlechten Verfassung sich befinden und die Geistlichkeit selbst so unwissend ist“ [1]). Christine und Albert erwarteten die Einführung des neuen Systems bereits im Frühjahre 1786, aber erst im October und November erschienen die Edikte für die Errichtung eines General-Seminars, wodurch die Bischöfe von dem unmittelbaren Einflusse auf die Erziehung der Geistlichkeit

[1]) An Christine 24. August 1785.

ausgeſchloſſen werden ſollten. Die Univerſität Löwen kam unter die weltliche Regierung, die Fakultäten wurden neu organiſirt, Profeſſoren, die wegen ihrer kirchlichen Richtung der Regierung mißliebig waren, wurden entfernt und durch andere erſetzt. Eine Reihe von Verordnungen griff in den Cultus und die innere Organiſation des Kirchenthums ein, veränderte die Gebräuche am Altare, verbot Votivbilder und Proceſſionen u. a. Das belgiſche Volk, das, wie nicht leicht in einem anderen Lande, an ſeinem Clerus und den gottesdienſtlichen Gebräuchen mit tiefgewurzelter Liebe hing, ſah darin einen Angriff auf die Uebung ſeines Glaubens [1]). Die Errichtung des Generalſeminars, ſowie die unglückliche Wahl der Perſonen, denen die Aufſicht über den jungen Klerus anvertraut wurde, veranlaßte eine kleine Revolte der Seminariſten. Belgiojoſo fand für gut, zur Unterdrückung derſelben drei Bataillone Infanterie und ein Regiment Dragoner mit ſechs Kanonen nach Löwen zu ſchicken. Prinz Albert hatte ſich erboten, allein hinzugehen, und den Tumult zu ſtillen. Der Kaiſer ſchrieb, als er den Bericht der Emeute erhielt, „wenn er General-Gouverneur geweſen, wäre er jeden-

[1]) Die folgende Darſtellung iſt vorzugsweiſe auf die Memoiren des Herzogs Albert und die Correſpondenz K. Joſeph's mit der Erzh. Chriſtine geſtützt. Dazu vergleiche: Revolution brabançonne par le Grand. Bruxelles 1843, Arendt, die Brabanter Revolution in Raumer's hiſtoriſchem Taſchenbuch 1843. 251. ff.

falls allein nach Löwen gegangen," aber Belgiojoso war auf seinem Entschlusse beharrt. Diese militärische Expedition gegen 300 junge Leute machte einen ungeheuren Lärm im Lande. Zum erstenmal wurde das Volk aus seiner behaglichen Ruhe aufgescheucht. Die jungen Kleriker, die nach Hause geschickt wurden, erzählten, daß man ihnen an der Universität ketzerische Lehren vortrage; die Geistlichen und besonders die Mönche, welche seit der Aufhebung der Klöster gegen die Regierung erbittert waren, übertrugen ihren Haß auch auf die unverfänglichsten Schritte Josephinischer Humanität und Toleranz. Eine tiefe Mißstimmung ging durch das ganze Land.

Belgiojoso war nach dem Tumult nach Wien gegangen, um Bericht zu erstatten und neue Instructionen zu holen. Noch im Winter kehrte er zurück eifriger als je, dem Willen des Kaisers durch eine rücksichtslose Energie Genüge zu thun. Am 1. Januar 1787 erschienen die Edikte, welche den Bau der belgischen Verwaltung von Grund aus reformirten. Die obersten Collegien, der Staatsrath, Geheimrath, der Rath der Finanzen wie das Staatssecretariat sollen aufhören; eine oberste Stelle soll unter dem Namen: „Rath des Generalgouvernements der Niederlande" als ein eigentliches Ministerium eingesetzt werden; als Chef tritt der bevollmächtigte Minister ein. Statt der früheren Collegien, welche den obersten Räthen sonst beigegeben

waren und aus Deputationen der Provinzialstände bestanden, werden fünf Deputationen der Provinzialstände neu gewählt, von der Regierung bestätigt; sie sollen bei dem obersten Rath die Interessen der Provinzen vertreten. Die alte Provinzialabgrenzung hört auf, das Land wird in drei Kreise getheilt, jeder derselben wird von einem Intendanten verwaltet. Die Rechtspflege wird umgeändert, alle besonderen Gerichtsbarkeiten, Territorial-, Lehen- und geistlichen Gerichte, alle Privilegien des Adels in der Verwaltung des Rechtes wie der Polizei hören auf; es werden drei Instanzen eingeführt, ein oberster Gerichtshof in Brüssel vereinigt alle richterliche Gewalt.

Dieselben Tendenzen zur Einheit und Centralisation der Staatskraft, wie sie Joseph II. in Oesterreich durchführen wollte, sind hier erkennbar. Der Feudalismus wird ein für allemal abgethan, der Föderalismus der Provinzen gebrochen, eine einfache Verwaltung eingeführt, die Kraft des Gesetzes und gleiches Recht zum Princip erhoben. Ohne Zweifel enthielt der neue Organismus viele Verbesserungen, ohne Zweifel war es ein Recht des Souverains in die Verwaltung einzugreifen; einzelne Punkte, wie die Einrichtung des obersten Rathes, die Stellung der Universität in Löwen, die Beaufsichtigung des Klerus u. a. berührten die Constitution des Landes gar nicht. Die belgische Nation hat sich nach vielen leidensvollen Jahren, nachdem ihre

alte Verfaſſung im allgemeinen Weltbrande zuſammengeſtürzt war, nachdem ihr Land verwüſtet und ſie ſelbſt unter fremder Herrſchaft geknechtet und gedrückt war, eine Verwaltung nach derſelben Form und denſelben Grundſätzen wie die Joſephiniſchen Inſtitutionen gegeben. Aber damals erſchien die Reform als ein despotiſcher Umſturz der Einrichtungen, welche die Einſicht und Tüchtigkeit der Väter geſchaffen, als eine Verletzung der Verfaſſung, als ein Bruch der beſchwornen Verträge. Man verglich das freiſinnige Verfahren der Regierung mit den blutigen grauſamen Maßregeln Philipp's II. Man erinnerte ſich der Revolution des ſechzehnten Jahrhunderts, man zog die alten Verfaſſungsurkunden, die Freibriefe der Städte hervor und deutete ſie für die Zeit. Die joyeuse entrée war in aller Munde; der Artikel der alten berühmten Charte wurde offen citirt: „Sollte es geſchehen, daß der Fürſt die Privilegien nicht beobachtet, ſei es im Ganzen oder in einzelnen Theilen, ſo geſteht er zu, daß in dieſem Falle die Unterthanen aufhören ihm Dienſte zu leiſten, bis die Verletzung der Privilegien wieder gut gemacht iſt."

Man muß ſich erinnern, daß damals in ganz Europa die öffentliche Meinung gegen die beſtehenden Regierungsſyſteme eingenommen war, die Oppoſition ging zunächſt von den alten ſtändiſchen Corporationen aus. Sie wollten ihre Gewalt erhalten oder wieder erwerben, waren aber ohnmächtig, etwas Neues zu ſchaffen oder

dem gewaltigen Sturme der Zeit zu widerstehen. In Frankreich waren eben die Notabeln versammelt. Man erblickte momentan in ihnen die Repräsentanten der Nation und eine Stütze des alten Rechtes gegen den Absolutismus des Jahrhunderts. Auch in Belgien fand die Opposition ihren ersten Halt in den ständischen Ausschüssen, besonders in dem von Brabant; sie erhoben die provinziellen und korporativen Interessen zu nationalen, schoben andere Behörden und Corporationen vor und führten allmälig das Volk in neue bewegtere Verhältnisse ein.

Allerdings lag in den Josephinischen Reformen ein gutes Stück Absolutismus versteckt. Die Vorstellungen und Beschwerden der Stände und Behörden wurden nicht gehört, nicht beantwortet. Kein Wort kam vom Hofe, das die Nation beruhigt hätte. Das Gouvernement erhielt die Beschwerden zurück mit den Worten, sie zu den Akten zu legen und jedem, der darum fragen würde, denselben Bescheid zu geben. In einer Depesche an den Minister war beigefügt: „entweder soll man diese Vorstellungen lassen, oder den ersten, der sich dem höchsten Willen widersetzen werde, beim Kopf nehmen.“ Joseph schrieb an seine Schwester: „Ich hoffe, daß das Conseil, wenn es in's Leben tritt, gut zusammengesetzt und gut geleitet ist, alle anderen Arrangements erleichtern wird; die Intendanten in den Provinzen sind von großer Wichtigkeit, ebenso die Reformen in der Justiz und in

den Studien. Man sieht, was die Unwissenheit und der Fanatismus über den menschlichen Geist vermag" [1]).

Der Minister erlaubte nicht einmal, daß eine Deputation der Stände von Mons, welche gegen die Einführung der neuen Gerichtshöfe sprechen sollte, sich bei den General-Statthaltern vorstelle, weil sie nicht früher angemeldet und autorisirt war. Eine Deputation aus Flandern wurde nicht freundlicher empfangen. Albert und Christine hatten darauf gedrungen, wie es die Natur der Verhältnisse und die Klugheit gebot, daß die Stände wenigstens früher befragt würden. Beide waren von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung in der Verwaltung, so wie von dem inneren Werthe der Josephinischen Reformen überzeugt; aber nach ihrer Meinung sollte man alle diese Neuerungen nur allmälig herbeiführen, das Volk vorbereiten und Einzelne wie ganze Körperschaften früher dafür gewinnen. Für einen allmäligen Uebergang war aber der Kaiser nicht eingenommen. Was er in seinem Freisinne, in seinem warmen Gefühle für Staat und Volk bot, sollte rasch und ohne Widerspruch angenommen werden.

Die neue Organisation ging ohne Störung, ohne Widerstand vor sich. Im Frühjahre 1787 übernahmen die neuen Räthe des Gouvernements wie die Intendanten ihre Functionen und es waren nicht wenige,

[1]) An Christine 8. Februar 1787.

welche ſich um die neuen Aemter beworben hatten. Die Bewegung dauerte aber fort und wurde künſtlich geſteigert. Die Regierung hatte ſo viele perſönliche Vortheile, ſo viele alte verkommene Scheinrechte angetaſtet. Der Adel ſollte alles Herrenrecht, alle Ehrenämter, die ſich in den Familien wie altes Silber forterbten, aufgeben. Die Töchter ſollten nicht mehr in früher Jugend, ſondern erſt in einem gewiſſen Alter in's Kloſter oder Frauenſtift eintreten dürfen. So viele Kanonikate, ſo viele Beneficien waren aufgehoben. So rückſichtslos griff der Staat in das Kirchenthum ein. Die Stadträthe verloren ihre Sporteln, die Advokaten und Prokuratoren ſollten ſich in ein neues Gerichtsverfahren einſtudiren. Die allgemeine Gleichheit vor dem Geſetze verſtieß gegen den Grundſatz der alten Conſtitution, daß jeder nach ſeinem Rechte behandelt werde. Auf dem Lande fürchtete man die Einführung der Conſcription, in den Städten die neue öſterreichiſche Strafprozeßordnung. Es war keine Klaſſe von Bürgern, welche nicht gerechte Klagen zu haben glaubte. Die Reformen wurden geſchildert als eine Gefährdung des Eigenthums, der Familie, der Religion. Als der Kaufmann Hondt wegen Betrügerei bei Armeelieferungen gefangen nach Wien geführt wurde, und dort in Eiſen die Straßen kehren mußte, war ein Lärm im ganzen Lande; man glaubte die perſönliche Freiheit und Sicherheit aller gefährdet. Die Unzufrieden-

heit wurde allgemein und bald nahmen Behörden und Corporationen die Opposition auf.

Das Gouvernement hatte im April die Brabanter Stände einberufen, um ihnen wie gewöhnlich die Steuerpostulate vorzulegen. Sie gingen im Eifer und Widerstand gegen die Regierung allen anderen voran. Schon in der ersten Versammlung wurden die heftigsten Reden gehört. Am 19. April ließen die Stände durch eine Deputation erklären, daß sie die Steuern nicht bewilligen würden, bis alle Beschwerden wegen Verletzung der Constitution gehoben seien. In einer anderen Erklärung citirten sie offen den Artikel der Verfassung, der die Unterthanen des Gehorsams entband, wenn der Souverain seine Verpflichtungen nicht einhalten würde. Der Minister begann nun mit den Ständen zu unterhandeln, aber man merkte die Agitation überall. Die Regierung wußte, daß von Haus zu Haus Proteste und Adressen cirkulirten, daß während der Versammlung der Brabanter Herren einzelne Ständeglieder anderer Provinzen nach Brüssel gekommen waren, daß zwischen ihnen eine förmliche Verständigung wenigstens über die Neuerungen stattgefunden habe.

Albert und Christine befanden sich in einer unangenehmen und schwierigen Lage. Die Nation betrachtete sie als die Stellvertreter des Souverains, als die Chefs der Verwaltung; sie waren dem Volke wie dem Kaiser für jeden Schritt der Regierung verantwortlich, und

doch hatten sie nur den geringsten Einfluß darauf. Seit einem Jahre hatte sie der Kaiser aller Gewalt entbunden. Der Minister war allein mit der Durchführung der Reformen beauftragt, aber allen Berichten und Vorschlägen desselben sollten sie ihr Gutachten beifügen. Nur wenn der Minister und der Militärkommandant wegen der Verwendung von Truppen nicht einig wären und kein Beschluß des Kaisers erwartet werden könne, hatten sie das Recht eine Entscheidung zu treffen. Bei dem Conflicte mit den Ständen gab ihnen Belgiojoso nur mündlich Bericht oder schrieb ein kleines Billet; als jedoch die Verhandlungen ernster wurden, verlangte er ihre Unterschrift für Depeschen an die Stände und für alle militärischen Dispositionen.

In Rücksicht auf die Wichtigkeit des Moments verlangten Albert und Christine den Sitzungen des neuen Conseils beizuwohnen, wo über das Verhalten zu den Ständen berathen wurde. Zum erstenmale waren sie bei einer solchen Sitzung am 28. April gegenwärtig. Nach dem Antrage des Barons Martini, des bekannten Wiener Rechtsgelehrten, der in Brüssel die neue Gerichtsordnung einführen sollte, wurde der Beschluß gefaßt, die neue Administration bis zum 1. Mai aufzuschieben und alle Neuerungen, welche der joyeuse entrée entgegen wären, zurückzunehmen. Die Generalstatthalter stimmten dem Beschlusse bei. Einen Moment waren die Stände

durch dieſe Erklärung beruhigt; noch am ſelben Abend bewilligten ſie mit Acclamation die Steuern.

Aber dieſe Stimmung ſchlug bald wieder um. Der dritte Stand erhielt in der Berathung die Oberhand, Adel und Geiſtlichkeit ſchloſſen ſich an und in kurzer Zeit waren ſie alle in der Oppoſition einmüthig. Sie gingen ſo weit, die Caſſation aller neuen Tribunale auszuſprechen und das Amt der Intendanten als ungeſetzlich zu erklären. Das Gouvernement brachte in Erfahrung, daß die Stände für den Fall der Anwendung von Truppen ein Abkommen getroffen und in Gent und Namur Zuſammenrottungen ſtattgefunden hätten. Es ließ ſich einſchüchtern, und nahm den Befehl, die Garniſon in Brüſſel zu verſtärken, um gegen eine Emeute geſichert zu ſein, wieder zurück. Im neuen Conſeil waren die Meinungen getheilt; die eine Partei verlangte ein energiſches Auftreten der Regierung, die andere Nachgeben. Der Miniſter wollte in Rückſicht auf die allgemeine Lage von Europa alles Aufſehen eines Aufſtandes vermeiden. Der Kaiſer war zu dieſer Zeit in der Krim, achthundert Meilen von Brüſſel. Die Generalſtatthalter hatten für den Fall eines Conflictes keine Inſtruction, keinen Befehl. Der Kaiſer hatte ſeit ſeiner Abreiſe einen einzigen Brief an Belgiojoſo geſchrieben und darin befohlen, nur mit der größten Vorſicht und Mäßigung Gewalt anzuwenden, um die Nation nicht in einer Aufwallung zu einem ungeſetzlichen Schritte zu bringen. Die Depeſchen

des Staatskanzlers ſprachen in demſelben rückſichtsvollen Tone und mißbilligten die Drohung des Intendanten zu Antwerpen, der bei einer Zuſammenrottung von Militär und Kanonen geſprochen hatte. Noch andere Gründe ſprachen für ein Nachgeben. In Brüſſel waren die Generalkaſſe mit zehn Millionen in Silber, die Kriegskaſſe, die Archive und Depots und eine Beſatzung von nur 1000 Mann. In Mecheln waren nur zwei Diviſionen, in Antwerpen drei Bataillone Infanterie, in ganz Brabant kaum 2000 Mann verfügbarer Truppen. Dieſe Militärmacht reichte vielleicht aus, eine Emeute, nicht aber eine allgemeine Revolution niederzuſchlagen.

So entſchloſſen ſich Albert und Chriſtine bis zur Ankunft des Kaiſers alles einzuſtellen und die Nation von neuen Exceſſen abzuhalten. Die Beſchlüſſe [1]) und ihre Motive wurden am 9. Mai nach Wien berichtet. Die Depeſchen ſchilderten die Lage des Landes: bei dem Volke ſei zwar noch immer ein Reſt der alten Treue für den Souverain vorhanden, aber alles ſei zu einer Revolution reif; es werde von den Zeiten Philipps II. geſprochen, die Verträge werden citirt, durch welche Karl VI. zum Beſitz des Landes gekommen; man nehme an, die fremden Mächte ſeien zur Aufrechthaltung der belgiſchen Verfaſſung verpflichtet; anonyme Schriften werden verbreitet, der religiöſe Fanatismus rege die

[1]) Vom 1. und 5. Mai.

Gemüther noch mehr auf, man denke daran, den Souverain seiner Rechte verlustig zu erklären; die Stände hätten zwar Versicherungen ihrer Treue gegeben, aber die Steuern und andere Dienste, die man von ihnen verlangte, verweigert, während sie früher ihre Treue, ihren Gehorsam so oft bewiesen hätten u. a.

Es ist kein Zweifel, daß die Regierung eingeschüchtert war. Die Generalstatthalter fürchteten eine allgemeine Revolution. Sie gedachten durch ihre persönliche Würde einzuwirken, zu laviren und die Verantwortung eines Kampfes wegzuschieben. Sie kamen von einer halben Maßregel zur andern. Auf das Gerücht hin, daß die Stände von Flandern eigenmächtig zusammentreten wollten, beschloß das Conseil, darüber hinwegzugehen und die Versammlung wie einen alten Brauch des Adels anzusehen. Das Volk sollte wegen der Gerüchte der Conscription und neuer Auflagen beruhigt werden. Bald mußten die Statthalter noch mehr zugestehen. Das Drängen der Stände, damit das Gouvernement alle Beschlüsse des Kaisers zurücknehme, wurde immer heftiger. Wie überall richtete sich die Aufregung zunächst gegen den Minister. Man nahm an, daß er das Vertrauen des Kaisers mißbraucht und auf Kosten der Generalstatthalter alle Gewalt an sich gerissen habe. Die Unzufriedenen ließen die Patente, in welchen Albert und Christine als Generalstatthalter berufen waren, abdrucken und vertheilen. Es sollte dem Volke gezeigt

werden, daß der Herzog und ſeine Frau das Recht hätten, alles zurückzunehmen, der Souverain ſei verpflichtet, alle ihre Handlungen ſo zu erkennen, als wenn ſie von ihm kämen. Albert und Chriſtine hatten ſich bei dem Ankauf des Grundes, worauf Laeken gebaut wurde, als Bürger von Brabant eintragen laſſen. Damals hatte man den Act mit Medaillen und Adreſſen gefeiert, jetzt erinnerte man die Statthalter daran, als Bürger die Rechte und Freiheiten des Landes zu vertheidigen. Am 30. Mai ſchickten die Stände eine Deputation in den königlichen Palaſt; ſie verlangten von den Generalſtatthaltern, daß ſie die Männer, welche das Vertrauen des Volkes verloren, entlaſſen und durch die Erklärung künftig ſelbſt alle Geſchäfte zu leiten, das Volk beruhigen möchten; ſie verlangten ferner das gänzliche Aufgeben des neuen Syſtems, überhaupt die Zurücknahme aller Erläſſe, in welchen ſeit zweihundert Jahren ihre alte Conſtitution angegriffen worden ſei. Die Statthalter entließen die Deputation mit dem Verſprechen noch am ſelben Abend eine Antwort zu geben. Alle Straßen und Plätze waren mit Menſchen gefüllt, ganze Haufen ſtanden vor den Thoren des Palaſtes. Der Herzog theilte dem Miniſter das Verlangen der Stände mit. Belgiojoſo antwortete ſchriftlich, daß er bei der Gefahr einer Revolution, welche im Falle eines abſchlägigen Beſcheides zu fürchten ſei, in allem übereinſtimme; man müſſe dem Kaiſer die Provinzen um

jeden Preis erhalten. Albert und Chriſtine beriethen ſich noch mit dem Miniſter und den Staatsräthen und erklärten am folgenden Tage den 31. Mai mündlich in der Verſammlung der Stände und in Gegenwart des Vicepräſidenten: „der Miniſter ſei vom Souverain für die Führung der Geſchäfte beſtellt, ſein öffentlicher Charakter müſſe ihn vor jedem Angriffe ſicher ſtellen; er könne nicht ausgeſchloſſen werden, ſo lange der Souverain nicht ſeine Abberufung angeordnet habe; er wünſche ſie ſelbſt und habe die Generalſtatthalter wiederholt darum gebeten.“ Mit einem Wort, ſie ließen den Miniſter fallen und eröffneten die Ausſicht, daß alles auf den alten Stand zurückkommen werde. Die Oppoſition hatte entſchieden den erſten Sieg davon getragen. Als die Antwort vor Mitternacht von dem Balkon des Stadthauſes dem Volke, das zu Tauſenden verſammelt war, vorgeleſen wurde, brach ein allgemeiner Jubel aus. Durch alle Straßen hallte das Freudengeſchrei. Am anderen Tage ſchien der Jubel noch zuzunehmen; das Volk war wie berauſcht und es kam zu einigen unanſtändigen Auftritten. Man verlangte, die Statthalter ſollten Abends im Theater erſcheinen; ſie gaben es zu unter der Bedingung, daß dort die Anhänglichkeit an den Kaiſer öffentlich kundgegeben werde. Das Volk ſpannte ihnen am Abend die Pferde aus, zog den Wagen, der Advokat van der Noot ſtellte ſich auf den Kutſcherſitz, man hörte die Hochs für Kaiſer

Joſeph II. und die Rufe, daß man Gut und Blut für ihn geben wolle, wenn er die Freiheit der Nation erhalte. In der Nacht war die Stadt beleuchtet; Miniſter und Staatsräthe wagten es nicht, ihre Fenſter unbeleuchtet zu laſſen [1]). Für den Moment war der Lärm der Revolution verſtummt und Freude und Ruhe in alle Gemüther eingekehrt.

Albert und Chriſtine hielten den Schritt, den ſie gemacht, für nothwendig und klug; nothwendig, weil die Stände aller Provinzen mit Ausnahme von Luxemburg, Limburg und Geldern ſich gegen die Reformen erklärt hatten; klug, weil die Würde des Souverains gewahrt ſchien und dem Kaiſer die Möglichkeit bereitet war, alle die Eingriffe in die Verfaſſung ungeſchehen zu machen. Für ihr Verhältniß zum Kaiſer ſahen ſie eine Beruhigung darin, daß ſie das Verſprechen nur bedingungsweiſe „im Falle der allerhöchſten Bewilligung" gegeben hatten. Chriſtine ſchrieb damals [2]): „Es gibt keine andere Alternative. Ich ſehe nur das Unglück voraus, daß dieſe ſchönen Provinzen für den Kaiſer und ſein Haus für immer verloren gehen oder durch einen blutigen Krieg, der das Land ruinirt, wieder erobert werden müſſen, wenn er nicht ratificirt, was proviſoriſch angeordnet iſt, wenn er nicht Belgiojoſo abberuft und die

[1]) Wörtlich nach den Memoiren des Herzogs.
[2]) An Eleonore Liechtenſtein 7. Juni 1787.

Vollmacht an uns überträgt oder Jemand von Wien schickt, um mit den Ständen nach ihrer Verfassung eine Vereinbarung zu treffen. Dann werden sie bereit sein, ihr Leben, Geld und Gut dem Kaiser zu weihen, wie sie jetzt alles thun werden zur Aufrechthaltung ihrer Constitution. — Unsere Lage ist schrecklich; man bewacht uns, wir könnten nicht abreisen, auch wenn wir wollten; ich weiß nicht, wie ich bei alledem noch nicht unterlegen bin, aber Gott schickt mir seine Gnade und die nothwendige Kraft; ich habe für mich wenigstens den Trost, daß wenn wir nicht gewesen wären, der Kaiser diese Provinzen schon verloren hätte, und daß wir in allem unserer Pflicht und unserem Gewissen gemäß gehandelt haben. Gott möge nur bald den Kaiser von dieser unglückseligen Reise zurückführen" [1]).

Albert und Christine nahmen die Bewegung für geschlossen an; aber sie gewann von jenem Tage an erst einen festen Halt, eine innere Kraft. Jene Stunde, in welcher sich die Statthalter in eine falsche Sicherheit eingewiegt hatten, sollte sich noch an ihnen rächen. Die Opposition war nun thätiger als zuvor. Der dritte Stand kannte bald keine Mäßigung mehr, Priester und Advokaten, unter denen sich besonders van der Noot hervorthat, rissen die Bürgerschaft fort. Der Adel hielt aus Ueberzeugung oder Schwäche mit dem Volke; die

[1]) An El. Liechtenstein 27. Juni 1787.

einen sahen sich in ihren Rechten bedrängt, die anderen verließen die Regierung, um dem Vorwurf zu entgehen, das öffentliche Wohl preisgegeben zu haben. Die Aufregung hörte nicht auf. Man verlangte augenblicklich die Erfüllung der Volkswünsche und drohte mit Excessen. Nur im Interesse der öffentlichen Ruhe, um der Unordnung zu steuern, wie die Stände sagten, bildeten sich Compagnien von Freiwilligen, „Patrioten" genannt. Als Zeichen des Patriotismus wurden Nationalkokarden aufgesteckt; Priester, Frauen, Kinder, Beamte schmückten sich damit, selbst Belgiojoso wagte es nicht auszugehen, ohne an seinem Rocke ein Band mit den Nationalfarben zu tragen. Nur das Militär und die Dienstleute der Gouverneurs nahmen an dieser Demonstration keinen Theil.

Albert und Christine sahen sich in der Hoffnung, daß der Kaiser ihre Versprechungen an die Stände anerkennen werde, getäuscht. Die Briefe und Depeschen, welche ein Kourier am 6. Juli brachte, drückten ganz das Gegentheil aus. Der Kaiser mißbilligte offen die Schwäche des Gouvernements. In einem Briefe des Fürsten Kaunitz, den er auf Befehl des Kaisers geschrieben, war die Vollmacht eingeschlossen, in wieweit die Regierung mit den Ständen verhandeln könne und zugleich gesagt, daß alles der Sanction des Kaisers unterworfen sei. Die Generalstatthalter und Belgiojoso wurden nach Wien berufen, die Regierung einstweilen

an den Militärkommandanten Graf Murray übertragen. Die Stände wurden in einem Schreiben aufgefordert, Abgeordnete von allen Provinzen nach Wien zu schicken.

Die Veränderung in der obersten Regierung brachte in Belgien einen höchst ungünstigen Eindruck hervor. Man nahm an, die Generalstatthalter würden ihres Amtes enthoben. Es wurde davon gesprochen, ihre Abreise zu verhindern. Albert und Christine wollten nur noch die Deputation abwarten, die nach Wien berufen war, und dann insgeheim fortreisen. Sie suchten noch wo sie konnten, beschwichtigend zu wirken und das alte Vertrauen herzustellen. Die Abgeordneten der Provinzialstände kamen am 18. Juli nach Brüssel. Sie versicherten in Anhänglichkeit und Treue an dem Kaiser festhalten zu wollen, verlangten aber im selben Moment eine Aufklärung über den Marsch von Truppen aus Deutschland. Tags darauf, am 19. Juli um ein Uhr Morgens, verließen Albert und Christine die Stadt. Als sie auf dem Wege von den weiteren Absichten des Kaisers in Bezug auf die Niederlande hörten, beschleunigten sie die Reise, um vielleicht dem Lande durch ihre eigene Darstellung nützen zu können. In sieben Tagen waren sie in Wien.

Der Kaiser empfing sie in aller Freundlichkeit, aber er ging, wenn sie über ihr politisches Verhalten sprechen und sich rechtfertigen wollten, nicht in's Detail ein; er nahm auch das Memoire, das sie darüber ent-

worfen, nicht an. Chriſtine ſchrieb damals an den Großherzog in Toskana [1]): „Der Kaiſer ſei ſehr gütig gegen ſie und ihren Mann: er habe aber kein Vertrauen mehr zu ihnen; er mache ihnen keine Vorwürfe, ſcheine aber überzeugt zu ſein, daß ſie das Unglück in den Niederlanden mit verſchuldet hätten. Wenigſtens beſchuldige er ſie der Schwäche. Alles das betrübe ſie ſehr. Prinz Albert habe nur nach ſeinen Inſtructionen, in Recht und Pflicht ſo gehandelt. Selbſt Belgiojoſo habe den Befehl gehabt, mit der größten Mäßigung und Klugheit vorzugehen, um die Nation nicht auf das Aeußerſte zu treiben. Sie hätten nichts gethan ohne einhelligen Beſchluß des Staatsraths. Beide ſeien krank vor Kummer und Aufregung." In vertrauten Kreiſen erzählte man ihnen, daß der Kaiſer ihnen das Gouvernement nehmen und eine andere Stellung anweiſen wolle. Chriſtine und Albert übergaben nun ihr Memoire dem Fürſten Kaunitz und baten, ſie über die Intentionen des Kaiſers aufzuklären. Aber ſie erhielten keine beſtimmte Antwort. Sie erkannten nur, wie erzürnt der Kaiſer gegen die belgiſchen Stände war. Er nahm ihre letzten Beſchlüſſe als einen Abbruch ſeiner Souverainetätsrechte; dieſe müßten vor allem wieder hergeſtellt werden; er wiederholte öfter den Rechtsſpruch: spoliatus ante omnia in integrum est restituendus. Alles, was ſeit dem 1. April geſchehen,

[1]) Wien, 21. Auguſt 1787.

ſollte annullirt werden. Die Generalſtatthalter bemühten ſich noch, einige Veränderungen in die Reſolution zu bringen, aber der Kaiſer war entſchloſſen, auf der einmal betretenen Bahn weiter zu gehen. Am meiſten ergriff es ihn, als einige Herren der Stände in Brüſſel ſich an den franzöſiſchen Chargé d'affaires wandten, um das Intereſſe Frankreichs in ihrer Angelegenheit zu ſondiren; ſie gaben die Abſicht zu erkennen, Deputirte nach Verſailles zu ſchicken, um die Vermittlung des Königs anzuſuchen. In Folge deſſen befahl der Kaiſer, die Truppen zwiſchen Brüſſel und Mecheln zu vereinigen. Graf Murray ſollte dies den Ständen früher anzeigen, aber zugleich erklären, daß der Kaiſer keinen Eingriff in ihre Conſtitution beabſichtige, dieſelbe vielmehr beſtätige. Die Stände ſahen jedoch in den Worten des Generals keine Garantie und gaben ihre Unzufriedenheit wie zuvor zu erkennen.

Am 11. und 12. Auguſt kamen die Deputirten der belgiſchen Stände in Wien an. Sie ſtellten ſich dem Fürſten Kaunitz, am 15. früh der Erzherzogin Chriſtine und ihrem Gemahl, zu Mittag dem Kaiſer vor [1]). Einer von ihnen hielt im Namen der Nation eine Anſprache. Der Kaiſer ließ ihnen durch Cobenzl die Antwort vorleſen. Er gab den Herren ſeinen Unwillen zu er-

[1]) Die folgende Darſtellung iſt nach den Memoiren des Herzogs. Arendt weicht hier ab: Brabanter Revolution, 261.

kennen, versicherte aber nochmals, daß er ihre Verfassung aufrecht erhalten wolle, obwohl er die Waffen in der Hand halte. So gedrückt die Deputirten im Anfange waren, der Schluß und die freimüthige freundliche Weise, in welcher der Kaiser nachher mit ihnen sprach, richteten sie wieder auf. Sie nahmen an, die Huldigung, die sie im Namen der Nation ausgesprochen, habe den Zorn des Kaisers entwaffnet. Sie glaubten sich des Erfolgs ihrer Sendung sicher, und gingen zu Kaunitz, um die weiteren Entschließungen zu hören. Dieser eröffnete ihnen im ministeriellen Tone, wie erzürnt der Kaiser über die letzten Vorgänge sei und daß er keinen anderen Vergleich eingehen werde, bevor nicht die souveraine Würde hergestellt sei. Der Staatskanzler übergab ihnen zugleich die Abschrift einer Depesche an Murray. Diese war in einem drohenden Tone gehalten und enthielt die Bedingungen, von welchen der Kaiser eine Verständigung mit den Ständen abhängig mache: alles wird wie vor dem 1. April eingerichtet; alle rückständigen Steuern sollen nachgezahlt, die Beamten, die auf Verlangen der Stände entfernt waren, wieder eingesetzt, die Freiwilligencompagnien aufgelöst werden; das Generalseminar zu Löwen wird unwiderruflich vor dem 1. November eröffnet.

Die belgischen Herren waren von diesen Eröffnungen ganz niedergeschlagen. Einige von ihnen wollten sogleich abreisen; sie fürchteten für ihre persönliche

Sicherheit, wenn ſie mit dieſer Depeſche nach Brüſſel zurückkehren würden. Sie wären auch abgereiſt, wenn der Kaiſer nicht den Wunſch ausgedrückt hätte, mit ihnen noch über mehrere adminiſtrative Anordnungen zu ſprechen. Nachdem ſie ſich vom erſten Schrecken erholt hatten, entwarfen ſie für ihre Landsleute über jene Depeſche einen Bericht, um den erſten Eindruck derſelben zu mildern. Chriſtine und Albert ſchrieben deßwegen mehrere Briefe an ihre Freunde in den Niederlanden. Der Kaiſer ſetzte in den Geſprächen mit ihnen die Principien ſeiner Adminiſtration auseinander und was er weiter in den Niederlanden auszuführen gedenke. Seine Offenheit, ſein Freimuth erweckte alles Vertrauen in ihnen und beruhigte ſie, aber ſie ſehnten ſich doch in ihre Heimat zurück.

Bei dem Abſchiede der Erzherzogin Chriſtine und Albert's vermochten ſie ihren Schmerz und ihre Befürchtung für die Zukunft nicht zurückzuhalten. Der Kaiſer ſelbſt war von allem, was ſie berichteten, tief ergriffen. Er hatte in der letzten Zeit viele Täuſchungen erfahren. Eines Tages brachte man ihm in's Theater die Nachricht von einer mißlungenen Expedition gegen Belgrad; er erzählte das Faktum ſeiner Schweſter und fügte hinzu: „Ich ſehe wohl, daß ich in allem, was ich unternehme, unglücklich bin.“ Ein freudiges Ereigniß war damals für ihn wie für Chriſtine die Ankunft der jungen Erzherzogin Thereſe aus Florenz, die als Braut für

den Prinzen Anton von Sachſen beſtimmt war und nach Dresden reiſte.

Für Belgien hoffte man, daß die Deklaration vom September 1787, welche jene Bedingungen enthielt, die Ruhe wieder herſtellen werde. Aber zwiſchen den Anſchauungen des Kaiſers und jenen der Stände fand ein tiefgehender Zwieſpalt ſtatt. Der Kaiſer wollte ſein ſouveraines Recht nach den Principien einer neuen Zeit, eines neuen Staates üben; die Stände erkannten nur ihre mittelalterliche Herrlichkeit, den halb verwitterten Bau der alten Verfaſſung und Verwaltung zu Recht. Die Oppoſition, welche in ganz Europa gegen die abſolute Fürſtenmacht in Bewegung war, umgab auch dies Beharren der Stände mit allem Schein der Freiheit. Von dieſem Zwieſpalte ging die Reihenfolge der unglücklichen Ereigniſſe aus, welche die alte Staatsmaſchine vollſtändig zerrütteten und momentan die öſterreichiſche Herrſchaft in Belgien zu Fall brachten. So lange jene Gegenſätze beſtanden, mußten auch alle Verſuche einer friedlichen Transaction mißlingen. Der Kaiſer wollte die alte Verfaſſung anerkennen und ſich über die ſtreitigen Punkte vereinigen, wenn die Steuern gezahlt würden; die Stände verlangten vor allem die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung, dann würden ſie die weiteren Fragen erledigen. Graf Murray berichtete ferner, daß die Biſchöfe, den Kardinal Frankenberg an der Spitze, ſich der Wiedereröffnung der Univerſität zu

Löwen entſchieden widerſetzten. Der Kaiſer gab nun den ernſten und ſtrengen Befehl, jede Emeute in Brüſſel mit Gewalt zu unterdrücken. Die Freiwilligen-Compagnien wurden aufgelöſt, die Nationalkokarde verboten; aber Graf Murray ließ ſich zur ſelben Zeit zu Erklärungen und Zuſagen an die Stände hinreißen, welche noch tiefer eingriffen, als die Verſprechungen des Generalgouverneurs am 31. Mai. Murray war ein tapferer Officier, hatte aber nicht den politiſchen Verſtand, um der Bewegung auch nur im geringſten Herr zu werden. Er ging am 21. September ſelbſt in's Ständehaus; auf die Dragoner, die ſeinen Wagen begleiteten, wurde ein Schuß abgefeuert. Um die Stände in der Steuerfrage zum Nachgeben zu bringen, machte Murray im Namen des Kaiſers die ausgedehnteſten Zugeſtändniſſe: „alles ſolle wie früher hergeſtellt werden, die neuen Gerichtshöfe und Intendanzen aufgelöſt und man werde mit den Ständen über all' ihre Beſchwerden verhandeln."

In Folge dieſes Schrittes wurde Murray abberufen, nach Gratz geſchickt und General d'Alton zum Militärkommandanten in Belgien ernannt. Auch die Civilverwaltung ging in andere Hände über. An die Stelle Belgiojoſo's wurde Graf Trautmannsdorf zum bevollmächtigten Miniſter ernannt. Mit Inſtructionen vom Kaiſer, der Staatskanzlei und dem Staatsrathe verſehen, kam dieſer in die Niederlande, die er früher nie geſehen. In der erſten Zeit verhielt er ſich ganz paſſiv

und ſuchte ſich nur auf dem neuen Boden zu orientiren. Er nahm es auf ſich, eine allgemeine Amneſtie zu verkünden und die neuen Seminarien noch hinauszuſchieben. Chriſtine und Albert waren im Herbſt und Winter 1787 noch in Wien. Sie hatten gar keine Luſt nach Belgien zurückzukehren, da ihre Statthalterſchaft nur mehr eine perſönliche Würde war; der Kaiſer hatte Trautmannsdorf und d'Alton alle Gewalt in die Hand gegeben. Prinz Albert bot für den bevorſtehenden Krieg gegen die Türken ſeine Dienſte an, aber Joſeph kündigte am 10. December ihm und ſeiner Frau an, daß ſie wieder in die Niederlande zurückkehren müßten. Beide waren in den letzten Monaten mit Briefen aus Belgien überhäuft worden, die alle die Bitte für ihre Rückkehr enthielten. In der Hoffnung, durch ihre Gegenwart und perſönliches Wirken die Ruhe und das Vertrauen befeſtigen zu können, entſchloſſen ſie ſich die ſchwere und unheilbringende Miſſion wieder zu übernehmen. Nachdem ſie noch der Heirath des Erzherzogs Franz mit der Prinzeſſin Eliſabeth beigewohnt, reiſten ſie am 13. Januar von Wien ab.

Während ihrer Reiſe fand in Brüſſel der erſte offene Conflict zwiſchen der Regierung und den Malkontenten ſtatt. Die Brabanter Stände hatten, geſtützt auf die Zuſagen Murray's, die nicht förmlich widerrufen waren, ſchon am 20. October 1787 eine Erklärung abgegeben, in welcher ſie in ſcharfen Worten die Klagen

der Geiſtlichkeit hervorhoben, und neuerdings auf Abſtellung ihrer Beſchwerden drangen. Die Stände der anderen Provinzen ſtellten ähnliche Forderungen, und ſo verſchieden ſie waren, die Erbitterung der Geiſtlichkeit leuchtete überall durch. Die Dinge waren ſo weit gekommen, daß die Gegenſätze zwiſchen der Regierung und der Bewegungspartei immer ſchroffer heraustraten. Durch das fortwährende Schwanken und Zaudern kamen die Regierung und die Nation wie in einen Kriegszuſtand gegen einander. Ein Wechſel der Perſönlichkeiten konnte die Principien nicht umbilden. General d' Alton, der die Militärmacht kommandirte, war ein ehrgeiziger, intriguanter Mann, der nur die Gnade ſeines Herrn ſuchte und wenig um Mittel verlegen war, wenn er ſein Glück zu gründen hoffte [1]). Er fand von Anbeginn keinen Freund im Lande. Trautmannsdorf war ein ehrlicher, entſchiedener Charakter, aber jung, wenig arbeitſam, inconſequent und für ſo wichtige Geſchäfte unerfahren. „Er iſt gerecht, ſanft, höflich," ſchrieb ſpäter Chriſtine; „wenn er einen Fehler hat, ſo iſt es der, daß er zu ſehr herablaſſend, zu familiär iſt. Man iſt in dieſem Lande ſeit vielen Jahren gewöhnt, ſtolze Miniſter zu haben" [2]). Trautmannsdorf fand bei all' ſeiner

[1]) Memoiren des Herzogs Albert.

[2]) On est habitué dans ce pays depuis des longues années à voir des ministres fiers. Chriſtine an Eleonore Liechtenſtein 3. März 1788.

Freundlichkeit wenig Vertrauen bei dem Rathe und bei der Nation. Er trat aber entſchieden auf. Er verlangte von dem Rathe in Brabant [1]) die unbedingte Ausführung aller vor dem 1. April erlaſſenen Ordonnanzen, und als dieſer die Veröffentlichung des Dekretes ohne vorhergegangene Mittheilung an die Stände verweigerte, ſandte ihm der Miniſter am 22. Januar 1788 den Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden das Dekret zu publiciren und nicht eher auseinander zu gehen, bis dies geſchehen ſei. D' Alton hatte, um jeder Bewegung des Volkes zuvorzukommen, ſeine Dispoſitionen getroffen. Die Straßen waren mit Truppen beſetzt. Da vor dem Pallaſte, wo der Rath verſammelt war, eine Menge Volkes zuſammenſtrömte, wurden Patrouillen ausgeſendet, dasſelbe zu zerſtreuen. Eine derſelben wurde inſultirt, der Officier ließ feuern, der Haufe ſtob auseinander, aber mehrere Todte und Verwundete lagen auf dem Platze. Der Schrecken und die Beſtürzung war allgemein. Die ganze Garniſon trat unter die Waffen, das Stadthaus und die Thore wurden beſetzt, es ſah aus, als wenn Brüſſel im Sturme genommen werden ſollte. Der Rath von Brabant blieb den ganzen Tag verſammelt, ohne zu einem Beſchluſſe zu kommen. Erſt in der Nacht unterzeichnete er den Befehl zur Publikation des Dekretes.

---

[1]) 17. December 1787.

Chriſtine und Albert hörten von dieſen Scenen in Bonn, als ſie eben von dem Kurfürſten Abſchied genommen und abreiſen wollten. Sie ſchwankten noch, ob ſie in die aufgeregte Stadt zurückkehren ſollten, bis ein Brief des Miniſters ſie dazu beſtimmte. Er verſprach ſich von ihrer Ankunft einen günſtigen Eindruck. Die Generalſtatthalter wurden in aller Freude und Anhänglichkeit empfangen, aber ihr Einfluß beſchränkte ſich auf den perſönlichen Verkehr; ſie mußten bald inne werden, daß ihre friedlichen Beſtrebungen keinen Boden mehr fanden. Das ſtrenge Auftreten der Regierung hatte im erſten Augenblicke die Oppoſition eingeſchüchtert, die Entfremdung und Erbitterung der Gemüther aber vermehrt. Aufrühreriſche Schriften wurden verbreitet, das Volk rottete ſich zuſammen, mißhandelte die Anhänger der Regierung, die man Royaliſten nannte. Die militäriſchen Maßregeln beunruhigten mehr die friedlichen Bürger, als ſie den Pöbel ſchreckten. Eine Gelegenheit zu neuen Exceſſen bot ſich dar, als der Miniſter die kaiſerlichen Beſchlüſſe wegen der Verlegung der Univerſität von Löwen nach Brüſſel und wegen der Generalſeminarien durchführen wollte [1]). In Mecheln und Antwerpen rottete ſich das Volk zuſammen, um die Schließung der biſchöflichen Seminarien zu verhindern. Die Truppen wurden mit Steinwürfen verfolgt, ſie

[1]) März und Auguſt 1788.

gaben Feuer, Schuldige und Unſchuldige verloren dabei ihr Leben. Viele entflohen in's Ausland. Van der Noot, der ſeit der Amneſtie wieder mehrere aufrühreriſche Schriften veröffentlicht und das Volk in Brüſſel aufgehetzt hatte, ſollte arretirt werden, entkam aber. In Antwerpen und Mecheln wurden viele verhaftet; man entließ ſie ohne Unterſuchung noch am ſelben Tage.

Chriſtine und Albert erfuhren dieſe Vorgänge während einer Sommerreiſe nach Eſſen und Thoren zur Schweſter Albert's, die dort als Aebtiſſin lebte. In Düſſeldorf hatte der Herzog viel Genuß an den ſchönen Rubens und van der Werffs in der Gallerie. Noch im Juni kehrten ſie zurück und lebten zurückgezogen wie es ſchien in tiefer Ruhe in dem neuen Schloſſe Laeken. Aber der Friede war aus ihrem Leben entwichen. Die allgemeine Gährung, die Gewaltthaten, die Machtloſigkeit, in die ſie zurückgedrängt waren, alles berührte ſie peinlich. Dazu kam der innere Widerſtreit zwiſchen ihrer politiſchen Meinung und den Principien des Kaiſers. So ſehr beide den Ideen der Zeit huldigten, ſo ſehr ſie von der Nothwendigkeit einer durchſchlagenden Veränderung ergriffen waren, ihr Denken und Fühlen, ihre ganze Auffaſſung des Staates und des Lebens war von der des Kaiſers verſchieden. Sie lebten in der Monarchie Maria Thereſia's und hingen an den Traditionen derſelben mit der innigſten Ueberzeugung. Sie hatten die Regierung von Ungarn geleitet, das ariſtokratiſch-feudal

war wie kein anderes Land der Erde. An den Aufenthalt daſelbſt knüpften ſich die froheſten Erinnerungen ihres Lebens, Jugend, Liebe, Theilnahme, Freundſchaft, öffentliche Wirkſamkeit. Die öffentlichen Zuſtände in Belgien waren jenen in Ungarn vielfach ähnlich. Sie erkannten die faulen Stoffe, aber ſie meinten, die Zeit und politiſche Kraft der Nation würden dieſe von ſelbſt ausſtoßen. Nun wurden ſie durch die Joſephiniſchen Reformen aus ihrer Behaglichkeit, aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt; an ihren Ueberzeugungen wurde gerüttelt. Sie kannten nicht die zerſtöreriſchen Kräfte, die in der Tiefe wirkſam waren, und die allein durch eine ſtreng gefügte Adminiſtration, durch ein Wegräumen der verkommenen mittelalterlichen Reſte durchkreuzt und gebunden werden konnten. Sie theilten die Meinung, welche damals den größten Theil der politiſch denkenden Geſellſchaft beherrſchte, daß eine ruhige Vermittlung, ein weiſes Nachgeben allein den Frieden und die Ordnung verbürgen könne. Erſt ſpät, als die alten Formen der Monarchie und der Nation in der allgemeinen Zerſtörung untergingen, ſagten ſie ſich von dieſen Meinungen los. In jenen Jahren glaubten ſie noch durch das Einwirken auf Perſönlichkeiten, durch eine milde Betrachtung der Dinge die Gegenſätze vermitteln und das Vertrauen befeſtigen zu können. Seit der Kaiſer ihre erſten Schritte desavouirt hatte, ſeit ihnen nur die Autorität gelaſſen war, welche einem Gliede des kaiſerlichen Hauſes ge-

bührte, blieb ihnen auch nur dieſe Bahn offen, um für das Intereſſe des Kaiſers und für die Nation gedeihlich zu wirken. Chriſtine ſchrieb am 2. März, am ſelben Tage, als die Univerſität von Löwen nach Brüſſel verlegt werden ſollte: „Wir trachten die öffentliche Ruhe zu erhalten und die Gemüther zur Vernunft zu bringen. Wir folgen dabei den Principien, wie wir es verſprochen haben. Die Ruhe iſt bis auf einen gewiſſen Punkt hergeſtellt und wird wahrſcheinlich dauern, wenn nicht wieder ſo ſchreckliche Scenen vorkommen, wie wir ſie erlebt haben. Es bleibt uns nur übrig, dieſe Ruhe durch die Rückkehr des alten Vertrauens zu befeſtigen. Bei der heftigen Agitation, bei der Erſchütterung, welche die Nation erfahren, wird ſich dieſes Vertrauen nur langſam wieder herſtellen, aber wir hoffen, es werde dann deſto dauernder und feſter werden. Glaube mir, mein theurer Bruder, daß wir in allem und für alle Zeit die Anhänglichkeit bewahren werden, welche wir Dir gewidmet haben; ſie wird nur mit unſerem Leben endigen." Einen Monat ſpäter: „Ich will nicht unterlaſſen, Dir über das, was im Lande geſchieht, zu ſchreiben. Du biſt in Kenntniß von allem, was die Angelegenheiten betrifft, und weißt, daß die Ruhe mehr äußerlich als innerlich iſt. Es wäre Täuſchung zu glauben, daß die Gemüther befriedigt und eine vollkommene Ruhe hergeſtellt ſei. Die Geiſtlichkeit glaubt ihre Principien nicht aufgeben zu dürfen. Furcht und Mißtrauen herrſchen

überall, und es ist schwer anzunehmen, daß eine Rückkehr zu entgegengesetzten Anschauungen, eine Harmonie der Gedanken und des Vertrauens erfolgen werde. Soweit unsere Stellung es erlaubt, haben wir alles dazu beigetragen; Du hast uns selbst Deine Anerkennung darüber ausgesprochen. In allem wird unsere Regel, unser Ziel sein, das zu erfüllen, was uns die Anhänglichkeit, die Pflicht für Dich vorschreibt. Möge Dich das von der Lauterkeit unserer Gesinnungen, von unserem Eifer überzeugen, mögest Du uns Deine wohlwollende Güte bewahren, um welche wir Dich zu bitten wagen" [1]).

Die Briefe Christinen's an Kaiser Joseph aus den Jahren 1788, 1789 sind von denen der früheren Zeit sehr verschieden. Sie berühren die Ereignisse nur im Allgemeinen, weil Trautmannsdorf genaue Berichte einsendet; sie sind kühl, vornehm, zurückhaltend und viel mehr an die Majestät als den Bruder gerichtet. Unverkennbar ist das Selbstgefühl der Erzherzogin seit der Wiener Reise gekränkt, ihr Vertrauen zu Joseph und zu dem System seiner Regierung erschüttert. Sie spricht offen aus, daß die allgemeine Meinung seinen Absichten entgegen ist; selbst wenn die ersten zwei Stände die Oberhand gewännen, würde der Kampf der Meinungen fortdauern; „so tief eingewurzelte Principien könne nur die Ueberzeugung bewältigen." „Es scheint," fügt sie

[1]) Briefe Christinen's an K. Joseph v. 2. März, 21. April 1788.

einem Briefe bei, „daß alle menſchliche Klugheit, alle Beredſamkeit, alle Gründe und Maßregeln ungenügend ſind, um in einer kurzen Zeit eine für die Reformen günſtige Stimmung hoffen zu können; nur die Zeit und ein allmäliges Zurückgehen kann das Vertrauen und die nothwendige Ruhe wieder herſtellen“ [1]).

In dieſer Zeit hatte der Kaiſer als Bundesgenoſſe der Ruſſen den Krieg gegen die Türken begonnen. Er war am 29. Februar von Wien nach Trieſt abgereiſt, ging dann durch Croatien an die Donau und blieb im Hauptquartier zu Futak, ſpäter in Semlin. Man weiß, wie unglücklich der Feldzug von Anbeginn ausfiel. Belgrad hielt ſich, die Ruſſen ließen die Oeſterreicher im Stich, Potemkin lag allein ſechs Monate vor Oczakov, ohne ſich um die Oeſterreicher zu kümmern; die türkiſche Armee kam nach Orſova, überſchritt die Donau und rückte in's Banat ein, ohne daß eine Schlacht geſchlagen war. Sie wurde wohl über die Donau zurückgedrängt, aber der Feldzug endete wie er angefangen, ohne ein Reſultat. Die ſchöne öſterreichiſche Armee, auf welche der Kaiſer mit Recht ſo ſtolz war, hatte große Verluſte erlitten und der Kaiſer ſelbſt war von ſeiner Krankheit ſo mitgenommen, daß er im Spätherbſt nach Wien zurückkehren mußte. Es hat wahrlich nicht an ihm gefehlt, daß die Erfolge des Feldzugs ſo kläglich aus-

[1]) Briefe vom 27. Mai, 25. Juni 1788 und 12. Jänner 1789.

fielen; er war voll Einsicht, Muth und Entschlossenheit; an Aufopferung und Thätigkeit that er es dem gemeinen Manne zuvor. Oft war er im Lärm des Lagers in mitternächtlicher Stille mit den Berichten beschäftigt, welche die Minister einschickten. In einem dürftigen Gasthofe in einer Vorstadt von Semlin schrieb er eine Reihe von Briefen an Christine. Sein Blick richtet sich auf die politische Lage von Belgien und ganz Oesterreich; er vertraut noch der Kraft seiner Principien und hofft auf eine friedliche natürliche Entwicklung der Dinge. In der Opposition der belgischen Stände erkennt er nicht wie seine Schwester die Klage und das Leid eines erbitterten, ergriffenen Volkes; er sieht darin nur die Vorurtheile, die Interessen der Einzelnen und die französische Agitation thätig. Auch in kirchlichen Dingen will er nicht nachgeben und billigt das entschiedene Auftreten seines Ministers.

„Deinen Brief," schreibt er seiner Schwester aus Futak [1]), „erhielt ich nach meiner Tour im Banat; meine Reise vom adriatischen Meer bis zur Walachei ist damit geendigt. Ich bin erfreut über die Haltung, welche man gegenüber den neuen Insolenzen in Brüssel angenommen; möchten sie beendigt sein zu der Schmach der Leute und zur Ehre des Gouvernements. — Hier werden wir anfangen; den 16. rücken wir in's Feld,

[1]) 9. April 1788.

verſammeln uns auf den Höhen von Semlin, drei oder vier Tage nachher wollen wir etwas gegen Sabacz unternehmen. Die Ueberſchwemmungen der Save verſchieben noch die Belagerung von Belgrad; ich hoffe, daß ſie nicht ſo ſtark ſind wie voriges Jahr. Meine Geſundheit iſt gut."

„Dieſe Klagen über Militärherrſchaft und Janſenismus," ſchreibt der Kaiſer einen Monat ſpäter [1]), „ſind durch nichts begründet; aber es liegt im Intereſſe mehrerer Perſonen, dieſe Ideen im Publikum zu unterhalten. Sie unterhalten ſich damit, wollen eine Rolle ſpielen und grollen deßwegen. Darin liegt der Grund des Mißtrauens und der Unzufriedenheit der Niederlande."

Wir theilen die Briefe über die Ereigniſſe jenes Jahres vollſtändig mit. Die Stimmungen und Erfahrungen, welche der Kaiſer darin ausſpricht, verdienen wohl, daß jeder Oeſterreicher ſie mit Ehrfurcht beachte.

Semlin, 6. Juni 1788: „Du glaubſt nicht, wie ſehr mich hier die militäriſchen Angelegenheiten abſorbiren und wie ſehr es mich freut, Nachrichten von Perſonen zu erhalten, die ich liebe, von den Niederlanden und all' den Dingen, die mich intereſſiren. Ich erwarte mit Ungeduld die Reſultate dieſer Generalverſammlung, weil ich daraus klar erkennen werde, wie dort die

[1]) Semlin, 13. Mai 1788.

Köpfe noch eingenommen ſind. Hier ſind wir in einer verzweifelten unangenehmen Unthätigkeit. Meinen beſtimmten Willen, die Save zu paſſiren und Belgrad im April zu belagern, ſah ich vereitelt durch die Ueberſchwemmungen und tauſend Dinge, für welche nicht vorgeſehen war. Es iſt ſo weit, daß ich alles ſelbſt ſchreiben und thun muß. Ich hatte endlich für den 26. Mai meine Maßregeln getroffen, und als alles bereit war zu marſchiren, machen dieſe unglücklichen Ruſſen keinen Schritt, nachdem ſie doch übereingekommen waren, zur ſelben Zeit vorzurücken. In Folge deſſen ſind alle Kräfte der Türken gegen mich allein gerichtet und der Großvezier ſteht mit ſeiner ganzen Armee ſchon bei Widdin. Deſſenungeachtet wollte ich Belgrad blokiren und ihm die Schlacht bieten, aber Jedermann und die Meinung der ganzen Armee, von der ich anderes erwartet hatte, war dagegen. Jeder meinte, es wäre ein zu gewagtes Spiel, man müſſe zuerſt eine beträchtliche Verſtärkung erwarten. Weiß Gott, welche Ereigniſſe eintreten und wann die Ruſſen marſchiren werden. Das iſt ſehr traurig. Ich habe acht Bataillone und zwei Regimenter Cavallerie in's Banat geſchickt, um Wartensleben zu verſtärken."

Semlin, 13. Juni 1788. „Ich habe Deinen Brief erhalten, in welchem Du mir mittheilſt, daß die erſten zwei Stände von Brabant die Steuern ſo pompös bewilligt haben. Man muß ſehr darniederliegen, und die

Dinge müſſen ganz aus der Ordnung gekommen ſein, daß man erſtaunen oder ſich freuen ſoll über etwas, das ſo einfach, ſo gerecht, ſo nothwendig iſt, oder daß man jene belohnen ſoll, die ſich dabei als gutgeſinnt zeigen wollen. Das ſoll hervorgehen aus dem vereinten Wirken der ganzen Geſellſchaft für die öffentlichen Pflichten, für die Vertheidigung des Landes, für die Verwaltung der Juſtiz und die Regierung im Allgemeinen, die den Souverain mit den Individuen und dieſe wieder untereinander in der Geſellſchaft vereinigt. Aber man iſt noch nicht der Düpe, wenn man die Gefälligkeit hat es zu ſcheinen, und ich weiß Dir und Albert viel Dank, daß Ihr mit ſo viel Einſicht und Eifer beigetragen habt, dieſen ebenſo ſchlechten als armſeligen Köpfen Vernunft beizubringen über die einfachſten Dinge der Welt. — Glaube mir, daß die Bewohner von Brüſſel und die Niederländer im Ganzen ihre Nachbarn nachahmen; der Grund iſt holländiſch und darüber franzöſiſcher Firniß. Die Züchtigung, welche die holländiſchen Patrioten und die franzöſiſchen Parlamente erfahren, haben Wirkung gehabt, und ich glaube, daß man ſich überzeugt, wer die Gewalt in den Händen hat, wird auch das Recht behaupten. Wenn man fortfährt mit Feſtigkeit zu handeln, wirſt Du ſehen, daß nach und nach alle dieſe Geſchichten von Mißtrauen, Klagen und ſchlechter Laune aufhören werden; ſie werden einſehen, daß ſie damit keinen Schrecken einjagen. Meine

Gesundheit ist so ziemlich, obwohl ich mich in dieser Passivität langweile; die Russen haben noch nichts unternommen und zwingen uns die türkische Armee zu bewachen."

Semlin, 11. August. — „Hier haben wir Gutes und Schlimmes. General Papilla hat sich bei Schupanek überfallen lassen und rettete sich noch in Unordnung; seine Kanonen, die Bagage und zwei Bataillons sind in den Wäldern zu Grunde gegangen. Dafür hat de Vins die Türken bei Dubitza geschlagen und das Lager genommen. Die erstere Nachricht, welche den Marsch des Großveziers in's Banat entscheidet, zwingt mich morgen mit der Armee in's Banat zu marschiren; ich lasse aber wenigstens 22 Bataillone zurück, 21 nehme ich mit mir und hoffe Wartensleben zu treffen."

Lugos, 28. September. „Ich habe heute Deinen Brief erhalten und danke Dir für die Theilnahme an meiner Gesundheit und an den Operationen der Armee. Aber ich kann Dir über das eine und das andere nichts Befriedigendes sagen. Was meine Gesundheit anbelangt, so hält das Asthma an; ich habe Beschwerden beim Athmen und huste bei der Nacht, was sehr schlimm ist; nichts destoweniger schleppe ich mich weiter und lebe so fort, so lange ich mich auf den Beinen halten kann. Keinesfalls verlasse ich unter diesen Umständen die Armee. — Was die Operationen betrifft, so sind sie auf eine unbegreifliche Weise vereitelt. Wartensleben ver-

langte, daß wir in die Thäler von Mehadia marſchiren; den Morgen noch berichtet er, daß er ſeine Poſition verlaſſe und zieht ſich zurück ohne eine weitere Ordre zu hinterlaſſen, während wir nur zwei Märſche von ihm entfernt waren. In dem Thale angelangt, nahmen wir eine Poſition bei Illowa, welche dem Feinde den Weg noch verſperrte. Wir ließen Bouchainville bei Almas mit zehn Bataillons. Die feindliche Armee kommt an uns, zwingt uns den rechten Flügel zu verſtärken und wir werden zurückgeworfen. Noch hätte man die Türken zurückhalten können, da ſie mit der Maſſe von Leuten in den Bergen nicht operiren konnten, aber zum größten Unglück zieht ſich Bouchainville ohne einen Schuß gethan, ohne einen Türken geſehen zu haben, zurück und bleibt in Folge eines Mißverſtändniſſes dann ſechs Tage ſtehen, ohne mir zu rapportiren. In dieſer Zeit konnten die Türken leicht in die Ebenen des Banats eindringen, die Donau war offen und wir waren gezwungen, uns wegen der Kommunikation und wegen der Lebensmittel auf Karanſebes und Lugos zurückzuziehen. Dort erwarteten wir den Großvezier, um, wenn er aus den Bergen kommt, an ihn zu gehen. Aber indem wir warteten, wurde dieſe ſchöne Provinz verwüſtet; ſie brennen alles nieder. — Ich laſſe Dich ſelbſt über dieſe Ereigniſſe urtheilen. Du kannſt Dir meinen Kummer denken. Adieu, ich hoffe, daß Du beſſere Nachrichten geben kannſt."

Tomaſchowetz, 20. October: „Es iſt lange Zeit, daß ich Dir nicht geſchrieben, aber ich war unpäßlich und hatte nur unangenehme Nachrichten zu ſchreiben; ich glaubte, es wäre beſſer, darüber zu ſchweigen. Ich zeige Dir an, daß wir auf dem Marſche ſind, um das Banat wo möglich von den Türken zu befreien. Uebermorgen ſind wir bei Pancſova, wo eines ihrer Corps ſteht. — Meine Geſundheit iſt nicht beſſer: Athmungsbeſchwerden und Huſten plagen mich immer; ich habe alles gebraucht und bemerke keine Veränderung; ich hatte nun alles aufgegeben, befinde mich beſſer und kann mich wieder längere Zeit zu Pferde halten."

Semlin, 27. October: „Nach einer Abweſenheit von dreizehn Wochen, während welcher wir Promenaden im Banat gemacht haben und während der ich tauſend Unannehmlichkeiten durch die Schuld anderer Leute erfahren, bin ich wieder hieher zurückgekehrt. Meine Aufgabe iſt hier Schupanek und das Thal bis Mehadia zu decken. In dieſer Jahreszeit und in einem verwüſteten Lande kann man es ſchwer ſtreitig machen. Wir wiſſen, daß der Großvezier ein Unternehmen auf Semlin verſuchen will, deßwegen bin ich mit einem Theile der Armee hieher gerückt; wir werden ſehen, was kommen wird. Der Schaden, den dieſe Elenden im Lande angerichtet, iſt groß. Pancſova wurde verbrannt. — Meine Geſundheit, für welche Du Dich intereſſirſt, iſt dieſelbe. Ich huſte viel. Heute Morgen nahm ich ein Glas Ziegen-

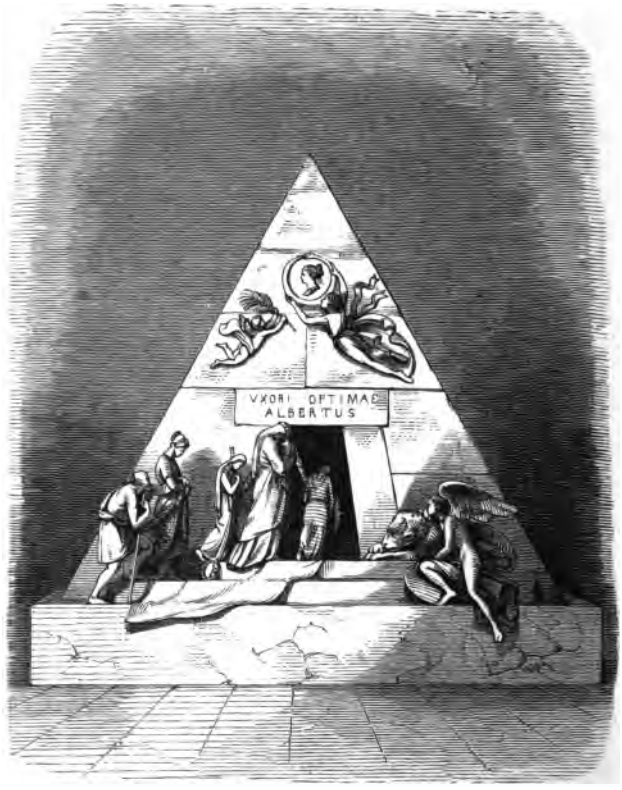
milch. Ich erfahre, daß die Universität in Brüssel reussirt, und daß auch das arme Seminar anfängt zu vegetiren."

Semlin, 17. November: „Im Moment meiner Abreise schreibe ich Dir diese Zeilen. Der Feldzug ist beendigt. Die Armee hat die Winterquartiere bezogen und ich reise morgen über Peterwardein, Essegg, Pest, Ofen nach Preßburg; ich werde mich überall aufhalten und erst Anfang December in Wien ankommen. Meine Gesundheit ist mit Ausnahme der Athmungsbeschwerden gut, und ich bin überzeugt, daß das ein eingewurzeltes Uebel ist, für das es kein Mittel mehr gibt. Die Türken sind in ihr Land zurück; sie haben nicht einen Zoll Boden von uns. Die Russen haben nichts gethan und werden auch wahrscheinlich nichts thun, obwohl sie fortfahren zu blokiren; was sie vor Oczakow unternehmen, ist keine Belagerung; ich zweifle, daß sie zum Ziele kommen."

Pest, 26. November. „Ich habe hier Deinen Brief erhalten; einige Tage bleibe ich hier, um alles zu ordnen, dann reise ich nach Wien. Du bist sehr gütig, ein solches Interesse an meiner Gesundheit zu nehmen. Sie ist immer gleich; schweres Athmen, Husten und ein dumpfer Schmerz gegen das Herz; es macht mir Herzklopfen, wenn ich nur ein wenig Bewegung mache. Ich erwarte von Euch Nachrichten über die Ständeversammlung von Brabant, wie sie endigen wird und ob man fortfährt mit denselben Thorheiten die Köpfe zu ver-

wirren. Die Universität ist jedenfalls in Brüssel besser daran als in Löwen; ebenso das Seminar. Es ist unbegreiflich, daß man darin einen Herd der Irreligiosität erkennen will. Es ist das einzige Mittel, in diese Institute einen gleichmäßigen Unterricht zu bringen, ohne sie den verschiedenen Meinungen der Bischöfe zu unterwerfen."

16. December 1788. Wien. „Ich habe Deinen Brief erhalten und sage Dir tausend Dank für Dein liebevolles Interesse an meiner Gesundheit. Sie ist immer gleich. Ich athme schwer und huste viel seit meiner Rückkehr. Hier führe ich ein Leben wie eine Wöchnerin: ich gehe nicht aus, außer einigemal Abends zur Prinzessin Elisabeth. Ich war noch nicht im Theater. Ich nehme Droguen, Morgens Ziegenmilch, aber ich merke keine Veränderung; jetzt habe ich den Schnupfen bekommen, der seinen gewöhnlichen Verlauf nimmt. — Neues weiß ich Dir nicht zu sagen, als daß wir einen schrecklichen Winter haben, viel Schnee und starke Kälte, was sehr schlimm ist für den Marsch der Regimenter und die Transporte. Ich kann kein Prognostikon stellen, was bei dem Chaos, bei der politischen Erschütterung, welche in Europa fast Alles ergriffen hat, noch kommen wird. Die Antworten aus Petersburg geben ein wenig Licht. Ich schicke Dir hier einen Bericht über den letzten Feldzug und die Ursachen aller Ereignisse."


VXORI OPTIMAE
ALBERTUS

Marie Christine,

Erzherzogin von Oesterreich.

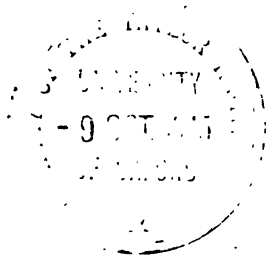
Von

Adam Wolf.

Zweiter Band.

1788—1798.

Wien.
Carl Gerold's Sohn.
1863



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

VII. Bedrängniß u. Flucht, Nov. 1788 — Febr. 1790 1—44

Einberufung der belgischen Stände 3
Steuer-Verweigerung . . . . . —
Gewaltmaßregeln des Ministers, Jänner 1789 4
Plan zu einer Reform der Stände 6
Die patriotische Verbindung 7
Die Generalstatthalter sind von der Regierung ausgeschlossen —
Briefe K. Joseph's vom März bis Nov. 1789 9
Beginn der Revolution 19
Trautmannsdorf zwingt die Statthalter zur Flucht . . . 23
Der December-Aufstand in Brüssel 28
Rückzug der Armee und Fall der Regierung 29
Kobenzl als k. Kommissär 30
Bender als Kommandant der Truppen 31
Brief Joseph's II. vom 28. Dec. 1789 32
Die Generalstaaten erklären Belgien als freie Föderativ-Republik 33
Christine in Bonn 35
Briefe an die Fürstin Liechtenstein 36
K. Joseph's letzte Tage und Briefe 40
Tod und Nachruf 42

VIII. Enthüllungen 1790 . . . . . 45—86

Eindruck des Todes Joseph's auf Christine 47
Leopold als Großherzog von Toskana 49
Verschiedenheit Joseph's und Leopold's II. 50
Christine und Leopold vor 1790 52

*

Briefe Leopold's: Seite
vom 16. Sept. 1789 über die Reformen in Belgien . 53
vom 25. Jänner 1790, kirchliche und politische Meinungen 57
vom 17. Febr. 1790, Manifest für die Niederlande . . 61
Leopold's eigenthümliche Stellung als Thronerbe 66
Er wird als Mitregent berufen 68
Erster Brief nach Joseph's Tode, 2. März 1790 69
Leopold in Wien 71
Zustände in Oesterreich 72
Die ersten politischen Schritte 74
Lösung der auswärtigen Verwicklungen 76
Vertrag von Reichenbach 79
Die belgische Revolution ist isolirt . . . . . —
Trotz und Fanatismus der Revolution 80
Christine und Albert in Thätigkeit zu Bonn 83
Reise zur Kaiserkrönung 83
Nach Wien 85

IX. Rückkehr, Nov. 1790 — März 1792 . . . 87—128

Ständische Vertretungen in Deutschösterreich 89
Der Krönungslandtag in Ungarn 91
Restauration im Allgemeinen 93
Die kaiserliche Botschaft für Belgien . . . . . —
Fall der belgischen Revolution 95
Christine und Albert im Winter 17⁹⁰/₉₁ 96
Reise nach Sachsen 97
Rückkehr nach Belgien, Juni 1791 99
Huldigung der Stände 100
Die neue Regierung und alte Opposition 102
Aus den Briefen Leopold's II., Sept. 1791 103
Graf Metternich als Minister 104
Erzherzog Karl in Brüssel 105
Stellung des Kaisers zur französischen Revolution 107
Leopold in Italien 109
Briefe nach der Flucht des Königs von Frankreich, 5. und 6. Juli 1791 110
Brief über die Pillnitzer Convention 115

Seite
Leopold's Aeußerungen über die Emigranten 116
Vorbereitung zum Krieg mit Frankreich 118
Christine und Marie Antoinette 122
Christinen's Brief vom 30. Jänner 1792 125
Tod Leopold's II. und Christinen's Brief an die Fürstin Liechtenstein 126

X. Krieg u. Wanderschaft, März 1792 — Juli 1795 129—170

Die Kriegsrüstung 131
Herzog Albert im Hauptquartier 132
Gefecht bei Maubeuge, 11. Juni 134
Christine, Metternich und die Stände . . . . . —
Der Herzog während des Feldzugs in der Champagne . . 136
Belagerung von Lille 138
Schlacht bei Jemappes, 6. Nov. 139
Abdankung des Herzogs 142
Christinen's Flucht aus Brüssel, 9. Nov. . . . . —
In Münster 143
In Wien 145
Christine und Erzherzog Karl 146
In Dresden, 1793 147
Häusliche Bedrängnisse 149
Herzog Albert, Oberfeldherr am Rhein, 1794 151
Zustand der Reichsarmee 153
Der Krieg am Rhein 154
Zerwürfniß mit Preußen 156
Verlust des Forts von Mannheim 158
Rückblick des Herzogs auf den Feldzug 160
Auflösung der Reichsarmee 164
Entlassungsgesuch des Herzogs 166
Christine in Schwetzingen und Heidelberg 167
Auf der Reise nach Wien 168

XI. Wieder in der Heimat, Juli 1795 — Juni 1798 171—212

Christinen's Stillleben 173
Tod des Erzherzogs Leopold 174
Thugut und die Kriegsleitung 176

Seite

Erzherzog Karl im Feldzuge 1796 177
Christinen's Theilnahme 178
Kriegsnoth und Kriegseifer in Wien 180
Der Friede von Campoformio . . . . . —
Badereise nach Teplitz, August 1797 182
Der Winter in Wien 184
Christine erkrankt . . . . . —
Im Palais Kaunitz zu Mariahilf . . . . . —
Krankheit und Tod, 24. Juni 1798 186
Letzter Brief an Herzog Albert 187
Seine Trauer, sein Nachruf 190
Christinen's Porträt von Roslin 192
Rückblick auf ihr Leben 194
Innere Entwicklung 197
Charakterschilderung des Herzogs 203
Seine künstlerische Vorliebe 207
Weitere Erlebnisse 208
Vermählung des Erzherzogs Karl 210
Tod des Herzogs Albert, 1822 211
In der Kapuzinergruft 212

XII. Briefe . . . . . 213—266

1. Brief der Kaiserin Marie Thereſe an die Erzherzogin Christine, 1766 215
2. Brief der Fürstin Leopoldine Liechtenstein über die letzten Tage der Kaiserin Marie Thereſe 221
3. Briefe K. Joseph's II.:
   an Christine, Semlin 6. Juni 1788 227
   „ „ Semlin 13. Juni 1788 228
   an Herzog Albert, 12. März 1789 230
   an Christine, 12. October 1789 232
   „ „ 28. December 1789 . . . . . —
   „ „ Wien 13. Februar 1790 234
   „ „ Wien 19. Februar 1790 235
4. Briefe des Großherzogs und K. Leopold's II. an Christine:
   15. Juni 1787 235
   20. Juni 1787 237

Seite

7. März 1789 237
17. Februar 1790 238
Padua 6. Juli 1791 240
30. Juli 1791 242
25. October 1791 244
24. Februar 1792 246

5. Briefe der Erzherzogin Chriſtine:
an die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein:
24. Auguſt 1785 247
3. März 1789 248
16. März 1792 250
an K. Joſeph II., 27. April 1788 251
an Kaiſ. Leopold II.:
Coblenz 25. November 1789 252
9. Auguſt 1790 258
30. Januar 1792 259
an Herzog Albert, 1778 261
8. Mai 1778 262
2. Juni 1778 263
26. Juni 1778 264
Letzter Brief . . . . . —

VII.

Bedrängniß und Flucht.

Nov. 1788 — Febr. 1790.

In Belgien war die Autorität hergestellt und der Grundstein der neuen Administration gelegt. Der Kaiser wollte, wie er es versprochen, den Ständen ihre volle Wirksamkeit lassen. Seine Briefe an Trautmannsdorf vom Sommer und Herbst 1788 athmeten eine mehr versöhnliche Stimmung; er hatte erklärt, daß er gerne eine ständische Deputation in Wien empfangen würde; Trautmannsdorf selbst sollte deßwegen berufen werden. Aber die Dinge gediehen zu Ende des Jahres auf einen Punkt, daß der Bruch mit der Regierung unausbleiblich war. Das Gouvernement berief die Stände der einzelnen Provinzen, um ihnen das Budget für's nächste Jahr vorzulegen. Jene von Brabant versammelten sich am 21. November in Brüssel. Adel und Geistlichkeit bewilligten die Steuern, der dritte Stand verweigerte sie und nach altem Brauch war damit die Frage entschieden. Die Stände von Flandern gaben einmüthig die Zustimmung zu einer Anleihe von drei Millionen. Jene von Hennegau verweigerten die Steuern, obwohl sie in früheren Zeiten für das Haus Oesterreich die größten Opfer gebracht hatten.

Trautmannsdorf glaubte in aller Strenge vorgehen zu müſſen. Er veröffentlichte eine Depeſche des Kaiſers, in welcher alle früher gemachten Conceſſionen widerrufen wurden. Der Kaiſer ſprach ſeinen Unwillen über die letzten Vorgänge aus. Die Steuern ſollten ohne weiters eingehoben werden, weil die erſten zwei Stände ihre Zuſtimmung gegeben hätten. Die Stände vergäßen ihre Pflicht als treue Unterthanen und könnten ſich nicht mehr mit Recht auf die joyeuse entrée berufen, der Souverain betrachte ſich nicht mehr daran gebunden. Die Stände von Brabant und Hennegau werden aufgelöst, der permanente Ausſchuß derſelben hört für immer auf, alle Beamten der Stände werden hinfort nur dem Souverain verpflichtet, die Kaſſen und Archive von der Regiernng übernommen [1]).

Der Kaiſer theilte den Statthaltern ſeine Entſchlüſſe in einem Briefe mit [2]). „Ich laſſe Trautmannsdorf die Depeſchen zukommen und Ihr werdet ſie ſelbſt ſehen. Sie ſchienen mir allein paſſend, dem Trotz zu begegnen, den man ſich erlaubt. Man will von der Verlegenheit des Krieges profitiren; man glaubt mich in Geldnoth und will mir demüthigende und gefährliche Conceſſionen entreißen; aber davon bin ich weit entfernt; ich bin feſt und unwiderruflich entſchloſſen, nicht

[1]) Memoiren des H. Albert.
[2]) 8. Jänner 1789.

zu weichen. — Ich bitte Euch, dem Minister und General alles aufzutragen, was nothwendig sein wird; saget ihnen, daß ich eher alles riskiren will, als in Punkten zu weichen, wo das gute Recht offenbar für mich ist."

Die feste Sprache des Ministers, die Truppen und Kanonen auf den Plätzen machten Eindruck. Die Stände von Brabant erklärten am 26. Jänner, allen Forderungen des Kaisers genügen zu wollen. Die kleine Provinz Mecheln fügte sich ebenfalls. In Hennegau war nur der Adel gehorsam, Geistlichkeit und Bürger beharrten in der Opposition. Trautmannsdorf ließ deßwegen einige Personen arretiren und die Garnison von Mons verstärken. Im Ganzen war das Volk mit der ständischen Verwaltung nicht zufrieden. Ein kluges Vorgehen konnte den Erfolg sichern. Der Minister war damals in einer eigenen geheimen Correspondenz mit dem Kaiser; sie wurde durch den Geheimsecretär Anton vermittelt; an den Hof- und Staatskanzler kamen nur die breiten officiellen Berichte. Auch Albert und Christine erfuhren nichts von dem eigentlichen Zusammenhang. Der Kaiser war so mit Trautmannsdorf zufrieden, daß er ihm den Orden des goldenen Vließes verlieh, was den Minister noch mehr bestärkte, auf der betretenen Bahn weiter zu gehen. Trautmannsdorf schlug damals dem Kaiser vor, die Stände neu zu organisiren und namentlich den dritten Stand nach einem anderen Modus zu berufen;

er ſchlug ferner die Aufhebung des alten Conſeils und Einſetzung eines neuen vor, deſſen Glieder nur von dem Souverain ernannt werden ſollten. Der Kaiſer ſchwankte, lange erfolgte keine Antwort. Erſt am 16. Juni 1789 erſchien ein kaiſerliches Edict mit der Erklärung, daß der dritte Stand neu organiſirt und die Steuer fixirt werden ſolle, um das Einkommen nicht von einer periodiſchen Bewilligung abhängig zu laſſen. Das Conſeil von Brabant wurde aufgehoben und im Fall des Widerſtandes die Anwendung von Militärgewalt in Ausſicht geſtellt. Der Miniſter erhielt den Auftrag, das Edict den Ständen vorzuleſen, ihrer Berathung beizuwohnen und darüber zu berichten. Zugleich wurde dem Kardinal in einem trockenen Briefe befohlen, ſeine Erklärung über das Generalſeminar zu Löwen binnen vierundzwanzig Stunden dem Gouvernement zuzuſchicken.

Es waren überſtürzte Maßregeln, welche den mühſam errungenen Sieg der Regierung wieder erſchütterten. Als Trautmannsdorf einige Herren darüber befragte, antworteten ſie, daß ſeine Gegenwart in der Verſammlung allein ſchon einen Bruch der Verfaſſung bedeute, und Niemanden könne dabei eine Meinungsäußerung geſtattet werden, als dem Souverain. Der Miniſter erſchien nun zwar nicht perſönlich, ſchickte aber den Ständen ſeine Inſtruction zu. Als ſie erklärten ihre Verſammlung nicht fortſetzen zu können, erſuchte ſie der Miniſter ihm das ſagen zu laſſen und ſandte dann einen Kommiſſär, welcher

das kaiserliche Rescript mittheilte. Dem Kardinal und anderen Prälaten wurde verboten die Stadt zu verlassen, Truppen rückten aus und Kommissäre kamen in's Ständehaus, um die Papiere und Kassen zu versiegeln. Ein Rath wurde beim Herausgehen aus der Sitzung verhaftet, andere wurden überwacht. Es sah aus, als sollte nach der momentanen Einschüchterung das Regiment des Schreckens beginnen. Die Verfassung war suspendirt, wenn auch dies nicht ausgesprochen wurde. Die Regierung war in diese traurige Nothwendigkeit versetzt, denn die Opposition hatte sich organisirt und stand in Waffen bereit. Van der Noot arbeitete in London und im Haag für die Revolution. Eine patriotische Verbindung war geschlossen, an deren Spitze der Advocat Vonk stand; sie zählte bis zum October 46.000 Mitglieder und das leitende Comité konnte über Waffen und Geld verfügen.

Christine und Albert waren all' den verschiedenen Conflikten fern geblieben. Sie machten kein Hehl aus ihrer Sympathie für die alte Verfassung des Landes. Christine hatte in ihren Briefen an den Kaiser offen ausgesprochen, daß die Vorschläge des Ministers und des Generals zu keinem guten Ende führen könnten. Der Herzog war im Princip gegen jede Gewalt. Er schrieb in seinen Memoiren: „Nachdem der Despotismus durch Militärgewalt die Stimme des Volkes zum Schweigen gebracht hatte, gab es keine Constitution mehr. Wie konnte man noch von Rechten und Freiheiten sprechen,

da eine unbedingte Unterwerfung gefordert wurde; von nun an existirten keine Stände mehr." Der Herzog und seine Frau waren damals auf einer kleinen Reise an die See und Trautmannsdorf verschonte sie wenigstens damit, ihre Unterschriften für jene Edicte zu begehren. Er fürchtete, daß sie seine Entwürfe durchkreuzen und ihre Meinung den Ständen offen aussprechen würden. In einem Briefe an den Kaiser äußerte er: „Die mitleidigen Herzen der Erzherzogin und ihres Gemahls leiden unendlich bei dem Schlage, welcher den Staatskörper getroffen; sie liebten ihn mehr als er es verdiente und alle Rechte und Privilegien waren ihnen sehr theuer. Da man auf alles, was die Hoheiten sagen oder thun, ein großes Gewicht legt, so empfehle ich ihnen, sich etwas verborgen zu halten. Ich hoffe, daß sie nicht sprechen werden, aber ich bin sicher, daß sie sich verrathen werden, und ich glaube, sie werden nicht böse sein, sich verrathen zu haben" [1]).

Joseph kannte die politische Gesinnung seiner Schwester und ihres Gemahls genau. Er wußte, daß beide für die alte Staatsform eingenommen waren und von einem Vergleich mit den Ständen Friede und Ordnung hofften; er wußte, daß Christine mit dem Großherzog in Toskana einen vertrauten Briefwechsel unterhielt und darin die belgischen Angelegenheiten oftmals berührt

[1]) Memoiren des Herzogs.

wurden, aber seine edle hochfliegende Seele blieb von allem Mißtrauen, allem Argwohne frei. Er hielt Christine von allen Geschäften fern, aber er bewahrte ihr die alte Liebe, das alte Vertrauen, die ganze Offenheit seines Wesens. Seine Briefe aus dem Jahre 1789 bieten ein eigenes Interesse. Die tiefste Wehmuth, die Trauer um seine gebundene Kraft, die Erkenntniß, daß er mit seinen besten Ueberzeugungen allein stand, sprechen sich darin aus. Die Krankheit zehrte an ihm, daß er sein Leben für verloren hielt. Von Monat zu Monat werden die Briefe trauriger.

Joseph an Christine, 1789, 4. März. „Ich habe Deinen Brief erhalten und bin sehr zufrieden, daß auch der geringste Schein eines Mißtrauens, welches Du mir in Rücksicht auf Euch zutraust, durch meinen letzten Brief verschwunden ist. Gewiß wird dies niemals in meinem Geiste Wurzel fassen, weil ich Deine Gesinnung und Freundschaft für mich seit einer Reihe von Jahren kenne. Ich wünsche, daß alles geordnet wird, daß die Ruhe in die Gemüther zurückkehrt und jene Impertinenzen, welche zur Mode, zum guten Ton zu gehören scheinen, aufhören. Wie Deine Nachbarn sich aus der kritischen Lage, in der sie sich befinden, herauswickeln werden, weiß ich nicht. Der König hat schon viel von seiner Autorität verloren; es scheint mir unmöglich, alle die verschiedenen Willen zu vereinigen; nur der Enthusiasmus und der Leichtsinn der französischen Nation ge-

währen noch einige Hoffnung, daß es zum Heile des Königs und seiner Minister endigen wird. — Meine Gesundheit ist immer in Unordnung; das Athmen geht schwer, Herzklopfen und Husten dauern fort ungeachtet all' der gebrauchten Mittel. Ich sehe wohl, daß ich das Uebel in Geduld tragen muß, denn es wird mich nicht mehr verlassen. Das ist sehr unangenehm für mich, denn die körperliche Lebendigkeit, der Wille zu sprechen und zu dictiren sind immer im Streit mit meinem Unwohlsein."

Joseph an den Herzog Albert, 12. März. „Mein lieber Schwager! Der Courier bringt mir eben Deinen Brief und die Erinnerung an meinen Geburtstag. Alles freut mich, was Du in Deiner Freundschaft sagst, denn sie ist von edlem Gehalt und ich lege den höchsten Werth darauf. Es ist noch nicht entschieden, was wir thun oder nicht thun werden. Der Feldzug der Russen hält mich in der Schwebe. Von ihrem Marsche wird die Bewegung des Prinzen von Coburg und des Corps in Siebenbürgen abhängen; wenn sie bis zum Herbst am Dniester und Pruth bleiben, so werde ich wieder die ganze türkische Macht auf dem Halse haben, wie es allen Anschein hat. Die Russen hoffen, ohne Gefahr und Mühe eine Provinz zu occupiren. Man muß gestehen, daß eigentlich sie und nicht ich die Rolle eines Alliirten spielen. — Ich bin seit acht Monaten krank, nehme immer Medicin und es wird nicht besser. Die

Bruſt iſt ſchwach, der Auswurf ſtark, das Athmen ſchwer und der Herzſchlag heftig. In den drei Monaten, die ich in Wien bin, habe ich mich ſehr geſchont; ich bin nur ausgegangen, um meine Geſundheit zu fördern, aber es war vergeblich. Auf die Bitte des Störk ließ ich noch drei Aerzte kommen; ſie unterſuchten mich und ihr Rath war derſelbe, die Heilmittel fortzuſetzen und die volle Ruhe des Körpers und Geiſtes zu bewahren. Du ſiehſt, mein lieber Schwager, daß ſie weder das Amt, das ich bekleide, noch die Art, wie es verſehen ſein ſoll, kennen, indem ſie glauben, daß man in voller Gleichgiltigkeit verhandeln und den wichtigſten Ereigniſſen ruhig zuſehen ſoll. Ich nehme an, daß mein Leiden mir bleibt; aber ich werde nicht aufhören, in aller phyſiſchen und moraliſchen Kraft, die mir bleibt, das zu thun, was der Dienſt und das Wohl meines Vaterlandes verlangt, ohne an die Folgen zu denken, welche daraus für die Dauer und Annehmlichkeit meiner Exiſtenz entſpringen können. — Adieu, ich grüße Dich von Herzen; ſei mein Dolmetſch bei meiner Schweſter und danke ihr für den lieben Brief, den ſie geſchrieben. Für das ganze Leben bin ich der Eurige."

Joſeph an Chriſtine, 15. März. „Dein lieber Mann wird Dir meinen Dank für Deinen lieben Brief ausgerichtet haben. Für heute komme ich wieder ſelbſt und verſichere Dir, liebe Schweſter, daß Deine Erinnerung mir immer angenehm iſt, obwohl ich ſeit Jahren an

dieſe Zeichen Deiner Freundſchaft gewöhnt bin. Hier bereiten wir uns zur Eröffnung des Feldzuges vor. Die Zeit iſt nicht günſtig, denn wir haben noch Schnee und Eis, was mich für die Feldfrüchte bangen macht. Es ſcheint, daß man den Frieden wünſcht, aber man ergreift nicht die Mittel, die dazu führen können. Ich bin nur der Alliirte, und es hängt nicht von mir ab, das zu thun, was mir gefällt. Ich muß mich mit den anderen in's Einvernehmen ſetzen. In den Niederlanden hoffe ich wird ſich jetzt alles arrangiren, wenn nicht für das Gute, denn ich erwarte nichts von den Gemüthern, aber wenigſtens für eine ruhige Unterwerfung; mit der Zeit wird dieſe zur Gewohnheit und vielleicht zur Ueberzeugung. — Die Krankheit des Dauphin beunruhigt mich; ich kann es nicht begreifen, da er in den erſten Jahren doch ſo geſund war. — Meine Geſundheit iſt immer gleich. Schweres Athmen und Herzklopfen. Die Aerzte riethen mir eine größere Schonung an; Lunge und Herz ſeien angegriffen. Das iſt ſehr höflich geſagt. Ich gehe nicht aus. Seit meiner Rückkehr von der Armee habe ich keine heftige Bewegung gemacht; aber in dem Arbeitskabinet ſoll meine Maſchine gehen; es iſt unmöglich, die Dinge ſo gleichgiltig zu nehmen. Die Equipagen habe ich fortgeſchickt; wenn ich die Kraft habe und die Umſtände es verlangen, reiſe ich gleich ab."

6. April. „Seit drei Wochen bin ich im ſtrengſten Regime; ich bleibe bis Mittag im Bett, gehe nicht aus

dem Zimmer, lege mich um neun Uhr nieder, verſchlucke Droguen, mit einem Worte, ich thue alles um zu ſehen, ob es noch ein Mittel gibt, geſund zu werden oder ob ich meine Partie nehmen und gehen muß. Der Appetit iſt ſo ziemlich, aber der Schlaf ſchlecht; ich kann kaum zwei Stunden ſchlafen ohne aufzuwachen. Du kannſt Dir denken, liebe Schweſter, wie ſehr dies Leben meinem lebhaften Geiſte zuwider iſt, wie es meinen Gewohnheiten und den gegenwärtigen Verhältniſſen widerſtreitet. Es könnte mir in der Welt nichts Fataleres begegnen. Alle ſchmerzhaften Krankheiten ſind nichts gegen dieſen Zuſtand, denn endlich ſetzen ſie eine Grenze, die ſie entſcheidet. Ich kann nicht an den Functionen der heiligen Woche Theil nehmen; ich will nur trachten, daß man mich zu Oſtern in's Oratorium läßt."

24. April. „Meine liebe Schweſter! Es iſt mir eine doppelte Befriedigung, Dich mit dieſen Zeilen zu grüßen, denn ich bin auf dem Punkt, wo ich es bald nicht mehr kann. Die Bruſtkrankheit, an der ich ſeit neun Monaten leide, verurſachte mir ein heftiges, wiederholtes Blutſpeien. Wenn das ſo fortdauert, werde ich ohne Zweifel bald in die andere Welt abgehen. Ich hatte mein Arrangement getroffen und erwartete das Ereigniß ohne Wunſch, aber auch ohne Furcht. Das Blutſpeien hat nun zwar wieder aufgehört, aber eine große Schwäche, eine lächerliche Magerkeit und Huſten ſind mir geblieben. — Ich bringe beinahe den ganzen

Tag im Bette zu, trinke Eſelsmilch und muß mich ſchonen, wie ich es nie gethan. Ich habe Deinen Brief erhalten und es wird nur von Dir abhängen, welche Reiſe Du unternehmen willſt. — Adieu, wenn ich eine ſo elende, ſchlechte Exiſtenz fortführen müßte, würde ich bedauern, daß ich nicht ſchon jetzt in eine andere Welt abberufen wurde."

4. Mai: „Geſtern bin ich zum erſtenmal ein wenig ausgefahren und in der Allee, welche längs der Belvederemauer führt, abgeſtiegen. Das Wetter war warm. Den 12. werde ich nach Laxenburg gehen. Ob ich geheilt werden kann oder nicht, muß die Zeit lehren.

7. Juni, Laxenburg: „Ich befinde mich beſſer, trinke wieder Eſelsmilch, meine Kräfte ſtärken ſich. Seit zwei Monaten hat es nicht geregnet; es weht beſtändig ein kalter Wind, daß ich das Zimmer nicht verlaſſen kann. Der Courier überbringt poſitive und definitive Befehle, um all' den Streitigkeiten und Inſolenzen der Niederländer, koſte was es wolle, ein Ende zu machen. Wenn ſie nicht Vernunft annehmen und ſich unterwerfen, wird Gewalt angewendet und das Uebel mit ſeiner Wurzel ausgeriſſen, komme was da wolle [1]). Man muß ein Ende machen und verhindern, daß es nicht weiter greife; nach ſo langem Zuwarten bin ich

[1]) Si la raison et la soumission n'aura pas lieux, la force devra être employée et le mal coupé pour toujours dans sa racine arrive ce que voudra.

das mir und dem Wohl der Monarchie schuldig. Ich bitte Dich und meine guten Freunde, die Ihr mit Recht im Lande geliebt und geachtet seid, macht daß die Wahrheit durchdringe, öffnet den Blinden die Augen und unterstützt die Schritte, welche das Gouvernement und das Militär unternehmen wird. Sie werden lästig scheinen, aber um zum Ende zu kommen, muß man weder Mühe noch Kosten scheuen, noch inne halten."

6. Juli: „Meine Gesundheit ist gleich. Jetzt wo der Streich auf die Verfassung geführt werden soll, welche die Brabanter so sehr mißbraucht haben, muß man, meine liebe Schwester, bei jeder Gelegenheit trachten, daß die Sorge, die dies macht, verschwinde und die Ruhe zurückkehre. —

26. Juli: „Ich habe Deinen Brief aus Düsseldorf erhalten. Ihr werdet dort die schöne Gallerie bewundert haben, besonders wird der Prinz davon befriedigt sein, denn man hält sie für eine der schönsten und reichsten. Der Regen wird Eure Reise sehr unangenehm gemacht haben, da Westfalen nicht in dem Ruf guter Straßen steht. Endlich ist in Brabant unsere Partie gewonnen und mit allem Erfolg, in aller Ruhe; man wird das Phantom vergessen, das dort seit zwei Jahren alle unglücklich gemacht hat. Man sprach von der Constitution ohne sie zu kennen, ohne einen anderen Vortheil zu haben als die Illusion und das Recht, einige Grobheiten sagen zu dürfen. In Frankreich sind

die Dinge sehr verwirrt; man muß erst abwarten, zu was das neue Ministerium führen wird; sie werden Mühe haben, weil der Grund nicht fest ist; es ist nicht möglich etwas dauerhaft zu begründen [1]). — Was meine Gesundheit betrifft, so habe ich seit neun Tagen keinen Rückfall von Schmerzen; aber ich huste und breche Blut; ich esse mit gutem Appetit, der Schlaf ist sehr unterbrochen; ich gehe zu Fuß, das Fahren schmerzt mich."

29. Juli: „Ich habe Deinen Brief erhalten. Derselbe Courier brachte mir die Nachricht von den unglaublichen Ereignissen in Frankreich [2]). Trautmannsdorf hat sehr wohl daran gethan, denn bis zu dieser Stunde weiß ich noch kein Wort von Mercy. Es ist unbegreiflich, wie die Dinge so weit kommen konnten und wie man dem Könige zu einem Act der Autorität rathen konnte, ohne früher vorgesorgt, ohne eine Disposition getroffen zu haben, und wie die Einnahme der Bastille die Köpfe in Versailles so verwirren konnte, daß sie allen Muth verloren und der König schimpflich wie im Triumphe nach Paris geführt wurde. Wenn man das in der Geschichte lesen wird, wird man es nicht glauben wollen. Deine Gäste werden nicht in-

---

[1]) Ils auront bien de la peine quand le pivot sur le quel tout roule n'est pas ferme il n'est pas possible de parvenir à faire quelque chose de stable.

[2]) Die königliche Sitzung vom 23. Juni, Erstürmung der Bastille 14. Juli.

kommodirt ſein und nach Hauſe zurückkehren; ſie haben eine miſerable Rolle geſpielt [1]). Ich bin wegen meiner Schweſter wahrhaft in Unruhe, denn ich erfahre nichts und ſie iſt allein; alle ihre Bekannten haben ſich gerettet. Man iſt ſehr gereizt gegen die Königin, weil man ſie für eine Antidemokratin hält. Adieu, ſorgen wir, daß dieſes Beiſpiel nicht die Köpfe bei uns verdreht." —

Den Sommer verbrachte der Kaiſer in Laxenburg und Hetzendorf. Er fühlte ſich ſo hergeſtellt, daß er im September wieder zur Armee gehen wollte. Aber zu ſeinem Lungenleiden kam nun noch ein Hämorrhoidalleiden, ſo daß er ſich im Auguſt einer ſchmerzhaften Operation unterziehen mußte. Tagelang war er wieder im Bette und durfte nur wenig genießen. Die Einſamkeit und Thatloſigkeit waren ihm ſchmerzhafter als die Operation. Seiner Schweſter gibt er von Allem Nachricht; wenn er nicht ſchreiben kann, ſetzt er wenigſtens einige freundliche Worte hinzu [2]). Ende Auguſt vermochte er wieder zu ſchreiben.

13. September: „Ich habe Deinen lieben Brief durch den Kapitän Blonquet erhalten und freue mich

---

[1]) Artois, Condé, die Polignac's u. a. Flüchtlinge. Chriſtine ſchickte einige Tage ſpäter dem Kaiſer einen Brief von Artois und fragt, ob Marimont paſſend wäre. Sie iſt weder von Artois noch von ſeinen Begleitern erfreut. Chriſtine an Joſeph 30. Juli 1789.

[2]) Briefe vom 14., 17., 24. und 29. Auguſt.

über die Fortdauer Deiner guten Gesundheit. Ich bin in Hetzendorf; das Wetter begünstigt mich; da ich nicht große Gänge machen kann, so genügt mir der Garten hier; öfters hilft jener von Schönbrunn aus. Meine Gesundheit ist in gleichem Stand. Wir erwarten, daß unsere Truppen über die Save gehen und vor Belgrad rücken werden. Ich kann Dir nicht sagen, welchen Kummer, welche Unruhe ich fühle, daß ich nicht dort bin. Sieh zu, daß das schlechte Beispiel von Frankreich und Lüttich nicht bei Euch nachwirken wird. Es wird wahrhaft komisch, wenn die Generalstände eine Constitution verlangen, sie werden niemals dazu kommen, sie in's Werk zu setzen. Ich grüße Dich und den Prinzen von ganzem Herzen und bin für's Leben der Eure."

12. October: „Deine Freundschaft und Dein Interesse verpflichten mich, Dir mitzutheilen, daß ich heute die Nachricht von der Einnahme Belgrads erhalten habe. In Folge der Capitulation wird die Garnison mit Weibern und Kindern zurückgeschickt; 300 Kanonen mit viel Munition, Kriegsschiffe, die Kriegskasse u. a. sind unser. General Klebeck hat diese gute Nachricht gebracht und ist mit 24 Postillons eingeritten. Daß ich nicht dort sein konnte! Es ist furchtbar, krank zu sein! Meine Gesundheit ist gleich; ich grüße Dich für's ganze Leben. Sage dem Prinzen meine Grüße."

3. November: „Tausend Dank für die Nachrichten, die Du mir von unserer Schwester, der Königin, ge-

geben haſt. Sie ſelbſt hat es nicht gewagt, mir mit dem letzten Courier ſelbſt zu ſchreiben, aber ſie ließ mich durch den Grafen Mercy benachrichtigen. Ihre Lage war ſchrecklich, ſie iſt noch der Gnade der ſchlechteſten Canaille preisgegeben; ſo lange ich ſie nicht aus ihren Klauen weiß, bin ich immer in Sorgen. Was dieſe Franzoſen thun, um ſich eine gute Conſtitution zu geben, indem ſie ſie zerſtören. Dieſelbe Thorheit herrſcht theilweiſe in Brabant. Es iſt nur der Unterſchied, daß der franzöſiſche Rauſch vom Champagner kommt; er iſt raſch, aber leicht und vergeht ſchnell, während jener der Brabanter vom Bier kommt; er iſt langwierig und hartnäckig. — Ich grüße Dich von ganzem Herzen." —

In dieſer Zeit war wie in Frankreich ſo in den Niederlanden der Kampf gegen die Regierung eröffnet worden. Die Revolution hatte ſich ſeit Monaten im Stillen organiſirt. Die Meinungsverſchiedenheit der Parteien war noch nicht hervorgetreten, und der Anſchluß an die Oppoſition galt allgemein als eine Pflicht des Patriotismus. Die Regierung hatte von Allem nur eine unbeſtimmte Kunde. Die Leiter der Bewegung lebten ganz ruhig in Brüſſel. Erſt im September, als der Aufſtand längſt vorbereitet war, fing man an mit Strenge einzuſchreiten, aber ohne Erfolg; das angefangene Werk war zu weit gediehen. Van der Noot hatte in London, im Haag und in Berlin für die Revolution gearbeitet. Trotz allem äußeren Anſchein des

Gegentheils unterſtützten Holland und Preußen den Widerſtand der Niederländer gegen die Regierung. In Breda auf holländiſchem Gebiete bildete ſich das leitende Comité der Bewegung. Die Flüchtlinge wurden in Corps von Freiwilligen organiſirt und in Waffen geübt. Das Comité unterhielt eine thätige Correſpondenz mit den angeſehenſten Staatsmännern im Haag. Die Regierung ordnete nun eine allgemeine Entwaffnung an, ließ Mehrere verhaften und ſuchte die Bewegung zu unterdrücken. Aber dieſe war längſt zum Ausbruche reif. Hochgeſtellte Perſonen wie der Kardinal Frankenberg, der Biſchof von Antwerpen flüchteten oder verbargen ſich. Die allgemeine Kataſtrophe war nahe und unvermeidlich [1]).

Am 25. October kam die Nachricht nach Brüſſel, daß ein Trupp Emigranten von Holland in's öſterreichiſche Brabant eingefallen ſei, das Fort Lillo beſetzt, die Kaſſen weggenommen und den Kanzler Krumpipen auf ſeinem Schloſſe gefangen genommen habe. Van der Merſch war mit 3- bis 4000 Mann in Turnhout eingerückt und ſchlug auch den kaiſerlichen General Schröder mit ſeinem Corps zurück; erſt als General d' Arberg mit Geſchütz und Cavallerie anrückte, flüchtete er mit ſeinen Haufen auf das holländiſche Gebiet zurück. Die

[1]) Memoiren des Herzogs Albert; vergl. Arendt's, die brabantiſche Revolution in Raumer's hiſtor. Taſchenbuche 1843. 284, 287.

erſte Expedition der Inſurgenten war kläglich ausgefallen, aber ein anderer Trupp, der von einem ehemaligen franzöſiſchen Officier geführt wurde, rückte in Flandern ein und behauptete ſich in Gent gegen die kaiſerlichen Truppen. Es war kein Zweifel, daß die Regierung die Kraft hatte dieſe revolutionären Elemente zu bändigen. Von d'Alton waren alle Maßregel getroffen, um einen Aufſtand in Brüſſel zu unterdrücken, Gent konnte in wenig Tagen wieder genommen werden, aber es kamen Briefe vom Kaiſer, in denen er alle Dispoſitionen d'Alton's mißbilligte. Er fügte bei, daß man die belgiſchen Inſurgenten nicht wie die Türken behandeln könne; man ſolle nur gegen die Anführer vorgehen und wegen Krumpipen keine Repreſſalien gebrauchen. Der Miniſter ſolle um jeden Preis die Ruhe wieder herſtellen und habe dazu unbedingte Vollmacht, um der Einmiſchung des preußiſchen Kabinets zuvorzukommen [1]). Die Folge war, daß die Inſurgenten in Gent Sieger blieben, daß Brügge, Courtrai, Menin, beinahe ganz Flandern, das bisher ſo treu war, ſich für die Revolution erklärten, und d'Alton ſich auf die Vertheidigung Brüſſels und der Feſtungen beſchränkt ſah.

Chriſtine und Albert hatten, als im October die Inſurgenten in Brabant eingefallen, Laeken verlaſſen und waren in die Stadt überſiedelt. Sie verlebten hier

[1]) Albert's Memoiren.

Tage in wechselnder Stimmung gequält und geängstigt von den peinlichsten Eindrücken. Aus Frankreich kamen nur trübe Nachrichten. Christine fürchtete für die Königin, für den Dauphin, für die Monarchie und rings um sie im eigenen Lande erhob die Revolution ihr Haupt. „Unsere unvergleichliche Mutter," schrieb sie damals in einem Briefe [1]), „hat uns als Erbtheil Kummer ohne Ende zurückgelassen; ihr Leben war geebnet und erfüllt von Macht und Herrschaft; wir fühlen ihren Muth und wollen ihr in Gottesfurcht und Ergebenheit nachahmen." Nach den ersten Conflicten mit den Insurgenten theilte Trautmannsdorf den Generalstatthaltern einen Brief des Kaisers mit, worin dieser den Wunsch aussprach, daß sie „wenn die Verhältnisse es erheischten," das Land verlassen sollten. Christine und Albert weigerten sich, so plötzlich abzureisen; sie entgegneten, das sehe mehr einer Flucht gleich und die österreichische Sache würde in Aller Augen als verloren erscheinen. Trautmannsdorf willigte dahin ein, daß sie neue Nachrichten abwarten wollten. Diese kamen bald und waren traurig genug. Brügge erklärte sich für die Revolution, man mußte für Ostende fürchten, neue Haufen von Insurgenten bedrohten die Grenze von Brabant. In Folge dessen wurde in Brüssel der Schatz und das Eigenthum des Souverains gepackt. Trautmannsdorf schickte einen

[1]) An Eleonore Liechtenstein 1. November 1789.

Courier an den Kaiſer, um ihn von dem ſchlechten Stande der Angelegenheiten zu unterrichten und Truppen zu begehren; auch den Kurfürſten von Köln ging er um Truppen an. Seine Frau reiſte ab und zwar auf der Straße durch franzöſiſch Flandern. D'Alton ließ der Erzherzogin wiſſen, daß Flandern geräumt, die Armee bei Brüſſel vereinigt und nur die Verbindung nach Namur und Luxemburg geſichert würde.

Die Statthalter erhielten am 16. November Briefe vom Kaiſer, in welchen er ſeine Beſorgniß vor der nächſten Zukunft ausſprach und ſie erſuchte, das Land zu verlaſſen. „Ich bin unwillig," ſchrieb er, „Euch inmitten dieſer unglücklichen Inſurrection zu wiſſen, und wenn ſchon alle Bande reißen, wünſche ich Euch entfernt zu wiſſen. Ich werde nicht ruhig ſein, bis ich Euch von dem Orte entfernt weiß, wo ſo furchtbare Stürme bevorſtehen. Ich will keinen Ort vorſchreiben, aber Wien wird Euch ohne Zweifel angenehm ſein; Ihr ſollt in aller Liebe und Freundſchaft empfangen werden" [1]).

Am Abend desſelben Tages kam der Miniſter zur Erzherzogin und machte ihr den Vorſchlag, daß ſie, um jedem Schrecken zu entgehen, alſogleich abreiſen möchte. Chriſtine war von dieſer Sprache auf das Höchſte beleidigt. Sie erwiderte, ſie ſei nicht ſo muthlos und

[1]) Joſeph an Chriſtine 7. und 8. November 1789.

furchtſam wie andere Frauen, es handle ſich hier um ihre Ehre, und ſie ſei entſchloſſen nur mit dem Gouvernement und den Truppen die Stadt zu verlaſſen. Trautmannsdorf ſchien davon erbittert und zeigte ein Billet des Kaiſers, welches dem Miniſter die Vollmacht ertheilte, auf die Abreiſe der Generalſtatthalter zu dringen. Chriſtine antwortete im Innerſten erſchüttert: „Wohl, dem Kaiſer muß ich gehorchen, aber wir reiſen nur dann, wenn Sie und der Armeecommandant uns es ſchriftlich geben, daß die Abreiſe abſolut nothwendig ſei"; übrigens ſei es an ihr, den Moment der Abreiſe zu beſtimmen. Trautmannsdorf verweigerte aber jede Schrift und beſtand darauf, daß ſie ſogleich das Land verlaſſen ſollten. Am 17. Morgens befahlen Chriſtine und Albert ihren Leuten, alles für die Reiſe vorzubereiten. Noch am ſelben Nachmittage ließ Trautmannsdorf ihnen durch den Arzt ſagen, daß kein Augenblick zu verlieren ſei, Brüſſel könne jeden Moment eingeſchloſſen werden. Sie ſchickten nun die Adjutanten zu Trautmannsdorf und d'Alton, um nochmals eine ſchriftliche Beſtätigung der Nothwendigkeit der Reiſe zu verlangen. Die beiden Herren verweigerten dies abermals, aber ſie verſicherten vor Zeugen, daß die Reiſe nicht verſchoben werden könne. Der letztere fügte bei, er könne nur für ſechs und dreißig Stunden und nur für den Weg durch Luxemburg bürgen. Trautmannsdorf hatte den Weg durch Frankreich vorgeſchlagen, dem ſich aber Chriſtine

energiſch widerſetzte. Sie ſchickten nun Relais voraus und verließen am 18. November früh vier Uhr die Stadt. Sie wollten über Lüttich nach Aachen, aber die Ausſage d'Alton's zwang ſie, den ſchrecklichen, ermüdenden Weg durch Luxemburg zu nehmen. Sie galten als franzöſiſche Flüchtlinge; nirgends war eine Gefahr. Auf ſchlechten Straßen kamen ſie nach Luxemburg, Trier und am 22. nach Koblenz, wo ſie ausruhten und den nächſten Verlauf der Dinge abwarteten [1]). Chriſtine war von all' den Erlebniſſen tief ergriffen, ſie war im Sommer krank geweſen und bedurfte der Ruhe und Tröſtung. „Denke Dir, mein theurer Bruder," ſchrieb ſie an Leopold von Toskana, „meine Gefühle, als uns Trautmannsdorf Befehle wie der Kaiſer gab, als ich in den Zeitungen unſere Reiſe wie eine Flucht dargeſtellt und jener des Prinzen Condé verglichen fand, als ich erfuhr, daß der Commandant binnen vierzehn Tagen die Ruhe verbürgt habe. Dieſe Eile! Ich will nicht an eine beſondere Bosheit gegen uns denken, aber ich muß annehmen, daß die beiden Herren den Muth verloren hatten und fürchteten, die Befehle des Kaiſers für unſere Sicherheit nicht ſchnell genug vollziehen zu können" [2]).

---

[1]) Wörtlich nach einem Briefe Chriſtinen's an Leopold, Koblenz 25. November 1789.

[2]) a. a. O.

Die Abreiſe der Generalſtatthalter verbreitete Schrecken und Beſtürzung bei allen, die noch gut kaiſerlich dachten. Wer nur von den höheren Civilbeamten ſich entfernen konnte, folgte ihrem Beiſpiel. Von Tag zu Tag kamen neue Nachrichten und alle verkündeten den tiefen Fall der Regierung. Chriſtine und Albert erfuhren durch die Urſel und d'Arberg alle Details aus Brüſſel. So wenig ſie die Joſephiniſchen Reformen gebilligt, die Strömung der Revolution, der Fall der Regierung bekümmerte ſie tief. Sie erfuhren, daß der Miniſter neue Inſtructionen vom Kaiſer erhalten habe und alle jene ſouverainen Entſchlüſſe zurücknehme, welche den Unwillen der Nation erregt hatten [1]). Er entſagte dem Generalſeminar, er verſprach ſich mit den Ständen in allen Punkten der Conſtitution zu vereinigen; die joyeuse entrée ſolle wieder in Kraft geſetzt, der Rath von Brabant hergeſtellt werden; er gewährte eine allgemeine Amneſtie, nur die Führer der Bewegung ſollten davon ausgeſchloſſen ſein. Aber der Miniſter täuſchte ſich, indem er glaubte, durch dieſe Schritte zur Verſöhnung die Stände von Brabant und Flandern zu gewinnen. Der Kampf hatte einmal begonnen und konnte nur durch Umſicht und Feſtigkeit gewonnen werden. Alle dieſe Zugeſtändniſſe wurden nur als Zeichen der Furcht und Schwäche der Regierung ausgelegt und verſtärkten

[1]) 20. und 25. November.

die Partei der Revolution. Die Brabanter Stände verweigerten es, eine Sitzung zu halten, so lange sie von Kanonen und Bajonetten umstellt waren. In Gent wurde ein Tedeum wegen des Sieges über die kaiserlichen Truppen gehalten. In Flandern, welches bisher für die treueste Provinz gegolten, erklärten die Stände die Souverainetät für verfallen und übernahmen die Verwaltung; sie erneuerten die alte Verbindung mit Brabant und hoben Truppen aus.

Die Generalstatthalter hörten noch andere trübe Botschaften: daß van der Mersch das Regiment Bender nach Löwen zurückgedrängt, daß die preußischen Truppen Lüttich besetzt hatten unter dem Vorwand, den Streit zwischen dem Fürstbischof und seinen Unterthanen beizulegen. Christine und Albert überzeugten sich nun, daß die belgische Revolution nach einem Plane in Scene gesetzt war und von den fremden Mächten, namentlich Preußen, unterstützt wurde, das Oesterreich in Galizien und Belgien zu schwächen suchte [1]).

Deßungeachtet war die Sache der Regierung nicht verloren. General d'Alton hatte eine vortreffliche Armee, hielt die Hauptstadt, die Festungen besetzt und konnte nach allen Seiten ausgreifen; aber es fehlte ihm an Umsicht und Entschlossenheit. Zudem waren der General und Trautmannsdorf in den wichtigsten Maßregeln nicht

[1]) Christine an Leopold, 6. December 1789.

einig, und jeder hatte so viel Macht, daß er den andern binden konnte. Der letztere schmeichelte sich noch immer die Ruhe aufrecht erhalten zu können. Während die Truppen vor Kampfbegier brannten, ging er mit den Führern der Insurrection einen Waffenstillstand ein, zuerst auf zehn Tage, dann auf zwei Monate.

„Dieser Moment," schrieb Herzog Albert, „entschied den Verlust der Niederlande für den Kaiser." Von diesem Momente begann der Abfall der Truppen und die vollständige Auflösung der Regierung. Die Convention war ein unverzeihlicher Fehler schon deßwegen, weil sie die Insurrection als eine öffentliche Macht hinstellte. Auf Grund des Waffenstillstandes kamen mehrere Insurgenten nach Brüssel, reizten die Bürgerschaft noch mehr auf, und als d'Alton einschreiten wollte, brach die Revolution los, am 10. December, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes [1]). Alles war bis in die kleinsten Einzelnheiten vorbereitet, bewaffnete Haufen organisirten sich, ein Trupp Soldaten ging über; d'Alton wollte die Bataillone gegen die Bürger führen, Trautmannsdorf hielt ihn zurück. Noch am anderen Tage, als der Kriegsrath den Angriff um jeden Preis verlangte, legte der Minister sein Veto ein, der Kaiser habe befohlen lieber die Stadt zu räumen, als ein einziges Haus in Brand zu stecken. D'Alton räumte am Morgen des 13. De-

[1]) Vergl. Arendt a. a. O. 306.

cembers die Stadt. Durch die Unentſchloſſenheit des Miniſters, die Unordnung im oberſten Befehle war die Hauptſtadt des Landes verloren. Welch' eine Verwirrung im ganzen Zuſammenhalt der Regierung mit der Armee geherrſcht, ſollte ſich jetzt erſt zeigen: der königliche Schatz mit 3 Millionen Gulden, die Kriegskaſſe, die Archive, Kanonen und viele tauſend Gewehre fielen in die Hände der Inſurgenten. Die Beamten des Gouvernements flüchteten zu Fuß nur mit dem, was ſie auf dem Leibe hatten. Trautmannsdorf war, nachdem der letzte Reſt der Truppen abgezogen war, ebenfalls entflohen. D'Alton führte die Truppen nach Namur, und da hier kein Geld und kein Magazin zu finden war, nach Luxemburg zurück. Die prächtige Armee war wie in regelloſe Banden aufgelöſt. Die kaiſerliche Herrſchaft ſchien in Brabant vernichtet.

Dieſe unheilvolle Wendung der Angelegenheiten war die Folge der ſchwankenden Politik, des plötzlichen Wechſels von Gewaltſchritten zu Conceſſionen und der Theilung der oberſten Gewalt. Trautmannsdorf und der kommandirende General hatten ſich im Bewußtſein ihrer Stärke in eine Sicherheit eingewiegt, welche ſie über die nächſtliegenden Dinge in Täuſchung ließ. Kaiſer Joſeph wendete dieſen Verhältniſſen zu ſpät die Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu, welche nöthig waren, eine Kataſtrophe zu vermeiden. Er hatte bisher den günſtigen Berichten Trautmannsdorf's zu viel Vertrauen

geſchenkt; erſt die Ereigniſſe zu Anfang November machten ihn unſicher. Die Scheu, Bürgerblut zu vergießen und beſonders das Beſtreben, die Hände der fremden Mächte nicht in der belgiſchen Angelegenheit mitſpielen zu laſſen, ließen ihn zu allen friedlichen Verſuchen greifen. Um in die oberſte Leitung eine Einheit zu bringen, ernannte er am 28. November den Viceſtaatskanzler Graf Philipp Kobenzl zum bevollmächtigten kaiſerlichen Kommiſſär in den Niederlanden [1]). Er ſollte der Friedensbote ſein und alle Garantien geben, welche die Oppoſition früher verlangt hatte. Kobenzl war noch nicht nach Luxemburg gekommen, als er von den Ereigniſſen in Brüſſel am 12. und 13. December hörte. Er ſetzte ſeine Reiſe nicht weiter fort. Noch vor ihm war der General Ferraris mit einer außerordentlichen Miſſion und dem Auftrage das Generalkommando an d'Alton's Stelle zu übernehmen, angelangt. Er hatte ſich nach Brüſſel begeben, um dem patriotiſchen Comité die neuen Entſchließungen des Kaiſers mitzutheilen. Die Führer der Revolution antworteten ihm, es könne von einem Uebereinkommen zwiſchen dem Kaiſer und der Nation keine Rede mehr ſein, die Nation wolle ihre Rechte mit den Waffen in der Hand behaupten; ſie verwieſen auf das Manifeſt, das an den Straßenecken angeſchlagen war, und in welchem ſie den Kaiſer aller Souverainetätsrechte ver-

[1]) Joſeph an Chriſtine, 28. November 1789.

luſtig erklärten. Als der General abreiſen wollte, hielt man ihn ungeachtet der Geleitsbriefe des Revolutionscomités in Breda gefangen und ließ ihn nur unter der Bedingung frei, daß er während dieſer Unruhen nicht gegen Belgien fechten wolle. Der General ſcheute ſich nicht, dieſe Zuſage zu geben.

Statt d'Alton und Ferraris übernahm nun General Bender das Kommando der Truppen. D'Alton reiſte nach Wien. Trautmannsdorf war von Brüſſel nach Aachen entflohen. Er wollte nach Luxemburg um den Grafen Kobenzl zu ſprechen; unterwegs erhielt er aber einen Brief, der ihm erklärte, daß ſein Amt aufgehört habe und daß es ihm frei ſtehe, gleich nach Wien zu gehen, wenn er es für gut fände, dort über ſein Benehmen Rechenſchaft abzulegen. Brüſſel war voll von Flüchtlingen. Alle, welche die kaiſerliche Partei verlaſſen und in Folge der ſtrengen Maßregeln des Gouvernements die Flucht ergriffen hatten, waren wieder zurückgekehrt. Der Kardinal von Mecheln erſchien zuerſt wieder; man erfuhr, daß er mehrere Wochen verſteckt in Brüſſel gelebt habe. Oeſterreich hatte noch viele gute Freunde; aber ſie waren eingeſchüchtert und unterwarfen ſich der faktiſchen Gewalt. Der Herzog von Urſel war bei der Armee in Ungarn und ein verdienter Officier; er verſprach dem Kaiſer zur Beruhigung der Gemüther beizutragen, ging nach Brüſſel, ließ ſich aber durch ſeine Frau in die Revolution einziehen. Den Herren, welche

Herzog Albert nach Deutschland gefolgt waren, wie Fürst Grimberghe, Gavres u. a. drohte man mit Confiscation der Güter. Die Beamten der Regierung wurden gefangen genommen, so der Kanzler von Geldern, der Rath d'Aquilar u. a. Das Comité warb fremde Officiere, die Brabanter Stände leisteten den Eid für die Union und beriefen Abgeordnete der Provinzialstände nach Brüssel.

Niemand war im Zweifel, daß die Revolution die vollständige Unabhängigkeit und Trennung von Oesterreich anstrebte. Von Verhandlungen konnte da nichts mehr erwartet werden. K. Joseph schrieb an seine Schwester [1]): „Ich habe Deinen Brief durch Baron Herbert erhalten. Was soll ich Dir sagen über diese unglücklichen Zustände in den Niederlanden? Sie richten mich in dem leidensvollen Zustande, in dem ich mich befinde, zu Grunde. Ich kann nicht athmen, nicht schlafen, mich nicht rühren, die ganze Nacht bringe ich sitzend zu. Du kannst Dir meine Qualen denken. Für den Moment, glaube ich, hilft in den Niederlanden nichts. Man muß die Ereignisse und die Gelegenheit, das Land wieder zu erobern abwarten; alle Wege der Versöhnung sind abgebrochen, alle Nachsicht, die ich gehabt, umsonst. Die volle Unabhängigkeit ist erklärt und wird unterstützt durch die drei Mächte. Durch ihr Interesse für die abgefallenen Unterthanen ist jede Hoffnung auf eine Ver-

[1]) An Christine 28. December 1789.

ständigung auf einen Ausgleich unmöglich geworden. Was da Alles geschehen ist, um die Dinge auf diesen Punkt zu bringen, ist wahrhaft unglaublich. Wenn ich nur an mich dächte, würde ich diese Correspondenz veröffentlichen. Man würde erkennen, welche Versicherungen mich dazu bestimmten, die Edikte wegen Aufhebung der Stände und des Raths von Brabant fallen zu lassen; man hat mir das Versprechen entrissen, als ich krank in Laxenburg lag. Ich habe gestattet, die joyeuse entrée, die Stände und das Conseil zu restituiren, aber mit den Veränderungen, die man für nothwendig erachten würde. Zu Allem, was weiter geschehen ist, habe ich keine Einwilligung gegeben. Ich habe nicht einmal einen genauen Bericht. — Ich bin sehr betrübt, daß Alles das auf Euch rückwirken wird, denn ich habe die innigste Theilnahme für euch. Empfangt meine Glückwünsche für's neue Jahr; es kann nicht schlechter werden, als das Ende des gegenwärtigen. — In diesem Momente erhalte ich durch die Post Deinen Brief und jenen des Prinzen für das neue Jahr. Entschuldige mich bei ihm, daß ich nicht selbst schreibe, aber meine Kraft reicht kaum hin, diese Zeilen zu schreiben."

Die Deputirten der Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Geldern, Tournay traten am 7. Januar 1790 in Brüssel zusammen und konstituirten sich als „vereinigte belgische Staaten." Die Stände von Limburg traten später bei, Luxemburg blieb

dem Hause Oesterreich getreu. Den Generalstaaten gehört das Recht des Kriegs und Friedens und die Militärhoheit, den Provinzen verbleiben alle anderen Souverainetätsrechte, Gesetzgebung, Freiheit, Unabhängigkeit und Gerichtsbarkeit. Eine Behörde „souverainer Congreß der vereinigten belgischen Stände", zusammengesetzt aus den Abgeordneten jeder der Provinzen, soll die oberste Regierung führen. Die Bundesacte wurde am 20. Januar 1790 proclamirt. In derselben Zeit, in welcher K. Joseph dem Tode nahe, von den Ungarn bedrängt, die Herstellung der altungarischen Verfassung unterschrieb, wurde in Belgien die Herrschaft des Hauses Oesterreich vernichtet und die Souverainetät der Nation verkündigt. Die brabanter Revolution war eine Mischung der seltsamsten politischen Bestrebungen. Während in Frankreich die alte Scheidung der Stände durchbrochen, die Gerichtsbarkeit der Parlamente vernichtet und der ganze Bau der mittelalterlichen Gewalten eingerissen wurde, schien durch die belgische Revolution die alte Verfassung und damit die Ständegewalt mit allen Sonderrechten neu konsolidirt und die moderne Verwaltungsform des Kaisers Joseph für immer abgethan. Die Einrichtung der neuen Republik zeigte so ganz die politische Unkenntniß und Unerfahrenheit derer, die an der Spitze standen [1]). Es gab kein Oberhaupt der ausübenden Ge-

[1]) Arendt a. a. O. 329.

walt, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt wurde von denselben Personen geübt, die Generalstaaten und der Congreß waren dieselben Versammlungen. Eine feste geregelte Regierung war unmöglich. Für den Moment schien mit der Souverainetät der Stände die allgemeine Freiheit fest begründet, aber nach dem natürlichen Verlauf der Dinge mußte die Unhaltbarkeit und Leere der neuen Schöpfung bald hervortreten. Die neue Republik stand jedenfalls auf schwachen Füßen [1]).

Christine und Albert waren am 5. December von Koblenz nach Bonn übersiedelt, wo ihnen der Kurfürst eine Wohnung im Schlosse Poppelsdorf eingerichtet hatte. Hier brachten sie den Winter in Trauer und Einsamkeit zu. Kaiser Joseph hatte sie gleich nach ihrer Flucht in einem äußerst freundlichen Briefe nach Wien eingeladen, aber sie hatten nicht Lust, aus ihrer Zurückgezogenheit herauszutreten; sie sahen auch in Wien nur Unruhe und Verfall voraus. Christine war von einer Krankheit und den letzten Ereignissen so geschwächt, daß sie der Ruhe bedurfte. Ihr Herz war ohnehin von Joseph abgewendet. Der Großherzog hatte ihr zwar geschrieben, daß Trautmannsdorf keinen Befehl vom Kaiser erhalten habe, so rücksichtslos gegen sie vorzugehen, aber sie konnte die Erinnerung an die letzten Jahre nicht verwinden. Sie schrieb noch öfter von

[1]) Vergl. Arendt a. a. O. 329.

Coblenz und Bonn an den Kaiser, aber wenig über politische Verhältnisse und immer in einem kühlen Ton. Erst als ihre Schwester die Erzherzogin Marianne gestorben, als Joseph selbst hoffnungslos darniederlag, brach ihre frühere Liebe noch einmal durch, aber sie hat den Kaiser nicht wiedergesehen. Ihre ganze Hoffnung war damals auf Leopold von Toskana gestellt. Von seiner Politik erwartete sie noch die Herstellung der österreichischen Herrschaft in Belgien, so sehr auch die Ereignisse alles überholt hatten. Christine und Albert standen seit zwei Jahren mit dem Großherzog im vertrauten Briefwechsel über ihre eigenen Angelegenheiten wie über die der Niederlande.

In Poppelsdorf richteten sie einen einfachen, behaglichen Haushalt ein. Das Schloß war schön, die Zimmer bequem, der Kurfürst Erzherzog Maximilian hatte an alles gedacht, um ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Seine Residenz war kaum eine Viertelstunde entfernt; sie waren nun ganze Tage beisammen und trösteten sich gegenseitig über Gegenwart und Zukunft. Von Poppelsdorf schrieb Christine öfter an die Fürstin Eleonore Lichtenstein über ihr Leben und ihre Stimmung.

Poppelsdorf, 25. December 1789. „Wie Sie sehen, meine theuerste, liebenswürdige Fürstin, bin ich in dem schönen angenehmen Landhause etablirt, das mir mein Bruder Max überließ. Ich wohne sehr bequem, und

bin so glücklich, ihn fast bei der Thüre zu haben und mich seiner angenehmen Gesellschaft erfreuen zu können. Meine Lage ist schrecklich. Gott, welcher bestimmt hat, daß meine alten Tage von Kummer, Leid und Verlusten erfüllt sind, wird mir wie ich hoffe seine Gnade nicht versagen, daß ich das alles mit Ergebung und Muth tragen kann. Unser Gewissen macht uns keinen Vorwurf, daß wir das Land unserem Herrn und der Monarchie nicht erhalten konnten. Die Katastrophe wäre schon 1787 eingetreten, wenn wir nicht immer dahin gewirkt hätten, daß alles Blutvergießen vermieden werde. — Nun ist nichts mehr als Luxemburg in unseren Händen. Was von Seite des Militärs seit zwei Jahren und besonders in den letzten vier Monaten geschehen, ist unerhört, unglaublich aber betrübend. Unser Herr kann von diesem unglückseligen d'Alton wie Augustus von Varus verlangen, daß er ihm seine Legionen oder Regimenter wiedergebe und das Land dazu, das er ihm verloren hat. Von Trautmannsdorf ist alles nur zu sehr eingetroffen, was ich von seinem Leichtsinn und seiner geringen Einsicht erwartete. Erinnern Sie sich, was ich sagte, als Sie ihm Ihren Sohn übergaben."

Poppelsdorf, 3. Januar 1790. „Unsere Lage ist schrecklich. Der Kaiser hat das Land durch das schlechte Benehmen derjenigen verloren, denen er sein Vertrauen schenkte. Die Nation wurde durch sie zum Aeußersten gebracht. Der Kaiser hat besonders durch den unglück-

seligen d'Alton das Land, eine Armee von 22.000 Mann, Geld und Artillerie verloren. Dieser Mann will immer die Schuld auf andere schieben, während er allein der Schuldige ist. Diese Fremden haben kein Herz für die Monarchie, weder für den Souverain noch für das Land. Ich habe alles Mitleid für den Kaiser; krank und unglücklich erlebt er den Ruin und die Demüthigung seines Hauses. Welch' eine schmerzliche Aussicht. Ich weiß gar nicht, was ich Ihnen bei Beginn des Jahres wünschen soll."

22. Januar 1790. „Die Lage des Kaisers ist entsetzlich. Seine innere Bewegung muß in diesem Zustand von Krankheit und Uebeln aller Art furchtbar sein. Nach meiner Meinung hat er sich das alles selber zugezogen. Er hat auf seine eiserne Gesundheit getrotzt, er hat gegen alle heiligen und menschlichen Gesetze gehandelt, indem er jene nicht hören wollte, die ihm aus Anhänglichkeit die Wahrheit sagten, wenn sie auch nicht angenehm zu hören war. Das ist nun das Resultat. Die schönste, reichste, anhänglichste seiner Provinzen ist verloren und damit alle finanziellen Quellen. Fortgerissen von der Thorheit dieses ehrgeizigen Weibes, mit welchem er sich hätte niemals persönlich einlassen sollen, eröffnete er den fatalen Krieg, der sein Land verwüstet, Menschen und Geld verzehrt und zuletzt noch einen Krieg mit Preußen fürchten läßt. Alle, die sein Land und seine Familie lieben, sind untröstlich. Wir vergessen

darüber unſere eigene Lage. Meine arme Schweſter in Frankreich iſt ſo unglücklich, wie man es nicht mehr ſein kann. Ich beklage mich nicht, weil ich wenigſtens meine Freiheit genieße. Sie wiſſen, wie ich das ſchätze und welche Opfer ich dafür bringen kann. Ich bin ſicher, daß Sie oft an die Vorherſagungen und an die Bilder, die ich Ihnen 1787 von der Zukunft entworfen, gedacht haben. Das Unglück ſcheint mir unheilbar. Es iſt kein großes Verdienſt, ſich in den Willen Gottes zu ergeben; aber der einzige Troſt in all' dieſen Qualen iſt mir die Religion, das gute Gewiſſen und meine glückliche Ehe mit dem beſten Manne. Verzeihen Sie dieſen Schluß, aber es liegt darin der Grund meiner Dankbarkeit gegen Gott und meines Troſtes in dieſem Kummer." —

Hat Kaiſer Joſeph das Leiden, das ihn in's Grab brachte, wirklich ſich ſelber zugezogen? Gewiß wurde ſeine Geſundheit durch die überſtürzende Thätigkeit ſeines Lebens, durch die ermüdenden Reiſen und die Rückſichtsloſigkeit gegen jeden Wechſel der Witterung frühzeitig erſchüttert; aber wer vermag zu entſcheiden, wie viel all' die zerſtörten Pläne und Hoffnungen ſeines Lebens zur Entwicklung eines ſo traurigen Uebels beigetragen haben. Was fehlgeſchlagene Hoffnungen auf den Körper vermögen, haben viele Aerzte auseinander geſetzt; und Joſeph hat von Jugend auf mit ſeinem beſten Streben in Liebe und Leben nur Täuſchungen erfahren.

Seit er aus dem Feldzuge 1788 krank und elend heimgekehrt, war seine Auflösung nur mehr eine Frage der Zeit. Er selbst glaubte schon im Frühjahre 1789 an keine Heilung mehr und erwartete seinen Tod wie er schrieb „ohne Wunsch und ohne Furcht." Die letzten freudigen Momente seines Lebens waren die Siege der kaiserlichen Truppen an der unteren Donau. Sonst erblickte er in allen Winkeln der Monarchie nur Noth und Widerstand. Er mußte es erleben, daß die Revolution in den Niederlanden offen von Preußen und Holland unterstützt wurde, daß einige ungarische Herren im geheimen Einverständniß mit Preußen waren, daß in seinem eigenen Ministerium die föderalistische Partei ihr Haupt erhob und alle anderen Stimmen ungehört und unbeachtet verhallten. Am 28. Januar 1790 unterschrieb er in dem Erlasse an die Gespannschaften Ungarns die Herstellung der alten Verfassung und Verwaltung. Es war dies der letzte wichtige Akt seines öffentlichen Lebens und mit ihm war das vornehmste Ziel seines Wirkens, die Einheit der Monarchie, vernichtet.

Die Krankheit machte seit Weihnachten reißende Fortschritte. Der Winter war so gelinde, daß die Stauden zu grünen anfingen und in den Gärten die Primeln und Veilchen blühten; aber die kranke Brust des Kaisers fand keine Linderung mehr. Die Aerzte entfernten sich nicht von ihm. Wie irgend ein frommer reuiger Christ empfing er am 15. Februar die letzte Oelung. In Ein-

samkeit und Verlassenheit brachte er seine letzten Tage zu; nur wenig alte Freunde wie Lasch, Rosenberg, Haddik waren um ihn; von seinen Geschwistern war niemand an seinem Todbette. Die rührendste Theilnahme erwies ihm die Prinzessin Elisabeth, die Gemahlin des Erzherzogs Franz. Sie hatte für Joseph eine tiefe kindliche Zuneigung, sie schien nur für ihn zu leben und mit ihm hinzusiechen. Man verwehrte ihr in den letzten Tagen den Zutritt zum Kaiser bis sie selbst eindrang; von dem Anblicke des siechen abgemagerten Herrn erschüttert, mußte sie halb ohnmächtig weggetragen werden. Am nächsten Tage schon, den 17. Februar, machte sie eine Frühgeburt und am anderen Morgen war die junge Frau eine Leiche. „Und ich lebe noch — Herr, Dein Wille geschehe," rief Joseph in unendlichem Schmerze aus. — Noch in den letzten Tagen schrieb er einige Briefe an seine Schwester Christine:

Wien, 13. Februar 1790. „Meine theure Schwester! Die Krankheit, die mich verfolgt, hat sich endlich in einem Grade verschlimmert, daß ich heute öffentlich die Sacramente empfing; ich wollte Dir das noch selbst mittheilen. Was die Vorsehung auch über mich verhängen wird, ich habe mich ihr ganz und gar ergeben. Baue auf meine zärtliche Freundschaft; ich werde nie aufhören von ganzem Herzen zu sein

Dein zärtlicher Bruder

Sage Deinem lieben Joseph.

Manne meine Complimente."

Wien, 19. Februar 1790. „Es ist mir absolut unmöglich selbst zu schreiben, kaum kann ich noch meinen Namen unterzeichnen, aber ich bin in der traurigen Nothwendigkeit, Dir, meine liebe Schwester, und Deinem Gemahle den Unglücksfall mitzutheilen, der mich soeben durch den Tod der Frau Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Franz, getroffen hat. Sie wurde nach einer ziemlich schweren aber glücklichen Niederkunft 7 bis 8 Stunden nachher von einem Nervenschlage gerührt, an dem sie sogleich gestorben ist. Du wirst gewiß alle Theilnahme empfinden, welche dieses Ereigniß in der Familie verdient. Adieu, ich umarme Dich und nehme Abschied von Dir, denn ich fühle, wie sehr meine Auflösung vorrückt.

Joseph."

Am anderen Morgen, nachdem er diesen Brief geschrieben, am 20. Februar früh um halb vier Uhr starb er. Seine letzten Worte waren: „Glaube, Hoffnung, Liebe"; er hatte sie sein ganzes Leben lang im Herzen getragen.

Herder zeichnete in wenigen Worten das Leben Joseph's II. [1]): „Ohne den Kaiser gekannt und ohne von ihm eine Wohlthat genossen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, wurde er als ein Hilfsgott angebetet und von ihm das

[1]) Briefe über die Humanität.

Größte, Rühmlichſte, faſt das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiſer, hat je ein Sterblicher, möchte ich ſagen, mehr gewollt, ſich mehr bemüht, mehr angeſtrebt, raſtloſer gewirkt als er? Und welch' ein Schickſal, vor dem Angeſichte des Todes in den beſten Lebensjahren die Erreichung ſeiner Abſichten nicht nur aufgeben, ſondern die ganze Mühe und Arbeit ſeines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausſtreichen zu müſſen und ſo zu ſterben! Mir iſt kein Beiſpiel in der Geſchichte bekannt, daß es einem Monarchen ſo hart gegangen wäre."

In Wien war es erſt in den letzten Tagen allgemein bekannt geworden, daß der Kaiſer ohne Hoffnung darnieder liege; die Zeitungen berichteten nur kurz vorher von ſeiner Krankheit. Als ſich nun die Kunde ſeines Todes verbreitete, flüſterte man ſich unheimliche Gerüchte zu. „Er iſt vergiftet", hieß es von Mund zu Mund. An den Brunnen, die er errichtet, unter den Bäumen, die er gepflanzt, an den Krankenbetten, die er geſtiftet, wiederholte man dieſe Worte; und in den fernen Gebirgsthälern in Böhmen, Galizien und Ungarn ſagten ſich die Bauern: „Er iſt nicht todt, man hat ihn eingeſperrt, er wird wiederkommen." Wohl waren viele, welche mit mitleidigem Lächeln dem Kaiſer in die Gruft nachſahen. Mit ihm ſchien auch das „Syſtem," wie man es nannte, begraben; der alte Staat, die alte Ordnung, die alten Rechte konnten Glied für Glied

wieder aufleben. Aber die Trauer war allgemeiner und tiefer, als man meinte, sie ging in's Volk. Für das hatte Joseph gelebt und gelitten. In seinem Charakter waren seltsame Gegensätze vereinigt. Er war eigensinnig und unbeständig im Wollen und Handeln; er hat als Autokrat gewaltet, manche alte Gewohnheit mit rauher Hand angefaßt, er war oft dem Irrthum verfallen, seine besten Entwürfe verdorrten in der Wurzel. Er hat den alten geschichtlichen Bildungsgang Oesterreich's gewaltsam durchbrochen. Beim Beginn seiner Regierung war in allen Ländern Friede, Zufriedenheit, alle Gewalten schienen im Gleichgewichte, bei seinem Ende herrschte Krieg und Noth, die allgemeine Freiheit schien getödtet und die Revolution lauerte in allen Winkeln des Reiches. Alle diese Ueberzeugungen sind festgestellt, aber er streute den Samen einer neuen Bildung aus, er hatte ein warmes Herz für jedes erlösende Wort der Duldung, für jede Forderung der Gerechtigkeit, er hat jede Saite des menschlichen Elends berührt, er hat das Volk wahrhaft geliebt, und das sichert ihm das Andenken durch alle Zeiten und in allen Formen der Geschichte.

VIII.

Enthüllungen.

1790.

Christine und Albert erhielten die Nachricht vom Tode des Kaisers in Bonn und zwar durch denselben Courier, der ihnen den letzten Brief vom 19. Februar überbrachte. Die Auflösung des Kaisers überraschte sie nicht. Seit länger als einem Jahre waren sie darauf vorbereitet, denn sie wußten nur zu gut, daß es für ihn auf Erden keine Rettung mehr gebe. In ihren Herzen war Joseph schon lange todt. Vom Beginn seiner Regierung an hatten beide eine Scheu vor seinen starren Grundsätzen, das Leben, das sie in Belgien geführt, entfernte sie noch mehr von ihm, und seit ihrem letzten Aufenthalte in Wien war er ganz aus ihren Herzen gestrichen. Sie waren Generalstatthalter, fanden sich aber von aller Gewalt ausgeschlossen und der Minister hatte die wichtigsten Verfügungen getroffen, ohne sie zu fragen. Sie erfüllten gehorsam die Befehle des Kaisers, sie versäumten keinen Moment, ihm die Huldigung und Verehrung zu bezeigen, die dem Souverain und dem Haupt des Hauses gebührte, aber sie hatten kein Vertrauen mehr zu ihm, keine Hoffnung mehr weder auf ihn noch auf seine Principien. Die Ereignisse hatten sich so überstürzt, Oesterreich schien so in allen

Fugen erschüttert, daß sie von den Veränderungen, die nach seinem Tode eintreten mußten, mehr erwarteten als fürchteten. Kaunitz rief bei der Nachricht vom Tode des Kaisers aus: „Er hat sehr wohl gethan [1])." Wie der Staatskanzler so waren andere ausgezeichnete und ehrliche Staatsmänner überzeugt, daß die Rettung der Monarchie durch den Sturz des Josephinischen Systems bedingt sei. Christine und Albert waren wenigstens der Meinung, daß die Niederlande für Oesterreich nur durch Anerkennung der alten Verfassung, der vollen Ständehoheit gerettet werden können. Mit Betrübniß waren sie den letzten Schritten des Ministers gefolgt: sie hatten dem Kaiser offen erklärt, daß die Erbitterung alle Stände durchflute und der Aufhebung der Verfassung eine allgemeine Revolution folgen werde. In Kummer und Sorge vernahmen sie, daß zwei Drittheile des Landes sich der Revolution unterworfen. Nach ihrer Meinung konnte eine Vermittlung nur durch Wiederherstellung der Theresianischen Form angebahnt werden: nur dadurch könne die Demokratie erstickt, die alte Ständegewalt versöhnt und die fremde Unterstützung durchbrochen werden. Darin wurden sie bestärkt durch die Briefe, die sie von den vornehmsten belgischen Herren empfingen; darin waren sie einerlei Meinung mit dem Großherzog Leopold von Toskana, dem nach dem Tode

[1]) „il a fort bien fait."

des Kaisers Krone und Herrschaft über alle österreichischen Erblande zufallen mußte.

Christine und Leopold waren sich in früher Jugend zugethan. In den Tagen, welche Christine auf ihrer italienischen Reise in Florenz zubrachte, wurde diese Zuneigung und Freundschaft noch mehr befestigt. Die Erzherzogin hatte schon damals ihrem Bruder zugesagt, daß sie den Prinzen Karl zu sich nehmen werde. Seitdem waren sie in Verbindung geblieben. Vom Jahre 1787 an, als Christine nach Wien berufen war und dort die Zustände des Landes, das Durcheinanderfluten der Meinungen kennen gelernt hatte, wurde diese Verbindung immer inniger und vertrauter. Sie entwickelten in ihren Briefen ihre politischen Anschauungen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen über die Josephinischen Reformen.

Der Großherzog lebte seit 1765 in Florenz ein glückliches Regenten- und Familienleben. Seine Gemahlin Marie Louise war eine edle würdige Frau, seine Kinder wuchsen kräftig und blühend heran. Ein Familienkreis ohne Prunk und leere Hoheit, aber voll Gemüth und Innigkeit, wie ihn Herzog Albert in seiner italienischen Reise schilderte, umgab ihn, und von seinem Volke wurde er geliebt und geachtet, wie nicht leicht ein anderer Fürst. Seine humane, aufklärende Verwaltung hatte in dem Lande viele Segnungen hervorgerufen. Er hat das Grundeigenthum frei gemacht,

Handel und Gewerbe entfeſſelt, die Monopole vernichtet, die Tortur und Inquiſition aufgehoben, für Erziehung und Unterricht geſorgt und die weltliche Gerichtsbarkeit der Biſchöfe beſchränkt. Es waren Reformen, wie ſie der Geiſt des Jahrhunderts und das praktiſche Bedürfniß mit ſich brachte. Der Großherzog ging darin von denſelben Principien aus wie ſein Bruder Joſeph II., aber im Grunde war er doch ein ganz verſchiedener Charakter in Anlage und Durchbildung, im Werden und Wirken. Von Jugend auf hatte er mehr eine weiche biegſame Natur; er hing niemals ſtarr an Theorien; die Wirklichkeit der Dinge, das Bedürfniß und die Nothwendigkeit des Moments übten Einfluß auf ihn. — Im Süden hatte er noch mehr gelernt, ſich an das Beſondere, Unmittelbare anzuſchließen. Seine politiſche Anſchauung wurzelte zunächſt in der Staatsform der Thereſianiſchen Zeit. In einer ruhigen Fortbildung derſelben erblickte er die Gewähr des Friedens und der Wohlfahrt. Die abſolute Staatsform war ihm nicht Selbſtzweck; eine Zeit lang hielt er eine Beſchränkung der monarchiſchen Gewalt mit der Verwirklichung der freiſinnigſten Ideen für möglich. Was ihn vor Joſeph auszeichnete, war der freie Blick in den Zuſammenhang der europäiſchen Staaten, ſeine Kenntniß der Kabinete und die Rückſicht, die er auf ſie nahm. Dabei beſaß er Würde im Umgange, die Mäßigung im Ausdruck, die Ruhe des Gemüthes und jene Klugheit, welche,

indem sie in die Bewegung einführt, sie beherrscht und leitet. Man kann bezweifeln, ob ein solcher Fürst Begeisterung, unbedingte Hingebung zu erwecken, ob er ein großes welthistorisches Ziel zu erreichen vermag, aber gewiß war niemand mehr geeignet, in der Flutung, welche auf Oesterreich einstürmte, das Staatsschiff ruhig und sicher zu steuern.

Der Großherzog war während der letzten Jahre des Kaisers Joseph in einer eigenthümlichen Lage. Joseph hatte keine Kinder; er hatte offen davon gesprochen, daß er nie wieder heirathen wolle. Nach dem Gesetz des Hauses Oesterreich ging die Krone an Leopold über. Der Kaiser hatte seinen erstgebornen Sohn den Erzherzog Franz nach Wien berufen, um ihn frühzeitig in das Eigenthümliche des österreichischen Staatsbaues einzuweihen. Leopold selbst war seit 1780 nur zweimal und das nur auf kurze Zeit nach Wien gekommen. Der Kaiser war gütig, herzlich für ihn, sprach aber nur im Allgemeinen mit ihm über Politik. Seine Briefe enthielten alle Ausdrücke seiner liebevollen Gesinnung, aber kein Wort über die inneren Umwandlungen Oesterreichs, kein Wort über die äußeren Verhältnisse. Leopold erfuhr von allem dem nur durch die Zeitungen oder die Berichte von Reisenden, und doch glaubte alle Welt, daß er von allem unterrichtet und vom Kaiser immer zu Rathe gezogen werde. Wenn er einen Bericht von Wien erhielt, war alles längst von den Ereignissen über-

holt [1]). Und doch berührte ihn alles, was das Glück und den Frieden Oesterreichs betraf, im tiefsten Innern. Er war für sich ganz glücklich, er begehrte keine Herrschaft, er wünschte Joseph ein längeres Leben, es freute ihn, wenn er von einer Besserung seines Leidens hörte, aber der Gedanke an die Zukunft Oesterreichs, das Interesse seines Hauses, die Ungewißheit des Krieges und Friedens mahnten ihn, für den Wechsel des Geschickes vorbereitet zu sein. Deßwegen hatte er sich vor dem Tode des Kaisers mit der Erzherzogin Christine einverständigt, welche Mittel zu ergreifen wären, um die Ordnung in den Niederlanden herzustellen und das schöne Land für das Haus Oesterreich zu erhalten.

Christine hatte sich in der Verlassenheit, in der sie sich seit 1787 in Belgien befand, oftmals an den Großherzog gewendet und um seinen Rath, seinen Beistand gebeten. Leopold hielt wohl sehr vorsichtig zurück, da er keinen Auftrag und kein Recht hatte, sich einzumischen, aber er verhehlte es nicht, daß er die Josephinischen Reformen für überstürzt, für unausführbar halte. Nach seiner Ansicht konnte der Kaiser nichts Besseres thun, als nachgeben, die Verfassung herstellen und dadurch die Gemüther beruhigen [2]). Leopold gab den General-

[1]) Leopold an Christine 13. October 1789: „Seit fünf Monaten habe ich kein Blatt erhalten, ich höre davon wie von China sprechen."

[2]) Leopold an Christine 13., 15., 20. Juni, 30. Juli 1787.

ſtatthaltern Recht, als ſie durch ihre Zuſagen vom 31. Mai 1787 in der Nation die Hoffnung auf eine Herſtellung des alten Standes erweckt hatten; er wußte, wie die Geiſtlichkeit der Regierung widerſtrebe und wie ſie darin vom römiſchen Hofe ermuntert werde; er ſah voraus, daß in dem Zerfalle das Volk zur Herrſchaft kommen und die alten Stände nicht mehr hören werde [1]). Er verurtheilte die Joſephiniſche Politik wie das Zurückhalten und Schwanken des franzöſiſchen Hofes [2]). Der Großherzog iſt 1789 der Meinung, daß der König von Frankreich keinen anderen Weg vor ſich habe, als die Generalſtände einzuberufen und mit ihnen eine neue Verfaſſung zu vereinbaren [3]). Ebenſo ſei in den Niederlanden eine Vereinigung der provinziellen ſtändiſchen Körperſchaften zu Generalſtänden, eine Landesverfaſſung und ein neues Uebereinkommen des Souverains mit ihnen nothwendig.

„Ich glaube," ſchreibt der Großherzog an ſeine Schweſter [4]), „daß das Mißtrauen und die Unzufrieden-

---

[1]) Briefe vom 12. und 21. Juli 1787.

[2]) Briefe vom 4. Auguſt 1787, 28. Januar, 9. Juni 1789.

[3]) Il ne lui reste plus d'autre parti à prendre pour en sortir avec honneur que de convoquer les états généraux et de concerter avec eux d'accord et de bonne foi une nouvelle et stable constitution, où cédant de ses droits il règle les choses de façon à contenter le public et à regagner sa confiance. Leopold an Chriſtine 24. Juni 1789.

[4]) 16. September 1789. Original und eine Copie des Herzogs.

heit allgemein bei Euch ſind, und daß nur die Furcht vor dem Militär die Exploſion noch eine Zeit zurückhalten kann; aber ſie wird erfolgen und wird heftig, kombinirt und gefährlich ſein. Die Truppen ſind viel zu ſchwach. Ich weiß, daß Abgeordnete und Emiſſäre aus Frankreich wie aus Holland beauftragt ſind, das Volk zur Erhebung und die Truppen zum Abfall zu bringen. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß es nicht geſchieht, aber ich bin überzeugt, daß dies unfehlbar früher oder ſpäter erfolgen wird. In Frankreich wird die Verwirrung immer größer. Ich weiß gewiß, daß man die Königin zurückſchicken oder feſtnehmen will, um ſie zu demüthigen und die Familie zu beleidigen. Du wirſt ſehen, daß der Bürgerkrieg dort noch lange fortdauern wird; die Stadt Paris wird ſich mit den anderen Provinzen und der Nationalverſammlung entzweien; das Land wird durch ſeinen Aufruhr, durch ſein Beiſpiel, durch Schriften und Emiſſäre noch ſehr viel Uebles ſtiften; es wird ſeinen Alliirten wie dem ganzen Jahrhundert Unheil bringen. — Die Sache des Generalſeminars kommt viel zu ſpät; vor zwei Jahren wäre es an der Zeit geweſen und hätte vielleicht viele Unannehmlichkeiten der Gegenwart erſpart. Aber jetzt zeigt es nur Furcht und reizt zu neuen Anſprüchen und Verlangen, die man nicht bewilligen kann ohne alles zurückzunehmen. Ich halte es immer für gefährlich, beſonders in ſo weit entlegenen Provinzen etwas zu verlangen,

was der Nation nicht gefällt. Man kann sie von ihrem eigenen Vortheile nicht überzeugen und im Falle des Widerstandes nicht durch Gewalt zwingen. — Gott sei Dank, Se. Majestät befindet sich besser und wird hoffentlich noch lange Jahre leben, länger als ich. Ich kann Dir über die niederländischen Angelegenheiten nichts Bestimmtes sagen, denn ich weiß nicht, was dort jeden Tag geschieht. Wenn aber, was Gott verhüte, Se. Majestät dem Leiden unterliegen sollte, würde ich Euch sogleich von meinen Ideen unterrichten. Diese sind immer derart: die Generalstatthalter übernehmen wieder die Regierung mit aller Gewalt, die sie früher gehabt; der Minister und Armeekommandant sind ihnen untergeordnet; beide sollen sich sogleich nach Wien begeben, um dort über ihr Verhalten Rechenschaft abzulegen; der Generallieutenant und Krumpipen sollen während ihrer Abwesenheit ihre Stellen versehen. Die Stände werden sogleich nach der alten Form für jede Provinz einberufen. Man soll versichern, daß die Regierung nur in Uebereinstimmung mit ihnen vorgehen werde, daß sie alle Beschwerden aufnehmen, alle mißliebigen Beamten entfernen werde. Die Stände sollen die joyeuse entrée prüfen und die Modifikationen vorlegen. Eine Deputation, welche aus den Ständen aller Provinzen erwählt wird, soll die Wünsche des Landes zum Souverain bringen. Eine allgemeine Amnestie wird verkündigt; alle, welche wegen der Unruhen einer Strafe verfallen, werden

begnadigt, die Gefangenen freigegeben; nur jene sind ausgenommen, welche wegen eines gemeinen Verbrechens, wegen Raub, Mord u. a. verurtheilt sind. Ueber Leib und Gut wird nur nach den Gesetzen des Landes Recht gesprochen. Der Rath von Brabant wird eingesetzt mit den Veränderungen, welche die Stände für gut finden. Der Kriegsstand der Armee hört auf, die Patrouillen werden eingezogen, die Kanonen werden von den Plätzen entfernt, das Militär wird nur zu dem Dienste wie vor den Unruhen verwendet. Was die joyeuse entrée betrifft, so stimme ich mit Euch überein, daß der Souverain mit den Ständen sich vereinigt, welche Punkte gestrichen und welche verändert werden sollen. — Du findest es nicht räthlich, die Provinzialstände in einer Generalversammlung zu vereinigen; ich stimme mit Dir überein, daß man sie zuerst nach Provinzen berufen und einzeln beruhigen solle; aber in der Folge soll man sie überreden, daß sie sich zu Generalständen vereinigen. Diese können nur einer Regierung gefährlich sein, welche nicht das Gute will und welche die Verwaltung der Finanzen nicht überwacht haben will. Sie werden für jedes Land nützlich sein. — Es ist nothwendig zu erklären, daß niemand willkürlich verhaftet, oder von anderen als seinen natürlichen Richtern verurtheilt werde; ferner, daß die Steuern nur als zeitliche Subsidien und nur mit Uebereinstimmung der Stände gezahlt werden sollen. Diese zwei Punkte sind für die Beruhigung des

Publikums wesentlich. — Ob eine Deputation das Recht habe gemäß der Verfassung auch außer dem Lande zu verhandeln, weiß ich nicht; aber das ist gleichgiltig. Die Stände haben die vollkommene Freiheit, eine Deputation zu senden oder ihre Beschwerden schriftlich an die Generalstatthalter oder unmittelbar an den Souverain zu bringen."

Schon ein Jahr früher 1788 im August, als Kaiser Joseph so krank war, daß man jeden Moment seine Auflösung fürchtete, hatte der Großherzog in einem Briefe an die Generalstatthalter ähnliche Punkte notirt, um ihnen eine Richtschnur des Handelns zu geben. Es ist daraus ersichtlich, wie sehr Leopold in seiner politischen Meinung von der seines Bruders abwich. Noch weiter und vollständiger setzt er diese in einem Briefe vom 25. Januar 1790 auseinander.

„Ich habe zufällig erfahren, daß man in den Niederlanden verschiedene Gerüchte verbreitet, um mich in üblen Ruf zu bringen. Sie sind alle falsch und ich schreibe Dir diese Zeilen, damit Du die Thatsachen weißt und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen kannst. — Man sagt, daß ich die Jansenisten, die Synode von Pistoja unterstütze, daß ich einen Residenten der Kirche von Utrecht in Florenz habe. Das ist ganz falsch. Man weiß hier gar nicht was ein Jansenist ist und um was es sich in dieser Frage handelt. Der öffentliche Unterricht, die Seminarien, Schulen sind in den Händen der Bischöfe, ohne

daß die Regierung ſich einmiſcht. Die Biſchöfe ſind hier viel ſtrenger und haben ihren Prieſtern den Beſuch der Theater und Bälle verboten. Niemals miſcht ſich die Regierung in die kirchliche Disciplin, außer durch die Biſchöfe, und wenn ſie die Synode von Piſtoja unterſtützte, ſo enthielt dies nur einen Beitritt zu den Vorſchlägen der gallicaniſchen Kirche, welche niemals des Janſenismus verdächtigt wurde. Ich ſelbſt habe niemals dieſen Grundſätzen gehuldigt, ſondern nur ihre Durchführung geſtattet. In der Disciplin iſt nichts, was den Geſetzen des Landes oder des römiſchen Hofes entgegen wäre; der letztere prüft die Synodalbeſchlüſſe von Piſtoja ſeit zwei Jahren und findet nichts zu tadeln. Einen Reſidenten der Janſeniſten gibt es hier nicht; er würde gar nicht geduldet werden. — Man ſagt, daß ich ein Geſetz über die Beerdigung und ein anderes über die Reliquien erlaſſen habe. Das erſtere befiehlt, daß man die Leichen nicht offen in der Kirche ausſetze, daß man ſie vor der Beerdigung noch einige Stunden über der Erde laſſe und daß ſie auf Friedhöfen außer der Stadt beigeſetzt würden. Ueber Reliquien habe ich kein Geſetz, keinen Befehl erlaſſen. Das gehört ganz und gar vor die Biſchöfe. Man hat ſogar der Stadt Prato den Gürtel der heiligen Maria, der gewiß keine Beglaubigung hat, gelaſſen. Es war deßwegen dort ein Aufſtand; nur auf Verlangen der Biſchöfe wurde befohlen, daß der Schlüſſel des Reliquienkaſtens, welcher

in den Händen der Magiſtratur war, dem Biſchofe übergeben würde. Ich ließ in der Kirche des heil. Lorenz zu Florenz eigens eine Kapelle bauen, um darin alle Reliquien, welche früher in einem Zimmer meines Palaſtes verſchloſſen waren, zur öffentlichen Verehrung auszuſtellen. — Was die politiſche Inquiſition betrifft, die man mir zur Laſt legt, ſo rufe ich alle Einheimiſchen, alle Fremden, die einmal in Florenz waren, auf, ob ſie ſich irgendwo einer größeren Freiheit erfreuten, als in Toskana. Das wäre ganz gegen meinen Charakter. — Mein Glaubensbekenntniß iſt, in der apoſtoliſchen, römiſch-katholiſchen Religion zu leben und zu ſterben, dieſelbe keineswegs zu verfolgen, ſondern ſie zu unterſtützen, zu befördern, nicht die auszuzeichnen, welche keine Religion haben oder verſichern keine zu haben; die Biſchöfe in allem Recht zu erhalten, das ihnen zugehört, beſonders in der Aufſicht über die Kirchendisciplin. — Ich glaube, daß der Souverain, auch der erbberechtigte, nur der Delegirte, der Beamte des Volkes iſt, daß er ihm alle ſeine Kraft, ſeine Mühe widmen ſoll; daß jedes Land ein Grundgeſetz oder einen Vertrag zwiſchen Volk und Souverain haben ſoll, welcher die Autorität und die Gewalt des letzteren beſchränkt, daß, wenn der Souverain den Vertrag nicht einhält, er damit auf ſeine Stelle verzichtet. Ich glaube, daß die Executivgewalt bei dem Souverain iſt, die Legislative aber bei dem Volk und ſeinen Repräſentanten, daß dieſe bei jedem Wechſel des

Souverains neue Bedingungen, neue Einschränkungen seiner Macht hinzufügen können [1]). Ich glaube, daß der Souverain sich weder direct noch indirect in die Civil- oder Strafgerichtsbarkeit einmengen, oder Kommissionen, Delegationen einführen soll. — Ich glaube, daß der Souverain über die Finanzen dem Volke jährlich eine vollständige Rechnung legen soll, daß er nicht das Recht habe, neue Steuern oder was immer für Auflagen auszuschreiben, daß nur das Volk dazu berechtigt ist, wenn der Souverain die Bedürfnisse des Staates dargelegt und das Volk sie durch seine Repräsentanten geprüft und gebilligt hat; ferner, daß die Steuern nur auf ein Jahr als Subsidien bewilligt werden können und nur dann, wenn der Souverain darüber eine detaillirte Rechnung gelegt hat. — Ich glaube, daß der Souverain diese Bewilligung einholen soll bei jedem Wechsel des Systems, bei allen neuen Gesetzen, bei Pensionen und

[1]) Je crois, que le Souverain même héréditaire n'est qu'un délégué et employé du Peuple pour le quel il est fait, qu'il lui doit tous ses soins, peines, veilles etc. Qu'à chaque pays il faut une loi fondamentale ou contrat entre le peuple et le Souverain, qui limite l'autorité et le pouvoir de ce dernier; que quand le Souverain ne la tient pas, il renonce par le fait à sa place, qui ne lui est donnée qu'à cette condition et qu'on n'est plus obligé de lui obéir, que le pouvoir éxécutif est dans le Souverain mais le legislatif dans le peuple et ses représentants que celui-ci à chaque changement de Souverain peut y ajouter de nouvelles conditions ou restrictions à son autorité.

Belohnungen; daß die Befehle des Souverains nur nach der Einwilligung der Stände Geſetzeskraft haben; daß das Militär nur zur Vertheidigung des Landes, niemals gegen das Volk verwendet werden darf; daß niemand verhaftet werden kann außer auf Befehl ſeines ordentlichen Richters, niemand verurtheilt als nach den Formen des ordentlichen öffentlichen Gerichtes, niemals in Folge eines willkürlichen Befehls, käme er auch vom Souverain. Endlich glaube ich, daß der Souverain nur durch das Geſetz regieren ſoll und daß dieſes konſtituirt wird vom Volke und zwar in Folge eines natürlichen Rechtes, deſſen es niemals gewaltſam oder friedlich beraubt werden kann. Nach dieſem haben ſie ſich vereinigt, einen Souverain zu haben, d. h. ihm den Vorrang zu gewähren, damit er ihr Glück und Wohl begründen könne, nicht wie er will, ſondern wie ſie es wollen und fühlen; denn der einzige Zweck der Geſellſchaft und Regierung iſt das Glück der Individuen. — Da haſt Du ungefähr meine Principien; ich könnte noch mehr Details hinzufügen, aber das wäre zu lang."

Aehnliche Grundſätze ſind in einem Memoire ausgeſprochen, welches der Großherzog den Generalſtatthaltern am 17. Februar nach Bonn ſchickte, damit ſie es nach dem Tode des Kaiſers den belgiſchen Ständen mittheilen und auf Grundlage desſelben eine Vereinbarung treffen ſollten. Die Schrift wurde, nachdem Leopold die Regierung angetreten, mit einigen Ver-

änderungen den Generalständen in Brüssel zugesendet und erschien damals in allen Zeitungen [1]). „Der Großherzog", hieß es darin, „erklärt den Ständen, daß er unter der Regierung Kaiser Josephs bei dem Wechsel des Regierungssystems nicht um Rath gefragt war, daß er im Gegentheile alle Reformen und Angriffe auf die alte Verfassung des Landes mißbilligt habe, so die Aufhebung des Brabanter Conseils, die Errichtung des Generalseminars, die Uebertragung der Universität, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt, das Institut der Kreishauptleute. — Der Großherzog erklärt, daß er die alte Verfassung der Niederlande als vollkommen betrachte, daß sie allen anderen Provinzen als Muster dienen solle, wie er es mündlich und schriftlich der Kaiserin Maria Theresia 1770 erklärt habe. Er erkennt an, daß der Souverain nach der joyeuse entrée seiner Hoheitsrechte verlustig werde, wenn er den beschworenen Vertrag nicht hatte. Wenn diese Freiheiten angegriffen sind, könne der Nachfolger nicht dafür verantwortlich sein, und in seinem durch die Vorträge gesicherten, durch alle Mächte garantirten Erbfolgerecht nicht beschädigt werden. Der Großherzog wünscht aufrichtig sich mit den Niederländern zu vereinbaren. Er weiß, daß der Souverain nichts anderes als das Wohl des Volkes

[1]) Vergl. le Grand, Révolution brabançonne, 140. Arendt 357. Ich theile den Inhalt nach den Memoiren Herzog Albert's mit.

anſtreben ſolle, daß er von ihm eingeſetzt und anerkannt nur durch das Geſetz und mit der Grundverfaſſung übereinſtimmend regieren und Abänderungen nur mit Zuſtimmung der Stände treffen könne; daß er nur eine jährliche Steuer, welche die Stände bewilligen, verlangen und jedes Jahr darüber Rechnung legen ſoll. Er bietet deßwegen den Ständen der Niederlande die volle Beſtätigung der joyeuse entrée und die beſonderen Privilegien einer jeden Provinz mit einer allgemeinen und vollkommenen Amneſtie. Keine der früher angeſtellten Perſonen ſoll ohne Zuſtimmung der Stände ihr Amt fortſetzen oder wiederangeſtellt werden, kein Fremder ſoll zu den öffentlichen Stellen zugelaſſen werden; für die Beſetzung der höheren wird den Provinzen ein Vorſchlagsrecht zugeſtanden. Die Generalſtatthalter ſollen Glieder der kaiſerlichen Familie oder geborne Niederländer ſein; ebenſo ſollen der Miniſter und der Armeekommandant Landeseingeborne ſein und dem Generalſtatthalter unterſtehen. Mit Bewilligung der Stände ſollen neue Regimenter errichtet, die Officiere auf Vorſchlag der Stände angeſtellt und befördert werden. Das Militär ſchwört dem Souverain und den Ständen Treue; ohne Einwilligung der Stände wird dasſelbe nicht außer Landes und im Lande ſelbſt nur zur Vertheidigung gegen äußere Feinde und zur Erhaltung der Ordnung, im letzteren Falle nur nach Aufforderung der Stände oder des Magiſtrats verwendet. In geiſtlichen

Angelegenheiten soll alles durch die Bischöfe geordnet werden, sie können sich in National- oder Diöcesansynoden versammeln wie sie wollen. Die Seminare sollen nur unter ihnen stehen, von einem Generalseminar wird keine Rede mehr sein. Abteien, Kapitel, Gemeinschaften, welche nicht aufgehoben sind, sollen fortbestehen; die Kirchenkassa bleibt unter ständischer Verwaltung. — Die Generalstände konstituiren sich aus den Deputirten der einzelnen Provinzen und können sich versammeln wann sie wollen, ohne eine Erlaubniß des Generalstatthalters nothwendig zu haben. Der Souverain kann kein neues Gesetz ohne Einwilligung der Stände einführen; jede neue Verordnung muß bevor sie Gesetzeskraft hat, von dem Provinzialrath einregistrirt werden, der zu diesem Behufe des Gutachten der Stände einholt. Die Generalstände haben das Recht, sich zu jeder Zeit direct, ohne Vermittlung der Minister oder der Generalstatthalter mit Bitten oder Beschwerden an den Souverain zu wenden. Ohne ihre Einwilligung darf die Regierung mit Ausnahme des Ertrages der Domainen, kein Geld außer Landes schicken oder verwenden; die Einkünfte des Landes sollen im Lande selbst ausgegeben werden. Die Provinzialstände leiten wie früher alle Angelegenheiten der inneren Verwaltung, ohne Einmischung der Regierung. Diese Bedingungen bietet Se. k. Hoheit den Ständen und läßt es ihnen frei, noch andere Sätze hinzufügen, um die Ruhe und Wohl-

fahrt des Landes zu ſichern und allen künftigen Souverainen den Eingriff in die Freiheiten des Landes unmöglich zu machen."

Man ſieht, wie verſchieden von ſeinem Bruder der Großherzog die Souverainetät aufgefaßt hat. Das Manifeſt lautet wie irgend eine Magna Carta, welche die Stände des Mittelalters den Fürſten abgetrotzt haben; nur ſind in dieſer modernen Form die Grenzen der fürſtlichen Macht und der Volksrechte viel ſchärfer und enger gezogen, als man dies in mittelalterlichen Freiheitsbriefen finden kann. Ohne Zweifel waren damit dem Stamm des alten Königthums die beſten Wurzeln abgehauen. So ſehr zur Zeit der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Herrſchaft die fürſtlichen Vorrechte in Belgien geſchwächt waren, rechtlich waren ſie nicht begraben, und in der Hand eines weiſen Fürſten konnte Zweig nach Zweig wieder aufſprießen. Leopold ſchien jedoch geneigt, den beſten Theil der Macht, die er von ſeinen Vorfahren in den Niederlanden geerbt, hinzuopfern. Mit jener Erklärung trat er aus den ſubjectiven politiſchen Anſchauungen, die er ſeiner Schweſter in dem Januarbriefe vertraulich mitgetheilt hatte, auf das freie Feld einer thätigen Politik heraus, denn die Erklärung war für die Oeffentlichkeit beſtimmt und wurde mit wenig veränderten Stellen den Generalſtaaten mitgetheilt. Man erzählte damals, daß an jener Schrift ein niederländiſcher Edelmann einen wichtigen Antheil genommen habe,

ein Graf Merode-Weſterloo, der ſich 1789 viel in Florenz aufhielt und mit dem Großherzog Politik trieb [1]). Wie viel ſeine Berichte über die Stimmung und Hoffnungen der Belgier Einfluß gewonnen haben, iſt nicht zu beſtimmen, aber der Kern jener Grundſätze ruhte in Leopold ſelbſt. Er hatte am Hofe Maria Thereſia's für die Freiheit der Stände geſprochen und wandelte jetzt ganz auf der Bahn der Zeit. Man muß ſich erinnern, daß damals, ehe die Revolution ihre Schrecken offenbarte, ein großer Theil der Geſellſchaft Europa's: Hof, Adel, Geiſtlichkeit, Bürgerthum von ähnlichen Meinungen ergriffen waren, daß man in der Vernichtung des abſoluten Königthums, in der Begründung einer maßloſen ſtändiſchen Freiheit die Rettung der Monarchie und der Geſellſchaft erblickte. Herzog Albert ſchrieb in ſeinen Memoiren: „Ich geſtehe frei, daß ich und meine Frau in jener Zeit dieſe Principien theilten, daß wir aber in Folge der Ereigniſſe in den Niederlanden, in Frankreich und in anderen Ländern davon zurückkamen und die Falſchheit derſelben erkannten." Zeit und Umſtände brachten auch Leopold zu der Ueberzeugung, daß bei einer ſolchen Zerſplitterung der Hoheitsrechte eine feſte Regierung, eine monarchiſche Ordnung ſich weder in den Niederlanden noch ſonſt wo begründen laſſe.

[1]) Der Graf hat nach ſeiner Rückkehr die Freundlichkeit, die er von Leopold in Florenz und Piſa erfahren, ſchlecht vergolten. Seine Frau, eine leidenſchaftliche Brabanter Patriotin, zog ihn zur Gegenpartei.

Der Großherzog war während des Herbstes 1789 und des darauf folgenden Winters in einer peinlichen Lage. Er erfuhr nichts Bestimmtes von Wien weder über Politik noch über die Gesundheit des Kaisers. Im October hatte er einen trockenen kurzen Befehl erhalten, sich zur Abreise bereit zu halten [1]), aber er wußte nicht, ob ihn der Kaiser zur Armee oder nach Wien berufe. Wochenlang blieb er in dieser Ungewißheit. Sein Sohn Erzherzog Franz schrieb ihm aus Wien über die Gesundheit des Kaisers nur Tröstliches und doch hörte er, wie schlecht es um den Kaiser stehe. Er selbst litt an Nervenzuständen, Koliken und hatte den Schlaf verloren. Er glaubte in Florenz von Spionen umgeben zu sein; er fürchtete, daß alle seine Briefe geöffnet würden. Alles, was er seiner Schwester schrieb, empfiehlt er ihr als tiefstes Geheimniß; manches Blatt ist mit Citronensäure beschrieben. Jeder Brief wurde nur durch einen eigenen Courier abgeschickt und war an den Kurfürsten Max oder an andere vertraute Personen adressirt. Jeden Moment konnte Leopold das Geschick treffen, die Regierung zu übernehmen und er wußte nichts Bestimmtes weder über innere noch äußere Verhältnisse. Er hatte kein Recht, keinen Titel einzugreifen [2]). Nur einmal Anfangs Januar 1790 nahm er es auf sich, an den

[1]) Leopold an Christine 4. und 31. October 1789.
[2]) Leopold an Christine, 4., 13., 24. und 31. October 1789.

Kaiſer zu ſchreiben und ihn zu überreden, den Verlangen der Ungarn nachzugeben. Am meiſten war ſein Blick auf die Niederlande gerichtet; er betrachtete ſie als ein unentbehrliches Glied Oeſterreichs und ſah, wie die Revolution ſich dort unter dem Schutze der fremden Mächte entfaltete und für den Augenblick ſiegte. Die Politik des Kaiſers mißbilligte er entſchieden im Beharren und Nachgeben, im Steigen und Fallen; die Sendung Kobenzl's hielt er für verſpätet, aber er hoffte doch noch das Land an Oeſterreich zurückzubringen [1]). Eine Woche vor dem Tode des Kaiſers erhielt er neuerdings den Befehl nach Wien zu kommen und als Mitregent an der Regierung Theil zu nehmen in derſelben Weiſe, wie Joſeph zur Zeit Maria Thereſia's [2]). Dazu hatte er keine Luſt; ſo lange der Kaiſer am Leben war, wollte er ſich weder mittelbar noch unmittelbar an den Geſchäften betheiligen. „Ich würde", ſchrieb er, „dadurch vor der öffentlichen Meinung und den fremden Höfen als Theilnehmer der Principien des Kaiſers erſcheinen; ich würde dadurch Ruf und Vertrauen verlieren und der Regierung mehr ſchaden als nützen. In jedem Momente müßte ich mit dem Kaiſer in Widerſpruch kommen, das würde ſein Leiden nur vermehren,

[1]) Briefe vom 4. Januar, drei Briefe vom 17. Febr. 1790.

[2]) S. Maj. m'a fait appeler à Vienne et la poste suivante m'écrit qu' Elle voulait me déclarer Corrégent comme il avoit été du tems de feu l'Impératrice. Brief vom 18. Febr. 1790.

und ich wäre gezwungen ſpäter alles zu widerrufen, was ich gethan." Er zittert vor dem März; Trauer und Betrübniß erfüllt ihn, wenn er daran denkt, welche große Pflichten ſeiner warten. „Ich ſoll", fügt er jenem Briefe hinzu, „die Regierung in dieſer Verwirrung antreten, das Chaos entwirren, während ich meine Familie und alles hier laſſe; bitte Gott, daß er mir die nöthige Stärke gebe, um alles nach ſeinem Willen zu enden" [1]). Da es gewiß war, daß der Kaiſer bald ſterben werde, gab er den Generalſtatthaltern beſtimmte Befehle, wie ſie in dieſem Falle handeln ſollten. Die Deklaration für die Generalſtaaten war den Briefen vom 17. Februar beigefügt; dieſe waren noch unterwegs, als die Nachricht vom Tode des Kaiſers nach Florenz kam.

„Ich ſchicke Dir dieſen Courier", ſchrieb der Großherzog am 2. März an Chriſtine [2]), „um Dir mitzutheilen, daß wir ſoeben die Nachricht vom Tode des Kaiſers und unſerer Schwiegertochter erhalten haben. Du kannſt Dir vorſtellen, wie beſtürzt und niedergeſchlagen wir ſind; den erſten Todesfall hatten wir vorausgeſehen, aber der andere kam ganz unerwartet. Ich war krank an Schnupfen, Fieber und nervöſen Koliken; ſie hielten mich noch acht Tage in Florenz zurück, ſonſt wäre ich bei dem Ereigniß zugegen geweſen. Nun be-

[1]) 18. Februar 1790.
[2]) Florenz 2. März 1790.

finde ich mich beſſer und reiſe Sonntags nach Wien ab. Du kannſt nicht glauben, wie ſehr meine Nerven angegriffen ſind und wie tief ich den Verluſt meiner Schwiegertochter betrauere. Ich hatte meine Hoffnung darauf geſtellt, daß ihre Geſellſchaft, ihr edles Herz, ihr Charakter mir Troſt gewähren würden; es iſt ein unerſetzlicher Verluſt für mich, für meine Familie, beſonders für meinen armen Sohn. Ich ſchicke Dir den Courier wegen der niederländiſchen Angelegenheiten; übergib den beiliegenden Brief meinem Bruder und ſchicke mir den Courier mit Deiner Antwort nach Wien zurück. Ich kann nur das wiederholen, was ich früher geſchrieben. Ich glaube, daß Graf Kobenzl ſeine Miſſion vollendet hat und nach Wien zurückkehren kann, um ſo mehr, weil er den Flamändern kein Vertrauen einflößt; vorausgeſetzt, daß ſeine Gegenwart nicht abſolut nothwendig iſt für irgend eine Angelegenheit oder Commiſſion, was ich nicht weiß. Du kannſt ihm wiſſen laſſen, daß er auf ſeinen Poſten in Wien zurückkehren ſoll. Das Conſeil, das er eingeſetzt, muß aufgehoben werden. Ihr müßt Acht haben und Euch nicht mit Perſonen des vorigen Miniſteriums umgeben, welches bei dem Publikum ſehr verhaßt war. Gebt General Bender in Luxemburg den Befehl, daß er mit ſeinen Truppen die Patrioten nicht angreife, ſondern ſich in der Defenſive halte, aber er ſoll ſie zurückwerfen, wenn er angegriffen wird. Man ſoll die Einwohner in Stadt

und Land nicht beläſtigen, und überall eine große Mäßigung an den Tag legen. Der Proceß d' Alton's ſoll, wenn er nicht ſchon im Verlauf iſt, begonnen werden; man kann ihm ſein Haus in Luxemburg als Arreſt anweiſen. Was die Niederlande anbetrifft, bediene Dich des Cornet de Grés; laſſe ihm wiſſen, daß ich ſeine Ehrlichkeit und Geſchicklichkeit zu ſchätzen weiß. Sorge dafür, daß er und alle Gutgeſinnten für eine gute Aufnahme des Memoires, das ich Dir mit dem letzten Courier ſchickte, wirken. Unterhandle direct und aufrichtig mit der Nation; bediene Dich keiner geringen Leute oder indirecter Mittel. Wende Dich an die Merode's, wenn ſie zurückgekehrt ſind, an die Urſel, an alle, welche Du für gutgeſinnt hältſt; verſprich jenen, welche in der Revolution thätig waren, Aemter und Belohnungen, wende alle Mittel an, um dieſe Provinz zurückzubringen, ſage, daß ich treu und aufrichtig handle, daß ich nichts anderes wünſche als ihr Wohl, ihre Ruhe. Trachte wenigſtens eine Provinz zu gewinnen, handle mit dem Eifer, mit der Klugheit, welche eine ſo wichtige Angelegenheit verlangt. Gib nur oft Nachrichten von Deiner Wirkſamkeit; ich hoffe Dich wiederzuſehen, vielleicht im Mai, wenn meine Familie nach Wien kommt. Ich habe meinem Bruder wegen der deutſchen Angelegenheit geſchrieben. Meine erſte Sorge wird ſein, Frieden zu ſchließen, jeden Krieg zu vermeiden, die fremden Höfe zu beruhigen, um dann beſonders für die

Niederlande und Ungarn wirken zu können; was das letztere anbelangt, habe ich bereits den Befehl gegeben, nach der hergebrachten Form den Krönungslandtag einzuberufen. Ich lege hier eine neue Abschrift des Memoires bei für den Fall, als die erstere verloren wäre."

Einen Tag später reiste Leopold von Florenz ab, ging über Mantua, Botzen und Klagenfurt und kam am 12. März in Wien an. In der Burg empfingen ihn die Herren vom Hofe Joseph's II.: die Fürsten Starhemberg, Dietrichstein, Graf Rosenberg und Kaunitz. Das Volk begrüßte ihn kalt, argwöhnisch; es war in den letzten Jahren in allen Hoffnungen ermattet, alles Vertrauens entwöhnt. Leopold selbst war durch den langen Aufenthalt seinem Vaterlande fremd geworden. Von dem inneren Bildungsgange, welchen das Volk in der Josephinischen Zeit durchgemacht, hatte er nur geringe Kenntniß; die Männer, die zu ihm kamen, erzählten nur von dem Haß der Parteien, von der Zerklüftung des öffentlichen Wesens. In Toskana kannte er die Kreise des öffentlichen Lebens bis auf den Grund. Hier war er an die Spitze eines Staates mit europäischen Interessen gestellt, eines Staates, der in einer Umbildung aller seiner Elemente begriffen war, eines Staates, der vor allen Ländern Europas eine eigenthümliche Zusammensetzung hatte, und in dem eben jetzt so viele widerstreitende Kräfte wild durcheinander wogten. Der Krieg mit den Türken dauerte fort, an der Grenze

ſtand eine preußiſche Armee zum Einfall bereit, das Bündniß mit Rußland war gelockert, Frankreich innerlich ſo zerfallen, daß es mehr ein gefährlicher Nachbar als ein Alliirter geworden. In Belgien hatte die Revolution alle Schranken durchbrochen, in Ungarn regte ſich der alte Unabhängigkeitsſinn und wurde von Preußen geſchürt und beſchützt. In Böhmen, Tirol, in ganz Oeſterreich wurden die alten, ſtändiſchen Beſtrebungen lebendig; man träumte ſich in einen Zuſtand der Dinge zurück, der von der Geſchichte längſt überſchritten war. Die Reichseinheit und politiſche Rechtsgleichheit, zu welcher Joſeph ſein Volk emporheben wollte, wurden als Sünde gegen das alte Recht Oeſterreichs, gegen die innere Wohlfahrt dargeſtellt. Es ſchien Leopold ein Chaos. „Ich fand alles in der größten Unordnung", ſchrieb er in den erſten Tagen ſeiner Regierung [1]); „ich habe Niemand, dem ich mich vertrauen, Niemand, der mir rathen kann; ſeit zehn Tagen bringe ich täglich zehn Stunden an meinem Tiſche in Arbeit zu, und komme nicht dazu, friſche Luft zu ſchöpfen." Die Arbeit häufte ſich. Leopold ſaß oft von früh Morgens bis Mitternacht an ſeinem Arbeitstiſche; er hatte kaum Zeit zu eſſen und verlor den Schlaf [2]). Niemand war ihm zur Seite, als der Erzherzog Franz; erſt im Mai kamen ſeine anderen

[1]) Leopold an Chriſtine, 15. und 19. März 1790.
[2]) Briefe vom 9. und 28. April 1790.

Söhne, ſpäter ſeine Frau und die Töchter. So ſtill war es in der Wiener Burg geworden; alle geſellige Freude ſchien erloſchen; die Huldigung der öſterreichiſchen Stände war die einzige öffentliche Feier. „In Wien," ſchrieb Leopold ſeiner Schweſter Chriſtine, „iſt es jetzt ſehr heiß, mehr als in Italien. Ich will den Harrach'ſchen Garten in der Vorſtadt kaufen, um dort mit meinen Kindern nach Tiſch friſche Luft ſchöpfen zu können. Der ſelige Kaiſer hat den Schönbrunner Garten, den im Belvedere, ſogar den kleinen Garten auf der Baſtei dem Publikum freigelaſſen, ſo daß ich keinen Ort habe, wo ich mit meinen Kindern ſpazieren gehen kann. Der Augarten iſt feucht und ungeſund. — Ich muß dieſes Jahr in der Stadt bleiben, während die Beamten, ohne die Wichtigkeit der Geſchäfte zu bedenken, auf's Land gehen. — Hier ſind die inneren Angelegenheiten in der größten Verwirrung; es fehlt mir an fähigen Leuten, alle Provinzen ſind in Aufregung; Provinzen und Städte, Adel, Kaufleute, Biſchöfe und Mönche verlangen Rechte und Privilegien, ſie gehen zurück auf die Zeit Karl's des Großen und wollen alles gleich. Dazu die Ungarn, deren Forderungen weit über die Conſtitution hinausgehen. Beklage mich; ungeachtet der außerordentlichen Anſtrengung leidet meine Geſundheit doch mehr durch den moraliſchen Druck als durch die Arbeit" [1]).

[1]) Briefe vom 27. Mai, 21. und 30. Juni 1790.

Wie Leopold ſich in ſeinen Briefen zeigt, geſcheidt und ruhig, nachgiebig und doch unerſchütterlich feſt, ſo nahm er die Regierung in Oeſterreich auf. Er trat ſo ganz wie die alten Habsburger Fürſten auf, welche ihre Ziele mit Feinheit und Ausdauer verfolgten, klug nachgaben und doch wieder die Dinge zu faſſen, zu ordnen wußten. In Oeſterreich hatte man ihm in den erſten Wochen wenig Neigung entgegen getragen, aber er verſtand es, Männer und Parteien zu gewinnen und neues Vertrauen um ſich her zu verbreiten. Er begann damit die Gährung im Innern durch Nachgiebigkeit zu löſen. Den Gedanken der Staatseinheit Oeſterreich's, welcher das Lebensziel Joſeph's geweſen, gab er auf, er hielt es für rathſamer die Bande der Centraliſation zu lockern; ebenſo ließ er das ſtarre abſolute Regime Joſeph's II. fallen und zeigte ſich geneigt, den unzufriedenen Adel und die Geiſtlichkeit zu befriedigen. Aber an der fürſtlichen Macht, wie ſie ſeine Vorfahren in ſchweren Kämpfen erworben, hielt er doch feſt und mit einer Zähigkeit, die man an ihm nicht vermuthet hätte. Den Ungarn hatte er ſchon auf der Reiſe nach Wien [1]) verſprochen, ihre ariſtokratiſche, feudale Verfaſſung wieder herzuſtellen. „Ich werde mich mit Geduld waffnen und in allem nachgeben, was gerecht und vernünftig iſt, aber darüber auch keinen Schritt", meinte er damals [2]).

[1]) 3. März 1790.

[2]) Brief vom 25. Mai 1790.

Als aber der ungarische Landtag an dem besten Kern der königlichen Prärogative zu rütteln begann und Rechte in Anspruch nahm, die über seine altconstitutionellen Befugnisse weit hinausgingen, schrieb Leopold seiner Schwester: „Lieber will ich meine Existenz ganz auf's Spiel setzen, als das unterzeichnen, was man von mir verlangt."

Auch in Böhmen und Mähren ward den aristokratisch-ständischen Interessen nachgegeben. Es waren hier Tendenzen laut geworden, welche auf eine Herstellung der ständischen Freiheit aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hinausgingen. Aber Leopold war nicht gewillt in diesen Ländern die Vorrechte der Krone, wie sie Ferdinand II. und Ferdinand III. in schweren Kämpfen errungen hatten, preiszugeben. Er hielt die gesetzgebende Gewalt der Krone unbedingt aufrecht und erklärte, daß die Restauration der Stände nur nach dem Maß der Theresianischen Zeit vollzogen werden könne. Die Staatsgewalt sollte wie bisher der Träger alles öffentlichen Lebens sein, selbst in der Verwaltung sollte nicht über das Jahr 1764 zurückgegangen werden. Im Verhältnisse zur Kirche bewahrte er überall die staatlichen Rechte; er stellte sich da ganz und gar auf den ererbten Boden. Zwar wurde dem Klerus manche Erleichterung von dem Staatszwange Joseph's II. gewährt, die Generalseminarien verschwanden, einzelne Klöster erhielten ihre Güter zurück, aber vergebens hoffte

der Klerus die volle Reſtitution der Klöſter, die freie Verwaltung des Kirchenvermögens, die Loslöſung von der ſtaatlichen Oberaufſicht. „Ich thue für die Mönche alles, was ich kann", ſchrieb Leopold [1]), „aber die Autorität, die ſie einmal hatten, kann ich ihnen nicht wiedergeben."

Das Wichtigſte war ihm die Löſung der auswärtigen Verwicklungen. Ohne den äußeren Frieden war an eine Feſtigung der inneren Verhältniſſe nicht zu denken. Der Krieg mit den Türken nahm alles Einkommen des Staates und den größten Theil der Militärmacht in Anſpruch. Welche feindſelige Stellung Preußen in den letzten Jahren zu Oeſterreich eingenommen hatte, iſt in neueren Geſchichtswerken gründlich dargethan [2]). In der erſten Hälfte des Jahrhunderts hielten die preußiſchen Fürſten noch an den politiſchen Grundſätzen ihrer Vorfahren feſt, mit dem Kaiſer und dem Reiche zu gehen. Preußen und Oeſterreich ſtanden ſich wohl dabei. Friedrich II. hat dieſe Bande geſprengt. Sein ganzes Leben war voll Eiferſucht, Haß und Kampf gegen Oeſterreich. Mit ſcharfen Augen überwachte er die Politik Joſeph's II., die innere Kräftigung der Staatsgewalt, das Ausſchreiten für neue Erwerbungen. Der neue Herr Preußens, König Friedrich Wilhelm II., hielt, ſo lange er von Herzberg geleitet wurde, dieſe

[1]) An Chriſtine, 17. Juni 1790.

[2]) Häuſſer, deutſche Geſchichte, I. 220. Sybel, Geſchichte der Revolutionszeit, I. 173.

feindſelige Politik ein. Während Joſeph und Katharina Krieg gegen die Türken führten, wollte Preußen ſich an der Oſtſee vergrößern. Der Miniſter hoffte auf eine europäiſche Coalition gegen die Kaiſerhöfe. In dieſen Beſtrebungen wurde der Aufſtand in Belgien, die Gährung in Ungarn als erwünſchte Verbündete angeſehen. Es waren insgeheim Verbindungen eigenthümlicher Art im Gange und eine preußiſche Armee ſtand an der Grenze. Joſeph II. war noch in ſeinem Siechthum entſchloſſen, der kriegeriſchen Bewegung Preußens mit den Waffen zu begegnen, wie er es 1778 mit Friedrich II. aufgenommen hatte, Leopold entſchloß ſich zu verſöhnlichen Schritten. Einem Kriege mit Preußen war er grundſätzlich entgegen und in dieſem Augenblicke hielt er ihn für ein beſonders großes Unglück [1]). In ſeinem Bemühen, Oeſterreich von allen äußeren Feinden zu befreien, kam er wie in den inneren Verhältniſſen auf die alte Politik des Hauſes Oeſterreich zurück, mit den Seemächten gut zu ſtehen und den Frieden im Reiche, vornehmlich mit den erſten Gliedern desſelben zu erhalten. In den erſten Wochen ſeiner Regierung wandte ſich Leopold in einem offenen zutrau-

[1]) Je me flatte que la guerre avec le Roi de Prusse n'aura pas lieu, car ce seroit en verité un désastre pour la Monarchie dans un moment où l'on est épuisé d'hommes et d'argent de tous les côtés, où tout est renversé où bouleversé, tout le monde est mécontent. Leopold an Chriſtine, 19. März 1770.

lichen Schreiben an K. Friedrich Wilhelm ſelbſt, um ihn zum Frieden zu bewegen. Er gewann England und Holland für ſich, weil er die kühne orientaliſche Politik Joſeph's ganz fallen ließ. Er verlangte nichts anderes als den Stand der Dinge vor dem Krieg. Als Herzberg einen Tauſch vorſchlug, nämlich Danzig und Thorn an Preußen, an Polen das Land Galizien und dafür an Oeſterreich die kleine Walachei zu überlaſſen, ſprach ſich Leopold entſchieden dagegen aus und der engliſche Geſandte kam ihm zu Hilfe. Die Verhandlungen mit Preußen ſchleppten ſich durch Monate hinaus. Im April und Mai erwartete Leopold von Tag zu Tag die Entſcheidung über Krieg und Frieden. „Gott weiß was kommen mag", ſagt er in einem Briefe [1]); „wenn Krieg wird, ſo iſt das nicht meine Schuld, denn ich habe alles gethan um ihn zu vermeiden." Im Juni ſchien alles in's Stocken zu gerathen. So ſehr Friedrich Wilhelm II. zu einem friedlichen Vergleiche mit Oeſterreich geneigt war, die Hoffnung auf einen kleinen Erwerb, die Verbindung mit den ungariſchen Magnaten [2]) und Einflüſſe ganz eigenthümlicher Art ſchoben die Einigung immer weiter hinaus. Leopold beklagt ſich namentlich in mehreren Briefen [3]), daß der römiſche Hof durch

[1]) An Chriſtine, 14. April 1790.

[2]) La paix avancerait plus vite si le complôt des hongrois par leur négotiation n'engageait pas le Roi à la différer. 9. Juli 1790.

[3]) An Chriſtine, 2., 17. und 30. Juni 1790.

Lucheſini auf den König von Preußen wirke, um den Frieden und die Kaiſerwahl zu erſchweren. Durch Vermittlung der Seemächte und beſonders durch die Klugheit und Feſtigkeit des Kurfürſten von Sachſen kam endlich im Juli der Vertrag von Reichenbach zu Stande [1]). Er bezeichnet auf Jahre hinaus einen Wendepunkt der öſterreichiſch-preußiſchen Politik. Die beiden deutſchen Großmächte wurden wieder zu einander geführt. Es lag nur an ihnen, die alten Ueberlieferungen aufzunehmen und an das neue Bündniß eine Reihe gemeinſamer Beſtrebungen und großartiger Erfolge anzuknüpfen. Leopold hatte die Freundſchaft Preußens ehrlich geſucht und war bemüht ſie zu erhalten. Politiſche Grundſätze und die Nothwendigkeit des Augenblicks führten ihn dazu. Er hatte Urſache mit dem erſten Erfolge zufrieden zu ſein. Mit dem Vertrag von Reichenbach war der Friede mit den Türken geſichert, die ungariſche Bewegung fand keinen Nahrungsſtoff mehr, England und Preußen zogen ihre Hand von der belgiſchen Revolution zurück, das Land ſollte wie früher mit ſeiner alten Verfaſſung unter die öſterreichiſche Herrſchaft zurückkommen.

Alle Wege der Verſtändigung waren in Belgien verſucht worden. Die Generalſtatthalter hatten das Ma-

---

[1]) 12. Juli 1790. Leopold an Chriſtine vom 12. Juni 1790: Si nous avons la paix, nous la devrons à l'Électeur de Saxe et à son amitié, prudence, sagesse et fermeté, moi en personne je lui en aurai une obligation éternelle.

nifeſt [1]) Leopold's in den erſten Tagen ſeiner Regierung an die Stände geſchickt. Mehrere Stellen wie jene, welche die ſouveraine Gewalt des Congreſſes anerkannte oder jene, welche die Militärgewalt des Fürſten betraf, waren geſtrichen, aber der Vergleich, wie ihn der Fürſt des Landes bot, enthielt noch immer eine Freiheit, wie ſie die entſchiedenſte demokratiſche Geſinnung kaum vollſtändiger wünſchen konnte. Die Führer der Revolution verwarfen dieſe Vorſchläge ebenſo unbedingt wie alle früheren Anerbieten, welche die Generalſtatthalter ihnen ſchon im Januar gemacht hatten. Auch nachdem Oeſterreich ſeinen Frieden abgeſchloſſen und die Revolution jede Unterſtützung von Außen verloren hatte, glaubten die Leiter der Bewegung die politiſche Unabhängigkeit Belgiens behaupten zu können und waren entſchloſſen, den Kampf mit Oeſterreich aufzunehmen. Der politiſche Fanatismus kannte keine Grenzen mehr. Der Kardinal von Mecheln, der Biſchof von Antwerpen und andere Prälaten predigten gegen die kaiſerlichen Truppen eine Art Kreuzzug. In einem Hirtenbriefe des Biſchofs von Antwerpen kam der Satz vor: „Wer die Waffen ergreift, verrichtet eine Gott und den Menſchen angenehme Sache“ [2]). Mönche liefen von Dorf zu Dorf und Kapuziner ſtellten ſich mit Säbel und Crucifix in die Reihen der Frei-

[1]) Vom 17. Februar, in ſeiner zweiten Faſſung vom 2. März.
[2]) Memoiren Herzog Albert's.

willigen. Leopold kannte die belgiſchen Zuſtände genau; das Aufbrauſen der Leidenſchaften, die Abneigung der Geiſtlichkeit, Ziele und Kräfte der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Partei. Verſchiedene Agenten kamen zu ihm, aber er wies ſie alle ab; er wollte mit keiner Partei, ſondern nur mit der Nation verkehren. Nachdem der Nationalcongreß ſeine Vorſchläge verworfen, gab er jede weitere friedliche Vermittlung auf. „Man kann", ſchrieb er, „nicht anders mehr tractiren als mit einer guten Armee; nichts als der Friede und 10.000 Mann können die Ordnung dort wieder herſtellen." Seine Hoffnung war nur auf den Frieden geſtellt. Als der Graf von der Mark bei Mercy in Paris für ſich und ſeinen Bruder dem Herzog von Ahremberg die guten Dienſte anbot, antwortete Leopold: „Das iſt alles recht gut, aber das Weſentlichſte iſt der Friede." Anfangs Auguſt konnte er ſeiner Schweſter beſtimmte Reſultate berichten: „England und Holland haben verſprochen, die Niederlande zum Gehorſam zurückzubringen; ſie finden es gerecht, daß ich Truppen ſchicke, und werden die Inſurgenten nicht unterſtützen; ſie entſagen dem Barrieretractat, die Niederlande ſollen als neutrales Land betrachtet, die oſtendeſche Compagnie nicht wieder hergeſtellt und das Fort Lillo an Holland abgetreten werden" [1]). Während der Unterhandlungen war er nur darauf be-

[1]) Leopold an Chriſtine, 9. Auguſt 1790.

dacht, die Stellung, welche die Armee noch inne hatte, zu behaupten. Als Preußen seine Truppen aus Schlesien zurückzog, gab Leopold sogleich den Befehl, daß die Regimenter der böhmischen Armee in die Niederlande rücken sollten. Die Insurgenten standen an der Maas und erfochten Anfangs kleine Vortheile, als aber General Beaulieu von Limburg her anrückte, liefen ihre Haufen auseinander. Es zeigte sich, daß die Patrioten einer geordneten Armee nicht Stand halten konnten, und das Werk der belgischen Revolution binnen kurzem zusammenstürzen müsse.

Christine und Albert lebten zu dieser Zeit in Bonn. Nach der Abberufung des Grafen Kobenzl war die Leitung der niederländischen Angelegenheiten wieder ganz in ihre Hände gelegt. Der stille Friede, der in ihr Haus eingezogen, entfloh wieder. Boten kamen und gingen, die Kämpfe der Welt wirkten auf sie und sie auf die Welt. So sehr sie für die Herstellung der Stände in Belgien das Wort geführt hatten, die Schrift Leopold's vom 2. März erregte doch ihre Bedenken; im Einverständnisse mit dem Kurfürsten Max ließen sie die Stellen, welche das Recht und die Würde des Souverains zu sehr bloß stellten, aus und schickten das Manifest in dieser Form nach Brüssel. Mit Bekümmerniß erfuhren die Statthalter die wilde Kraft der Revolution, die Niederlage der ständischen Partei und die Rathlosigkeit der Männer, auf deren Treue und

guten Willen sie noch gebaut hatten. Christine war den Sommer über immer in einer wachsenden Aufregung. „Ich bitte und beschwöre Dich", schrieb sie ihrem Bruder [1]), „schicke Verstärkungen in's Land, denn der Tod ist nicht zu vergleichen mit der Aufregung und dem Schmerz, alle guten und treuen Leute so verlassen zu sehen." Beide nahmen sich mit warmem Eifer der Interessen ihres Hauses an. Sie hielten ihre Verbindungen aufrecht, stärkten die Hoffnung aller jener, die noch österreichisch gesinnt waren, bezahlten die Truppen [2]) und berichteten an den Souverain Gutes und Schlimmes, wie es die Zeit mit sich brachte.

Im September verließen Christine und Albert ihren einsamen Haushalt in Poppelsdorf. Leopold hatte sie eingeladen, der Kaiserkrönung beizuwohnen. In Aschaffenburg, wo er das Resultat der Wahl erwartete, traf er mit seiner Schwester zusammen. Christine hatte die Freude, die jungen Prinzen Karl und Leopold, den König und die Königin von Neapel wiederzusehen. Letztere waren vor kurzem zur Vermählung ihrer Töchter nach Wien gekommen und begleiteten die Familie nach Deutschland. Christine trieb noch ein besonderes Verlangen, den Kaiser zu sehen und zu sprechen. Sie hatte den jungen Erzherzog Karl schon in Florenz lieb gewonnen und ihn nicht

[1]) An Leopold, 1. August 1790.
[2]) Christine gab allein im März 1790 200.000 fl.

wieder vergeſſen. Der Erzherzog war der dritte Sohn des Kaiſers, damals neunzehn Jahre alt[1]), ein junger Herr, noch etwas ſcheu und verſchloſſen, aber voll Feuer, Geiſt und Talent und einer großen Zukunft gewärtig. Leopold willigte ein, daß Chriſtine den Prinzen an Sohnes Statt annehme und als künftigen Regenten der Niederlande zu ſich nehme. Die ganze Familie reiſte, nachdem der Herzog von Mecklenburg das Reſultat der Wahl berichtet hatte, nach Frankfurt. Chriſtine und Albert erlebten dort das alte, würdige Schauſpiel einer deutſchen Kaiſerkrönung[2]). Wie immer hatte ſich auch diesmal eine große Zahl Fremder eingefunden; die Kurfürſten von Mainz, Trier, Köln wohnten mit dem ganzen Zug ihrer Wagen und Garden der Feier bei. Mitten im Lärm und Gewühl der Feierlichkeit beſprach der Kaiſer mit Chriſtine und Albert die Principien, nach welchen ſie in den Niederlanden, deren Wiedereroberung nun mit Beſtimmtheit zu erwarten war, regieren ſollten. Die Statthalter waren der Meinung, daß man noch einmal die Herſtellung der alten Verfaſſung verſichern ſoll, dann aber ohne weiter mit den rebelliſchen Ständen zu unterhandeln, die Truppen einrücken laſſe. Leopold jedoch wollte, wie es der Vertrag von Reichenbach beſtimmte, die niederländiſche Angelegenheit zuerſt von dem

---

[1]) Geboren am 5. September 1771.
[2]) 9. October 1790.

Congreſſe im Haag ausgetragen wiſſen. Er notirte mit dem Staatsrath Spielmann, der im Gefolge des Kaiſers war, die wichtigſten Punkte des Manifeſtes, welches Graf Mercy den Miniſtern im Haag als das letzte Wort des Kaiſers an die rebelliſchen Stände mittheilen ſollte. Wenige Tage nach der Krönung reiſte Leopold mit ſeinen Söhnen und der königlichen Familie von Neapel nach Oeſterreich zurück. Chriſtine und Albert gingen zuerſt nach Coblenz. Chriſtine erkrankte dort an den Maſern, erholte ſich aber raſch, ſo daß der Herzog ſie nach Bonn führen konnte. Wieder kehrten ſie in das Haus zu Poppelsdorf ein, wo ſie ſeit ihrer Flucht ſo angenehm und friedlich gelebt hatten. Der Kurfürſt Max machte wie früher den freundlichen Wirth. Ende October reiſten ſie nach Wien. Der Kaiſer hatte ſie eingeladen, den Winter in Oeſterreich zuzubringen. Ein beſonderes Intereſſe dabei war, der Krönung in Ungarn beizuwohnen.

IX.

Rückkehr.

Nov. 1790 — März 1792.

Die Jahre 1790 und 91 bezeichnen für Oesterreich einen Wendepunkt seiner äußeren und inneren Politik. Nach der Josephinischen Sturm- und Drangperiode erfolgte unter Leopold II. eine Restauration, welche in der Verfassung ganz und gar auf die Theresianische Staatsform zurückging, in der Verwaltung den Stamm der Josephinischen Ordnung beibehielt und nur einzelne Wurzeln und Aeste derselben ausschnitt. In Deutschösterreich tagten von Provinz zu Provinz die alten Standschaften. Wie die alten Landesordnungen vorschrieben, erschienen die adeligen Herren, die geistlichen Würdenträger, nebenbei bescheiden und gedrückt die wenigen Repräsentanten der Städte und in Tirol die freie Bauernschaft. Die Ordnung, das Auftreten, selbst die Kleidung waren wie in alter Zeit, aber der Geist, der aus diesen Versammlungen sprach, war doch ein anderer als zur Zeit Leopold's I. oder Karl's VI. Alle ihre Beschwerden, Rechtsverwahrungen, Verhandlungen sind von dem Hauch einer neuen Zeit angeweht. Das alte Ständewesen ist darin überall mit den neuen Begriffen von Staat, Gesetzgebung und Verwaltung versetzt. Der Regierung

Leopold's war es vor allem darum zu thun, die volle souveraine Gewalt des Monarchen zu behaupten und die Bewegung möglichst bald abzuschließen. Mit etwas Klugheit, Festigkeit in dem Einen, Nachgiebigkeit in dem Andern gelang es ihr vollständig. Die Länder waren an Gehorsam gewöhnt, und ohne Widerspruch fügten sich Stände und Volk dem Kaiser und seinen Gesetzen.

Schwerer wurde es Leopold der Bewegung in Ungarn Herr zu werden. Diese war nach den ersten Concessionen Joseph's und Leopold's in eine Bahn gerathen, wo alles bunt durcheinander wogte. Eine Zeit lang bot Ungarn das Bild eines Landes, in dem alle Regierung aufgehört hatte und jeder ehrgeizige Mann Raum genug fand sich geltend zu machen. Bis in die fernsten Winkel regte sich der alte barbarische Widerwille gegen jede Ordnung und eine nationale Antipathie, welche alles fremdartige Neue, mochte es noch so vortrefflich sein, ausstieß. Christine und Albert, welche früher in diesem Lande heimisch waren, fanden als sie im Winter $17^{90}/_{91}$ wieder nach Ungarn kamen, eine fremde Welt. Sie mußten Reden hören, an die sie zur Zeit ihres Regimentes nicht gewöhnt waren. Der Umschwung der Meinungen war unverkennbar; selbst äußerlich kündigte sich dieser an. Christine war überrascht, Herren und Frauen im ungarischen Kleid zu sehen, während früher die französische Tracht allgemein war. K. Leopold vermochte nur mit viel Geduld und Festigkeit einen

Abbruch seiner königlichen Rechte zu verhindern. Erst der Friede gab ihm freie Hand und Sicherheit. Seine Briefe aus dieser Zeit sind wahre Leidensberichte.

Der Krönungslandtag war schon während der Reise nach Wien ausgeschrieben; Leopold versicherte den Ständen, daß er alle Beschwerden hören und nur nach den Grundgesetzen des Landes regieren werde; aber man legte sein Entgegenkommen als Schwäche aus, die Magnaten blieben in Verbindung mit dem preußischen Kabinet und wollten die Erbfolge wie die königlichen Rechte von einem neuen Vertrage mit der Nation abhängig machen. „Ich habe in allem nachgegeben — man behandelt mich wahrhaft unwürdig", schrieb Leopold an Christine [1]). Und später nach dem Vertrage von Reichenbach: „Dieser Friede ist der mindest schlechteste; wir verdanken dies den Intriguen der Ungarn, die immer in Korrespondenz mit dem König von Preußen waren, ihn von allem unterrichteten, mit einer allgemeinen Insurrection drohten, sich bewaffneten und alles thaten, um die Monarchie von Grund aus zu zerstören [2]). Der

[1]) Je leur ai cedé en tout — on m'y traite indignement. — Il s'opposent à tout et malgré toute mon extrême condescendance sément partout la révolte. Briefe L. an Ch. vom 4., 11., 21. April, 25. Mai, 2., 17., 30. Juni, 9., 20. August.

[2]) Nous la devons à la mauvaise foi et aux intrigues des hongrois, qui constamment en correspondance avec le Roi de Prusse l'informoient de tout, menaçaient une révolte générale, s'armoient et ont fait tout leur possible pour détruire de fond en comble la monarchie. 9. August 1790.

Landtag, der in Ofen von dem Judex Curiä Grafen Karl Zichy eröffnet wurde, war stürmisch. Die Josephinische Verwaltung sollte in ihren Wurzeln vertilgt werden. Der Adel verlangte die volle Herstellung seiner Rechte, die Ausschließung der Fremden und Bürgerlichen von den Aemtern. Man griff die Regierung Maria Theresia's und das Erbfolgerecht des Kaisers an. Eine neue Versicherungsacte sollte die Rechte des Landes verbürgen und jeder Nachfolger daran gebunden sein. Leopold verweigerte aber bestimmt jede weitere Beschränkung der souverainen Gewalt so wie jede Veränderung des Krönungsdiploms, welches Karl VI. und Maria Theresia anerkannt hatten. Wegen der Erbfolge ließ er einfach erklären: Der Fiskal solle berichten, welche Strafen das Gesetz über jene verhänge, die über das Erbfolgerecht streiten; die Namen werde er dann selbst hinzufügen. Allmälig erhielt die gemäßigte Partei die Oberhand über die ausschreitende Opposition, und als der äußere Friede sichergestellt war, gewann die Krone alle Gewalt wieder, die ihr nach Recht und Gesetz gebührte. Der Landtag wurde nach Preßburg verlegt. Dort fand am 15. November in aller Ordnung und mit dem herkömmlichen Pomp die Krönung Leopold's statt. Eine zahlreiche Gesellschaft, der König, die Königin von Neapel, Erzherzog Karl, Christine und Albert hatten sich eingefunden. Alle waren in ungarischer Tracht. Bei der Ständetafel wurde noch manche wüste Rede gehört, aber der Landtag

nahm ein friedliches Ende. Der König bewilligte alle Verlangen der Stände. Verfassung und Verwaltung wurden wie sie unter Karl VI. und Maria Thersia bis 1765 bestanden, restaurirt und zeitgemäße Reformen von den Ständen abhängig gemacht. Dafür wählten die Stände einen Sohn des Königs, den Erzherzog Alexander Leopold zum Palatin. Der ungarische Adel war zufrieden gestellt und hatte auch alle Ursache dazu, denn in keinem Lande war er mit so freien, bevorzugten Rechten ausgestattet wie in Ungarn. Die politischen Kräfte des Mittelalters schienen hier zu neuem Leben erwacht.

So war in Oesterreich eine Restauration vollzogen, wie sie nur auf wenigen Blättern der Geschichte wieder zu finden ist. Deutschösterreich hatte seine provinziellen ständischen Vertretungen und eine centralisirte, rein staatliche Verwaltung, Ungarn seine aristokratische Verfassung und eine Verwaltung, welche sich in den Herrenrechten und in den kleinsten Körperschaften zersplitterte. Oesterreich war wieder zweileibig und die Entwicklung seines Gesammtlebens auf lange Zeit unterbrochen. Das Reich glich einem ehrwürdigen mittelalterlichen Gebäude, das von einem modernen Bau mit Säulen und Hallen umkleidet ist. Seine Grundmauer war fest, aber der Neubau nicht vollendet, und nur mit viel Kunst und Beschwerde gelang es, das Ganze unter Dach zu bringen.

Dieselbe kluge, nachgiebige und zugleich feste Politik zeigte Leopold II. in Belgien. Wie er es den Ständen

und den fremden Mächten verheißen, wollte er die Herrschaft nur in der alten Form und Beschränkung üben. Aber der Widerstand war hier zur Revolution gediehen. Diese zeigte selbst als sie auf keine auswärtige Unterstützung mehr rechnen konnte, einen solchen Trotz, daß sie nur mit den Waffen gebändigt werden konnte. Die Conferenz im Haag hatte das kaiserliche Manifest vom 14. October angenommen und dem belgischen Nationalcongreß zugeschickt. Alle Versprechungen, daß der Kaiser die alte Verfassung erhalten wolle, waren darin wiederholt; nur war beigefügt, daß eine Armee von 30.000 Mann einrücken werde, um nach Ablauf der Frist bis zum 21. November Gewalt anzuwenden. Der Kaiser forderte die Stände der verschiedenen Provinzen auf, sich zu versammeln und zu entscheiden, ob sie die legitime Autorität des Fürsten anerkennen und ihm auf die mitgetheilten Bedingungen den Eid leisten wollten. Die kaiserliche Botschaft wurde von dem Congresse in Brüssel verworfen. Er wurde bereits vom Volke terrorisirt. Auch den Waffenstillstand, welchen die Minister im Haag in Vorschlag brachten, hatte er abgelehnt. Die Mächte ließen nun dem Kaiser freie Hand. Der Congreß versuchte noch einen Weg, die Unabhängigkeit Belgiens zu retten. In einer stürmischen Sitzung am 21. November wurde der Erzherzog Karl zum Souverain und erblichen Großherzog der Niederlande ausgerufen. Die militärischen Anstalten waren aber bereits getroffen. Graf

Mercy ließ General Bender mit der österreichischen Armee vorrücken. Der Feldzug war kurz. Ein einziges Gefecht der Avantgarde bei Namur entschied den Sieg. Die Generalstaaten und ihre Regierung lösten sich auf, die Führer der Revolution retteten sich durch die Flucht. Am 2. December zogen die kaiserlichen Truppen in Brüssel ein. Die patriotische Armee verwehte wie Spreu, binnen kurzem hatten die Oesterreicher alle Provinzen und alle festen Plätze besetzt. Man überzeugte sich, daß die belgische Revolution keinen festen inneren Halt hatte. Auf dem Lande wie in den Städten nahm man den Wechsel der Herrschaft ganz ruhig hin. Unmittelbar nachher sandten alle Provinzen Abgeordnete in den Haag, um dem kaiserlichen Bevollmächtigten ihre Unterwerfung und Treue zu versichern. Am 10. December, dem Jahrestage des Brüsseler Aufstandes, wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher Belgien wieder unter die Herrschaft des Hauses Oesterreich stellte. Den Belgiern wurde die alte Verfassung zugesichert, eine allgemeine Amnestie bewilligt, die Zusagen des Kaisers vom 14. October erneuert und der Besitz der Niederlande dem Hause Oesterreich von Preußen und den Seemächten garantirt [1]).

So endigte die belgische Revolution nach einer kurzen bewegten Zeit, welche viel Unheil, Leid und Noth über das Land gebracht hatte. Die revolutionäre Partei

[1]) Vgl. Arendt. 411.

fürchtete die Strenge des Fürsten, wie den Wechsel der Volksstimmung. Der Moment war geeignet, die Dinge so zu ordnen, daß sich kein Widerstand mehr befestigen konnte. Es fehlte nicht an Stimmen, welche den Kaiser aufforderten, das Recht der Eroberung geltend zu machen und ein neues Regiment aufzurichten, aber Leopold hielt sein fürstliches Wort und den Haager Vertrag aufrecht. Graf Mercy, dem einstweilen die Leitung der Regierung anvertraut wurde, erhielt den Auftrag, in Milde und Gerechtigkeit und streng nach der Verfassung vorzugehen.

Christine und Albert verbrachten den Winter in Wien zunächst nur im Kreise der kaiserlichen Familie. Die politischen Ereignisse, die Familienverhältnisse nahmen sie sehr in Anspruch. Christine fand nicht einmal Zeit, so mit den Freundinnen ihres früheren Lebens zu verkehren, wie sie es wünschte. Ein lieber Umgang war ihr immer die Fürstin Eleonore Liechtenstein. Die beiden Frauen bewahrten ihre Freundschaft in allem Wechsel der Verhältnisse. Die Fürstin hatte ein Jahr früher ihren Mann den Fürsten Karl Liechtenstein verloren und lebte in Wien sehr zurückgezogen. Eine neue, junge Welt war um sie alle her aufgewachsen mit neuen Formen, neuen Hoffnungen und Bestrebungen.

Christine und Albert sollten, nachdem die Ordnung in Belgien wenigstens äußerlich hergestellt war, wieder nach Brüssel zurückkehren und wie früher als Generalstatthalter die Regierung üben. Der Kaiser übertrug

ihnen wieder alle Gewalt der früheren Statthalter des Landes und wünschte ihre Abreise sobald als möglich. Ein Unwohlsein des Herzogs verzögerte dieselbe bis in's Frühjahr. Der Kaiser reiste damals selbst mit seinen Söhnen Franz und Karl, mit dem König und der Königin von Neapel über Venedig nach Florenz. Nach Ostern verließen auch Christine und Albert die Residenz. So heiter und sorgenfrei wie 1781, als sie das erstemal in die Niederlande gegangen, blickten sie nicht mehr in die Zukunft. Beide waren älter, an Täuschungen reicher, an Hoffnungen ärmer. Die Stimmung in Belgien war ihnen zu gut bekannt, als daß sie auf eine dauernde Ruhe, auf ein freundliches Entgegenkommen hoffen konnten. Sie reisten diesmal durch Böhmen und Sachsen. Die Erzherzogin hatte gewünscht, das Geburtsland ihres Mannes und ihre Verwandten am Dresdener Hofe kennen zu lernen. Der Herzog selbst war seit fünf und zwanzig Jahren nicht in seine Heimat gekommen. Sie verlebten die ersten Maitage in Dresden und genossen alle Freude, welche ihnen diese freundliche Stadt und die Liebe der kurfürstlichen Familie gewähren konnte. Die Moritzburg, der Geburtsort des Herzogs, Schloß Hubertsburg wurden besucht. Der Herzog erinnerte sich seiner Jugend und der prachtvollen Feste, die einst sein Vater hier gegeben hatte. Die Prinzen Karl und Anton, die Gemahlin des letzteren begleiteten die Reisenden bis Leipzig. Dort war eben Ostermesse und sie freuten sich

an Handel und Wandel der Stadt. In Erfurt begrüßte sie der Domherr von Dalberg: „Dieser Halbgelehrte", wie Herzog Albert schrieb, „der später eine so schmähliche Rolle spielte, für sein Privatinteresse die deutsche Sache an Napoleon verkaufte und einer der vorzüglichsten Hebel bei dem Sturze des deutschen Reiches wurde." Er wurde ihnen nicht wenig lästig durch seine aufdringliche Höflichkeit, sein eitles Benehmen und sein ungemessenes Selbstlob. Er sprach immer von seinen Verdiensten um deutsche Kunst und Wissenschaft. Schon am zweiten Tage nach der Abreise von Erfurt trafen Christine und Albert in Limburg im Kurfürstenthume Trier ein. Der Regen hatte die Wege so verdorben, daß dreißig Ochsen ihren Reisewagen kaum vorwärts bringen konnten. In Coblenz hielten sie sich nur kurz auf, sondern gingen gleich nach Bonn. Dort empfingen sie eine Deputation der Brabanter Stände, welche die Huldigung und Treue des Landes versicherte. Die Generalstatthalter sprachen sich offen und freimüthig aus, aber aus den Mienen einiger Herren konnten sie erkennen, daß man ihrer Ankunft nicht freudig entgegensah und nur der Gewalt nachgegeben hatte. „Ich bin," schrieb Christine damals nach Wien [1]), „an der Grenze meines Wanderlebens, das ich seit zwanzig Monaten führe, aber hier in einem angenehmen Asyl, wo ich

[1]) An Eleonore Liechtenstein. Bonn, 31. Mai 1791.

mich der Freundſchaft meines guten Bruders erfreue. In den erſten Tagen des nächſten Monates werden wir unſere peinliche Laufbahn wieder beginnen; ſie iſt dornenvoller als ſonſt. Wie zur Strafe meiner Sünden ſind die Niederlande überſchwemmt mit Franzoſen aller Art. Denken Sie ſich an unſere Stelle; welch' angenehme Ausſicht!" Auf ihrer Weiterreiſe kamen ſie nach Aachen, wo ihnen die Generale Brown und Lilien viel von Brüſſel und dem Leben daſelbſt erzählten; dann durch die Provinz Limburg, die mit Luxemburg dem Kaiſer treu geblieben war. Das Volk lief auf den Straßen zuſammen und begrüßte ſie mit freudigen Rufen; die Stände gaben ihnen das Geleit bis an die Grenze ihrer Provinz. In Tirlemont, dem erſten Heerde der Revolution, kam ihnen Graf Mercy entgegen. Er berichtete, daß alles im beſten Gange ſei und daß ſie nur die letzte Hand anzulegen brauchten, um alles nach dem Wunſche des Kaiſers zu ordnen. Am 15. Juni kamen die Statthalter in Brüſſel an. Wie vor zehn Jahren ſtiegen ſie vor dem Löwener Thore ab und hielten ihren feierlichen Einzug in die Gudulakirche, wo der Kardinal den Segen ſprach. Am Abend war die ganze Stadt beleuchtet und im Theater begrüßte man die Regenten mit lautem Zuruf. Den nächſten Tag empfingen ſie die verſchiedenen ſtändiſchen Körperſchaften; aber das Wiederſehen und das Geſpräch blieb kalt; man merkte

es den Herren an, wie ungern sie erschienen, und wie zähe sie in dem alten Widerstande beharrten.

Die Generalstatthalter fühlten die ganze Schwierigkeit ihrer Lage. Die Revolution hatte alles umgestürzt; das Alte war morsch, das Neue ohne Wurzel. Es war noch lange nicht alles „im besten Gange", wie Mercy berichtet hatte. Vorerst nahmen die Statthalter die Huldigung der Stände entgegen. In Brüssel fand dieselbe am 30. Juni statt. Die Stände waren hier in der ersten Verhandlung auf die alten Beschwerden zurückgekommen und wollten Bedingungen stellen. Auf den Rath Mercy's gingen die Statthalter darüber hinaus. Im Sommer reisten sie von Provinz zu Provinz. In Gent, Mons, Mecheln wurde die Huldigung in aller herkömmlichen Feier vollzogen. In Ostende, in ganz Westflandern sprachen die Leute ganz offen ihre Freude über das Aufhören des ständischen Regiments aus. In Namur dagegen beging das Volk bei der Einfahrt der Statthalter solche Excesse, daß Bürgermeister und Rath Abbitte leisten mußten. In Luxemburg wurde ihnen der herzlichste Empfang zu Theil. Die Stadt wurde beleuchtet, die Bürger gaben öffentliche Essen und brachten die Gesundheit des Kaisers aus. Auch Geldern hatte sich von der Revolution frei gehalten; das Volk war dort besonders gegen die Stände erregt; einige Herren wurden auf der Straße insultirt. Die Statthalter machten einen Ausflug nach Ruremonde und Thorn, um des Herzogs

Schweſter Kunigunde zu beſuchen und kehrten dann nach Brüſſel zurück. Sie thaten alles Mögliche, um die Nation zu verſöhnen und die Regierung in die alte feſte Bahn zu bringen. Sie waren liebenswürdig gegen Jedermann, ließen ſich von Allem Bericht erſtatten, vermittelten wo ſie konnten. Mercy hatte darauf gedrungen, daß alle Aemter wie vor der Zeit Kaiſer Joſeph's II. eingerichtet würden. Die Stellen ſollten ſobald wie möglich beſetzt werden. Krumpipen trat wieder ein. Als bevollmächtigter Miniſter kam Graf Metternich [1]) in's Land. Er wurde von Leuten überlaufen, welche eine Anſtellung ſuchten und ſich auf ihre gute Geſinnung, auf ihre Opfer für das Haus Oeſterreich beriefen. Kaiſer Leopold billigte alle Vorſchläge des Gouvernements und hoffte alles Gute. „Alles wird ſich arrangiren, wie ich es vorausgeſagt", ſchrieb er ſeiner Schweſter. Der Zwieſpalt zwiſchen der Regierung und den Ständen ging aber zu tief, als daß man eine dauernde Ruhe, eine feſte Ordnung erwarten konnte. Dieſer Zwieſpalt lag in den Perſönlichkeiten wie in den Principien. Die ſtändiſchen Körperſchaften wollten nicht allein ihren Antheil an

[1]) Graf Georg Metternich, Vater des berühmten Staatskanzlers, früher kurtrier'ſcher Geſandter in Wien, trat in öſterreichiſche Dienſte, wurde geheimer Rath, Geſandter an den geiſtlichen Kurhöfen, dann bevollmächtigter Miniſter in Brüſſel; nach dem Verluſt der Niederlande lebte er in Wien und ſtarb 1818. Er hatte ſeine Frau und drei Kinder in Brüſſel, bezog 30.000 fl., „iſt aber damit nicht zufrieden," wie der Kaiſer ſchrieb.

der gesetzgebenden Gewalt, sie wollten auch mit regieren; sie sprachen alle Gewalt an, die ihnen das Herkommen, die Schwäche der Fürsten und eigene Willkür in früheren Zeiten eingeräumt hatten. Bei dem ersten Schritte, welchen die Regierung machte, um die oberste Verwaltung in Brabant zu ordnen, brach der alte Streit wieder aus.

Das Brabanter Conseil hatte, wie es vor der Revolution bestand, die Beaufsichtigung und Leitung aller Staatsangelegenheiten. Es betrachtete sich als die vornehmste Stütze, als den Wächter der ständischen Freiheit und stand von Anbeginn gegen alle Josephinischen Reformen in Opposition. Trautmannsdorf hatte den Rath aufgelöst und als obersten Gerichtshof eine neue Behörde eingerichtet. In der Revolution constituirten die Stände sogleich wieder das Conseil mit seiner früheren Gewalt und besetzten es mit Männern ihrer Partei. Graf Mercy verkehrte anfangs mit demselben, fand aber für nöthig, mehrere Glieder, welche der Revolution gehuldigt hatten, auszuschließen. Die Stände fanden darin eine Verletzung ihrer Verfassung, beriefen sich auf die Haager Convention, verweigerten die Steuern und schickten Agenten nach Wien, um beim Kaiser ihr Recht hervorzuheben. Endlose Berathungen fanden darüber statt. Gewiß war es von der Regierung wie von den Ständen unklug, in dieser Zeit, wo in Frankreich die alte Monarchie zusammenstürzte, wo die Wirkung davon durch ganz Europa nachzitterte,

wo der Krieg vor der Thüre ſtand, den alten Streit über dieſe adminiſtrative Frage anzuregen. Kaiſer Leopold gab ſeiner Schweſter den Auftrag, ſtreng an der Verfaſſung feſtzuhalten, alle Gelegenheit zur Unzufriedenheit zu vermeiden, aber in geſetzlichen Beziehungen nicht nachzugeben. Vor den Ständen hatte er keine Scheu; er wußte wie ſehr die demokratiſchen Ideen die Stimmung im Lande verändert hatten. „Die Stände verweigern die Subſidien," ſchreibt er ſeiner Schweſter, „aber ich werde mit ihnen ein Ende machen; ich habe alles gethan, was Pflicht und Gewiſſen verlangen; ich habe alle mögliche Sanftmuth und Mäßigung bewieſen, ich habe alle verfaſſungsmäßigen Pflichten eines Herzogs von Brabant erfüllt, aber wenn das alles nicht genügt, werde ich mit ihnen zur Gewalt ſchreiten. Sie ſollen das Volk gegen ſich haben und meine Truppen." Aber er wünſchte doch, jede Revolte zurückzuhalten, um den franzöſiſchen Demokraten keine Urſache zum Kriege zu geben. Er wußte, daß in Lille und Breda Comité's beſtanden, jenes unter van der Merſch, dieſes unter van der Noot. Sie konnten über vier Millionen Gulden und 60.000 Gewehre verfügen und warteten nur auf einen geeigneten Moment zu einer neuen Erhebung [1]). „Ich erkenne den Stand der Dinge bei Euch", ſchrieb

[1]) Leopold an Chriſtine, 5. September 1791.

der Kaiſer zu Ende des Jahres [1]); „ich bin überzeugt, daß weder Preußen noch Holland, welche jetzt in Treue zu uns halten und die Verträge unterzeichnen wollen, ſich einmiſchen; vielleicht wirkt England unter der Hand, jedenfalls ſind es aber die Franzoſen und das Comité in Lille. Ich bin überzeugt, daß die Geiſtlichkeit unter der Hand die Stände aufregt, ſich allem zu widerſetzen, um die Vonckiſten nicht aufkommen zu laſſen und ihre vollſtändige Niederlage zu verhindern, wenn das franzöſiſche Syſtem eingeführt würde. Ich bin überzeugt, daß van der Noot, van Eupen, van der Merſch, Vonck, die Barnaves und alle übereinſtimmen. Eine Exploſion wird erwartet; man muß auf der Hut ſein, keine Gelegenheit geben, wenn ſie aber ausbricht, die Bewegung mit militäriſcher Strenge unterdrücken."

Bei dieſen Verhältniſſen konnten Chriſtine und Albert in Brüſſel nur ein unbehagliches Leben führen. Es fehlte ihnen der gute Rath, die Unterſtützung ſelbſt in der nächſten Umgebung. Bender wurde auf den Tod krank, Mercy litt ſo an der Gicht, daß er kaum ſchreiben konnte. Zu Metternich hatten ſie wenig Vertrauen. „Er war", ſagt Herzog Albert, „voll Eiferſucht auf die Autorität der Statthalter, und in den neuen Wirkungskreis nicht eingewöhnt; nie ſprach er ſich entſchieden und feſt gegen die Stände aus; er entfernte Männer,

[1]) Leopold an Chriſtine, 31. December 1791.

welche alles Vertrauen verdienten, wie den Baron Fölz, den Chriſtine zum Staatsſecretär ernannt hatte." Das häusliche Glück der Erzherzogin erhielt einen neuen Reiz durch den jungen Erzherzog Karl, der damals in Brüſſel ſeine Lehrjahre durchmachte. Es iſt erwähnt worden, daß Chriſtine in Aſchaffenburg und Frankfurt es ſich vom Kaiſer erbeten hatte, den Prinzen adoptiren und für ſeine künftige Stellung als Gouverneur der Niederlande vorbereiten zu dürfen. Erzherzog Karl blieb im Winter 1790 noch in Wien, begleitete ſeinen Vater nach Italien, war in Ofen, um ſeinen Bruder als Palatin einzuführen, beſuchte dann die böhmiſchen Feſtungen und kam im Sommer 1791 nach Belgien. Chriſtine und Albert waren ihm auf ſeiner Reiſe bis Thorn entgegen gefahren. Sie führten ihn in Brüſſel ein, ſorgten für ſeine Ausſtattung, ſeinen Haushalt, ſeine Lehrer und Gefährten. Baron Chriſtoph Bartenſtein, Finanzrath in Brüſſel, unterrichtete ihn in der Adminiſtration, Oberſt Lindenau, Chef des Generalſtabs, in den Kriegswiſſenſchaften. Oberſt Warensdorf, der den Erzherzog auf ſeiner Reiſe begleitet hatte, wurde wegen ſeiner rohen Formen zurückgeſchickt. Chriſtine beſtimmte den Grafen Maldeghem, einen fein gebildeten Edelmann, zu ſeinem Oberſtſtallmeiſter, den jungen Grafen Philipp Grünne zum Kämmerer. Den letzteren hatte der Herzog aus ſeinem Regimente ausgeſucht, der Kaiſer hatte ihn als einen unterrichteten jungen

Mann und guten Officier empfohlen. Der junge Erzherzog beschäftigte sich eifrig mit seinen Studien. Die Statthalter führten ihn in die Rathssitzungen ein und ließen ihn an allen Verhandlungen mit dem Minister theilnehmen. Bescheiden und taktvoll fand er sich bald in seine neue Stellung und erwarb durch sein Talent wie durch sein Gemüth die volle Liebe seiner Tante.

Christine und Albert verlebten Sommer und Winter 1791 in Einsamkeit und Traurigkeit. Die Erzherzogin war von dem Schicksale ihrer unglücklichen Schwester, der Königin von Frankreich, tief ergriffen. „Ich habe", schrieb sie an ihre Freundin [1]), „seit dem Tod meines angebeteten Vaters und meiner Mutter kein größeres Leid erfahren, als die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale meiner armen Schwester. Sie werden wissen, daß sie kaum vier Meilen weit von der Grenze gefangen genommen wurde; wenn sie einen anderen Weg eingeschlagen hätte, wäre sie gerettet gewesen, wie Monsieur und seine Frau. Ich bin untröstlich über meine unglückliche Schwester und ihre unschuldigen Kinder." Die Grafen von der Provence und Artois hatten Paris vor der Flucht des Königs verlassen und waren von verschiedenen Seiten nach Brüssel gekommen: der eine am 22., der andere am 25. Juni. Christine und Albert sahen einige der französischen Emigranten

[1]) An die Fürstin Eleonore Liechtenstein, 25. Juni 1791.

wegen ihrer Bildung und ihres ehrenhaften Charakters sehr gerne, aber die königlichen Prinzen und ihre lärmende Umgebung brachten sie in große Verlegenheit. Diese betrachteten sich wie auf heimischem Boden. Der Graf von der Provence verlangte gleich Anfangs einen Saal im Schlosse, um den französischen Adel zu empfangen. Während der Rundreise der Statthalter hielt er einen förmlichen Hof und benahm sich, nachdem der König gefangen war, als Regent von Frankreich. Die Generalstatthalter waren herzlich froh, als die Prinzen nach Coblenz wanderten. Kaiser Leopold wünschte ihnen Glück, von diesen Gästen befreit zu sein. Er war den Emigranten nicht geneigt. Schon früher hatte er einmal seiner Schwester geschrieben, nichts zu glauben, was die Franzosen berichten und besonders nur die Hälfte von dem, was der Graf von Artois sagen würde[1]).

Kaiser Leopold verhielt sich zur französischen Revolution so kühl und nüchtern, daß er gleichmäßig von Jakobinern und Royalisten verurtheilt wurde. Erst in neueren geschichtlichen Werken ist seine Politik mehr beleuchtet und gewürdigt[2]). Leopold sah in der ersten

[1]) Mailand, 7. Juni 1791.

[2]) Häusser, deutsche Geschichte I. 288 f. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit I. 276 f. Die Forschung über die Geschichte jener Jahre ist damit nicht abgeschlossen. Beide Historiker haben zunächst aus preußischen Quellen geschöpft. Sybel's Angaben werden durch die hier mitgetheilten Briefe in manchem berichtigt, namentlich das, was er I. „Pillnitz" 300 f. über Oesterreich sagt.

Entwicklung der Revolution nur eine innere Angelegenheit Frankreichs und war nicht geneigt, deßwegen seine Interessen auf's Spiel zu setzen. Es war in seinem eigenen Lande genug zu ordnen. Die Bewegung im Innern war kaum zum Stillstand gebracht, das Zerwürfniß im Orient noch nicht völlig beigelegt. Aus Grundsatz und Interesse hielt sich der Kaiser von jeder thätigen Einmischung in eine Veränderung der französischen Staatsform fern. Einen Moment brachte ihn die Bedrängniß der königlichen Familie in Bewegung. Er hatte der Königin jeden Fluchtversuch abgerathen, gab dann nach und war bereit im Fall des Gelingens dem König als Bundesgenosse ein Hilfskorps zur Verfügung zu stellen, jedoch ohne weiteren Anspruch und ohne Verpflichtung. Als Ludwig XVI. wieder an der Spitze der Regierung stand, nahm der Kaiser seinen Grundsatz wieder auf, daß nur das gesammte Europa der Revolution entgegentreten könne. Selbst die Pillnitzer Convention bezeichnete die Herstellung der Ordnung in Frankreich als eine von ganz Europa abhängige Frage: nur im Falle der Mitwirkung aller europäischen Mächte wurde eine thätige Einmischung in Aussicht gestellt. Leopold erkannte in Frankreich keine Partei, sondern nur den König mit der Nation. Wie Marie Antoinette war er der Meinung: Kein Bürgerkrieg, kein Angriff der Emigration und wenn es irgend möglich ist, kein auswärtiger Krieg. Besonders war er gegen die ausschreitenden habsüch-

tigen Pläne der königlichen Prinzen und aller Emigranten. Er gestattete ihnen einen friedfertigen Aufenthalt, aber er duldete keine bewaffnete Rüstung und jede Bundesgenossenschaft mit ihnen wies er zurück.

Seine Briefe an Christine enthalten so viel über seine persönliche und politische Stellung zur Revolution, daß wir einiges daraus mittheilen.

Im Frühjahre 1791 war der Kaiser nach Italien gereist, um seinen zweiten Sohn in die Herrschaft von Toskana einzuführen. Die milde Luft, die Freiheit der Bewegung, der Wechsel des Lebens thaten ihm wohl. Als Christine zur Rückkehr drängte, antwortete er[1]: „Du hältst meine Heimkehr für unbedingt nothwendig, aber die Geschäfte leiden in meiner Abwesenheit nicht einen Moment. Eine Reise wie die meinige kann man nicht wie ein Courier in acht Tagen zurücklegen. Wenn man so gearbeitet hat, wie ich in den letzten dreizehn Monaten, wenn man den Kelch der Unannehmlichkeiten und des Verdrusses aller Art wie ich bis auf den Grund geleert hat — ist es wohl billig, einige Monate frei zu haben, um die zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, die gedrückte Laune zu zerstreuen, neue Kräfte zu sammeln, und um überhaupt nicht unterzugehen.“

In Florenz litt er an Halsweh und Husten, so daß er drei Wochen das Zimmer hüten mußte. Anfangs

[1]) Florenz, ohne Datum. Christine erhielt den Brief in Dresden den 13. Mai.

Juni kam er nach Mailand. Von dort traf er seine Anordnungen für die Flucht des Königs, ging dann nach Padua und erwartete mit Ungeduld die erste Nachricht über die Flucht und die Begebenheiten, die sich daran knüpfen würden. Briefe aus Turin, Savoyen und Genua berichteten, der König sei glücklich nach Metz entkommen. Der Kaiser selbst glaubte daran. Sogleich schrieb er nach Brüssel[1]): „Meine theure Schwester, lieber Schwager! Ich schreibe euch beiden wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes. Du verlangst meine Intentionen über die französischen Angelegenheiten zu wissen. Hier sind sie. Ich hatte mit dem Grafen von Artois unterhandelt, um ihn zu vermögen, sein Vertrauen auf mich zu setzen und um ihn von einem Unternehmen abzubringen, welches die Sicherheit und das Leben des Königs wie der Königin ohne irgend einen Nutzen gefährden könnte. Es gelang mir. Ferner unterhandelte ich mit Spanien, Sardinien, der Schweiz, mit dem Reiche und dem Könige von Preußen für eine Erklärung und ein gemeinschaftliches Handeln, wenn es in Frankreich zu Gewaltstreichen kommen sollte. Das alles war gethan. Die Flucht des Königs, sein Anhalten in Varennes, die Art, wie er befreit wurde, sein Aufenthalt in Metz, die Ankunft der Königin und ihre Familie in den Niederlanden, alles das ändert die Verhältnisse ganz und gar. Ich habe

[1]) An Christine und Albert, Padua, 5. Juli 1791.

nun nichts mehr mit dem Grafen von Artois auszumachen, nichts mehr mit ihm zu thun. In dieſem Moment iſt der König frei. Er hat gegen alles, was geſchehen iſt, Proteſt eingelegt. Ich kenne jetzt nur den König, ich bin ſein Verwandter, Freund und Alliirter und will ihn mit all' meiner Kraft, nach meinem ganzen Vermögen unterſtützen [1]). In der Beilage findeſt Du die Befehle, die ich heute deßwegen an Mercy ſchicke. Ich gebe Dir die Vollmacht, alles dies dem Könige und der Königin mitzutheilen. Laſſe ihnen wiſſen, daß ſie jede Summe Geld, die ſie nöthig haben, aus meinen Kaſſen erheben, jedes Anlehen auf meinen Namen und Kredit machen können. Meine Befehle dafür ſind gegeben. Ich bevollmächtige Dich, dem Marſchall Bender und allen Generalen zu befehlen, daß die Truppen ſich in Bewegung ſetzen, an die Grenze rücken und ſelbſt in Frankreich einmarſchiren, wenn der König es wünſchen ſollte, aber nur auf ſein Verlangen als alliirte Truppen. Sie ſollen immer getrennt bleiben und von keinem franzöſiſchen Officier kommandirt werden, auch wenn es ein Prinz von Geblüt oder der Graf von Artois wäre; nicht ein Piquet ſoll von Franzoſen befehligt werden. Du kannſt alle Dispoſitionen treffen; ich behalte mir nur vor, weitere Befehle zu ſchicken. Ich theile Dir

[1]) Je ne connois donc plus que le Roi, je suis son parent, ami et allié et veux le sécourir et seconder de toutes mes forces et pouvoir.

mit, daß ich Spanien, Sardinien und die Schweiz aufgefordert habe, dasselbe zu thun, daß ich mein Gesuch beim Reiche erneuern werde, und daß ich sicher bin, im Falle der Noth hessische Truppen und die Preußen von Wesel zu haben. Was die Königin und die königliche Familie betrifft, so ersuche ich Dich, für sie und ihre Umgebung alles vorzusorgen, ihnen alle Bequemlichkeit und Annehmlichkeit zu verschaffen; gehe selbst nach Luxemburg zu der Königin, wenn sie es nicht vorzieht, nach Brüssel zu kommen. Das ist alles, was ich Dir für den Moment sagen kann. Ich bitte Dich, mir direct nach Wien zu berichten; ich reise noch heute ab. Sei überzeugt von meiner Anhänglichkeit u. s. w."

Noch am selben Tage, nachdem dieser Brief abgeschickt war, kam von dem Kurfürsten Clemens aus Trier die Nachricht, daß der König auf der Flucht gefangen sei. Der Kaiser war tief erschüttert. Im Eindruck dieser Ereignisse erließ er am 6. Juli ein Rundschreiben an alle Mächte, worin er sie nachdrücklich zur Errettung Ludwig's aufforderte; zugleich wandte er sich an die Kurfürsten von Trier und Köln, um jeden Handstreich der Emigranten zu verhindern [1]). Er ging dann über Triest nach Wien. Dort erhielt er Briefe von Mercy, welche die unglückliche Katastrophe und die nächsten Ereignisse in Frankreich berichteten. Wenige

[1]) Leopold an Christine, Padua 6. Juli 1791.

Tage vor seiner Abreise nach Böhmen traf plötzlich und unerwartet der Graf von Artois in Wien ein [1]). Er verlangte Truppen, den offenen Krieg gegen Frankreich und die Anerkennung des Grafen von der Provence als Regenten. Der Kaiser zeigte ihm eine empfindliche Kälte. „Er geht auch nach Dresden und Pillnitz," schrieb er an Christine, „aber ich begreife nicht, was er dort will; ich glaube nicht, daß alles so rasch geht, als er glaubt." Mehr als je nahm Leopold den Gedanken wieder auf, daß man nur im Sinne und mit der Hilfe von ganz Europa gegen die Revolution vorschreiten könne; mehr als je beschäftigte ihn das Bündniß mit Preußen, an dem er seit seinem Regierungsantritte mit aller Zuvorkommenheit und mit aller Feinheit seines Wesens gearbeitet hatte. „Man kann jetzt nicht anders handeln, als im Einverständniß mit allen Höfen," sagte er in einem Briefe [2]); „durch eine gemeinsame Erklärung in einem Vertrage oder bei einem Congresse muß bestimmt werden, wie man gegen Frankreich vorgehen und ob man zur Gewalt schreiten soll. Ich erwarte die Antwort auf meine Vorschläge von Spanien und England, unterhandle mit den anderen Mächten, schließe Frieden mit den Türken und arbeite an einer Convention mit dem König von Preußen, mit Rußland und England, welche für lange Zeit alle Kriege ver-

[1]) Am 20. Juli, nicht wie Sybel I. 310 sagt, am 20. August.
[2]) An Christine, 30. Juli 1791.

hindern und den „Fürstenbund" vernichten wird; die letzte Hand will ich am 29. August anlegen, wo ich in Pillnitz mit dem Könige von Preußen zusammentreffen werde. Lasse Dich in nichts ein, was die Franzosen und die Prinzen wollen. Erweise ihnen alle Höflichkeit, gib ihnen Diners, aber kein Geld und keine Truppen. Ich bedauere sie sehr, wie alle ausgewanderten Franzosen; aber sie denken nur an ihre romantischen Ideen, an Rache und ihre persönlichen Interessen; sie glauben, alle Welt soll sich für sie opfern; sie sind sehr schlecht umgeben. Ich billige alles, was Du den Prinzen gesagt hast und bin froh, daß Du von ihnen befreit bist."

Von dieser Gesinnung erfüllt reiste Leopold zur Zusammenkunft mit seinem neuen Alliirten, dem Könige von Preußen. Am 20. August kam er nach Dresden. Der Graf von Artois fand mit seinen gefährlichen, überstürzten Plänen so wenig Anklang bei dem Könige wie früher bei dem Kaiser. Die beiden Monarchen einigten sich am 27. in der so oft besprochenen Pillnitzer Convention, welche im Grunde nichts anderes war, als eine Erklärung der Nichtintervention, da Spanien und England sich von jedem Unternehmen gegen Frankreich zurückgezogen hatten [1]). Leopold benachrichtigte seine Schwester von dem Pillnitzer Resultate [2]). — „Graf von Artois

[1]) Sybel a. a. O. I. 314.

[2]) In dem Briefe an Christine, 5. December 1791.

hat mir nach meiner Rückkehr zwei Memoires zum Unterſchreiben geſchickt; ſie enthalten ein Manifeſt, welches Monſieur zum Regenten erklärt und viel andere Dinge, die unſerer Pillnitzer Erklärung entgegen ſind. Ich werde ihm ſtark darauf antworten und ſagen, daß ich alle ihre Schritte öffentlich desavouiren werde. Dieſe Prinzen mit ihren Projecten und beſonders Calonne, der ſie leitet, der ſich in alles miſcht und ein falſches, ſchlechtes Subject iſt, denken nur an ſich ſelbſt und nicht an den König, nicht an die gute Sache; ſie wollen nur intriguiren, alles verwirren. Sie möchten mich und den König von Preußen dahin bringen, daß wir ſie mit allen Kräften unterſtützen, um uns dann, wenn wir die Truppen aus den Niederlanden ziehen, Emeuten und Verlegenheiten zu bereiten. Mit dieſen Leuten iſt nichts zu machen; man kann dem König und der Königin nur helfen mit der vollen Unterſtützung aller Höfe. Das wird aber ſehr ſchwierig ſein. Spanien will nichts thun, England will Frankreich Zeit laſſen, bis der Bankerott, die neue Geſetzgebung kommt und die Verwirrung ſich ſteigert, um dann mit Erfolg auftreten zu können. Den Prinzen und ihrer Umgebung kann ich weder trauen noch helfen; ſie bringen uns nur Verlegenheiten und compromittiren uns. Ich habe gefunden, daß nur die Königin, Ferſen und Bouillé vernünftig denken und ſprechen. Wenn die Prinzen ſich irgend einer Zuſage des Königs von Preußen rühmen, ſo glaube ihnen nicht, denn er iſt ganz mit

mir einverſtanden und will ſich ohne mich nicht in ihre Angelegenheiten miſchen."

Eben in jener Zeit trat der für Europa entſcheidende Augenblick ein, in welchem die neue Verfaſſung von Ludwig XVI. am 16. September angenommen wurde. Da der König damit wieder in verfaſſungsmäßige Regierungsrechte eintrat, ſchien der Friede für Europa geſichert. Kaiſer Leopold billigte die Annahme der Verfaſſung. Er hoffte wie Marie Antoinette, daß durch dieſen Verſuch das allgemeine Mißtrauen beſeitigt, die königliche Partei von innen heraus verſtärkt würde. Noch entſchiedener als früher verurtheilte er das Treiben der Auswanderer. „Ich habe," ſchrieb er an Chriſtine [1]), „den franzöſiſchen Botſchafter empfangen und auf den Brief des Königs in allgemeinen Ausdrücken geantwortet, daß ich wünſche, es möge dieſer Schritt zu ſeinem Wohle wie zu dem des Volkes beitragen und dadurch bei den Höfen den ungünſtigen Eindruck der früheren Ereigniſſe verwiſchen. Ich glaube, daß Jedermann ungefähr ſo antworten wird. Es kann daher keine Rede ſein von Truppen oder Geld für die Prinzen. Selbſt Rußland, das ſo viel Lärm für ſie macht, wird nichts Entſcheidendes thun. Ich fürchte immer, daß die Prinzen mit ihrer ſogenannten Armee etwas verſuchen wollen. Sie würden damit viel Uebles anrichten, viele in's Unglück

[1]) Wien, 25. October 1791.

stürzen und den Bürgerkrieg für nichts entflammen. Sie würden besser thun, für sich und ihre Officiere von der Amnestie zu profitiren, in's Land zurückzukehren. Sie sollten trachten, bei den Sünden der Versammlung, bei der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Systems die Autorität des Königs zu stärken, die Gemüther den jetzigen Zuständen abgeneigt zu machen und so eine wahre Gegenrevolution hervorzurufen. Diese kann nur aus dem Inneren des Landes und nicht durch gewaltsame Maßregeln von Außen kommen."

Dasselbe wiederholt er zwei Wochen später [1]): „Ich bin überzeugt, daß jedes Unternehmen der Prinzen und der Edelleute, die mit ihnen sind, unnütz und gefährlich sein wird. Jede Gegenrevolution durch die europäischen Höfe ist unmöglich, ungeachtet Rußland uns so gerne vorschieben möchte, unmöglich und unselig. Der König und die Königin haben kein anderes Mittel zur Hilfe, als der gesetzgebenden Versammlung Zeit zu lassen, sich in Mißkredit zu bringen, die Gesetze genau zu beobachten, eine Partei zu bilden und von den Umständen zu profitiren. Es wäre gut, wenn der französische Bienenschwarm daran denken würde, zurückzugehen; wenn das Geld ausgeht, wird er sehr lästig fallen."

Es kam aber alles anders, als es die hitzigen Auswanderer und die klugen Politiker berechnet hatten.

---

[1]) Leopold an Christine, 11. November 1791.

Leopold wollte die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Diese kam so rasch, in so unerwarteter, furchtbarer Weise, daß er schon nach einigen Monaten daran denken mußte, zum Krieg gegen Frankreich vorbereitet zu sein. Man weiß, wie die inneren Händel Frankreichs fortgingen und wie die Jakobiner den Krieg verlangten, um den Thron zu stürzen. Leopold betrachtete das Drängen und Stürzen in Paris so kühl und nüchtern wie zuvor. Er glaubte anfangs nicht, trotz der Drohungen gegen Trier, daß die Franzosen es wagen würden, ihn und das Reich anzugreifen; „aber sie sind," meinte er, „zu allem fähig, obwohl es nicht vortheilhaft für sie wäre; man muß die Grenze in Acht nehmen; von Frankreich ist nichts zu erwarten als Unglück und Thorheit" [1]). Er forderte vom Kurfürsten Clemens in Trier die Entwaffnung der Auswanderer, erklärte aber zugleich an Frankreich, daß er als Oberhaupt des Reiches eine bewaffnete Verletzung der Grenze nicht zulassen könne. Im Stillen betrieb er seine Rüstungen. In ganz Oesterreich erhielten die Officiere Befehl, zu ihren Regimentern zu gehen und sich jeden Augenblick marschbereit zu halten. Die Armee in den Niederlanden sollte bleiben, eine neue Armee von 40.000 Mann für alle Fälle bereit sein. Der Kaiser arbeitete an einem europäischen Bündnisse; zuversichtlich baute er im Falle des Krieges auf die

[1]) Leopold an Christine, 31. December 1791.

Reichsfürsten und den König von Preußen [1]). Die Gemeinschaft mit den Auswanderern wies er immer zurück. „Ich habe Mercy alle meine Plane mitgetheilt", schreibt er an Christine. „Ich unterhandle mit den Höfen wegen eines Bündnisses gegen Frankreich und biete dazu 40.000 Mann. Wenn die Franzosen das Reich angreifen, werde ich sie gleich marschiren lassen. 6000 M. und ein Regiment Cavallerie bleiben unter Generallieutenant Wallis in Vorderösterreich. Ich glaube, der König von Preußen wird auch 6000 M. nach Cleve schicken und 40.000 bereit halten, ebenso werden Rußland und Schweden Truppen stellen. Man glaubt, daß die Franzosen uns eine Kriegserklärung schicken werden; sie werden es aber nach meinen letzten und entschiedenen Aeußerungen unterlassen. Der König und die Königin sind so schlecht berathen und umgeben, daß man nicht weiß, wie ihnen zu helfen ist. Die Zwietracht und Unzufriedenheit scheint in Frankreich alle Classen zu durchdringen. Der Bankerott und alles was sich daran knüpft, ist unvermeidlich. Aber noch schwieriger ist es, die Prinzen und Auswanderer zufrieden zu stellen. Sie sehen nur ihr In-

[1]) Si l'Empire etoit formellement attaqué, alors le Roi de Prusse et tous les Princes ne manqueroient pas d'agir de concert avec moi avec toute la vigueur. 31. December. Je vais me concerter avec les Princes d'Empire et surtout avec le Roi de Prusse, qui en agit bien et de bonne foi avec nous, sur la façon et la quantité de troupes, que nous enverrons promptement vers le Rhin pour défendre l'Empire. Jänner 1792.

tereſſe, kümmern ſich nicht um den König und wollen nur Geld und Gewalt haben. Sie ſchreiben und drucken die infamſten Dinge über mich, über Euch und alle, die nicht blindlings ihren Planen huldigen. Mein Benehmen gegen ſie war gewiß gemäßigt und gerecht. Ich beſtand darauf, daß ſie die Waffen niederlegen, um den Kurfürſten aus der Verlegenheit zu befreien und damit Deutſchland nicht früher angegriffen werde, als wir gerüſtet ſind. Ich bot ihnen ein Aſyl in Vorderöſterreich und vermochte den König von Preußen, wie den Landgrafen von Heſſen, ſie in ihren Ländern zu laſſen. Meine Alliance mit dem Berliner Hof wird unterzeichnet; ich kann mit allen Punkten zufrieden ſein. 30.000 M. ſind gegenſeitig zugeſagt im Fall des Angriffes ſo wie bei einer Emeute in den Niederlanden. Der König wird gegenüber Frankreich gemeinſam mit mir handeln. Rußland verſpricht viel: es wird etwas Geld geben, aber es wünſcht ſeine Nachbarn zu beſchäftigen, um ſeine Abſichten auf Polen durchzuſetzen; ſie werden den Kurfürſten hindern, die Krone anzunehmen. Holland hat in Folge der engliſchen Einflüſſe ſeine Zuſagen zurückgenommen; die Convention mit uns wird nicht ſtattfinden. England benimmt ſich ſo gegen alle Welt, daß am Ende eine Vereinigung aller Mächte gegen dasſelbe nothwendig ſein wird; es will Spanien und Frankreich ſeine Colonien nehmen. Die belgiſchen Angelegenheiten ſind wie in Frankreich; England nährt

dort insgeheim die Unzufriedenheit. Von Frankreich wird viel Geld gespendet, um eine allgemeine Revolution hervorzurufen."

So ruhig und sicher mit dem Einblick in alle Verhältnisse überschaut der Kaiser die Lage Europas. Er knüpft nur an das Sichere, Erreichbare an, aber er sieht dem Krieg mit Frankreich mit Zuversicht, fast mit dem Vorgefühl des Sieges entgegen. „Wie sich die Dinge in Frankreich entwickeln, so schreiten meine Dispositionen vorwärts", schreibt er noch wenige Tage vor seinem Tode an Christine [1]).

Vielleicht haben wir die Politik Leopold's, wie sie sich in den Briefen an Christine darstellt, zu sehr im Einzelnen berührt, aber diese Briefe sind zugleich Instructionen, nach welchen die Generalstatthalter ihren Weg nehmen sollten. Richtung und Maß für die Regierung in Belgien, für ihr Verhalten zu den Ausgewanderten, wie für ihre Erkenntniß der politischen Verhältnisse sind darin vorgezeichnet. Christine und Mercy gehörten zu den Wenigen, welche in die geheime Geschichte jener Tage eingeweiht waren. Wie oft ist geschrieben worden, die Drohungen der Emigranten, die Rüstungen von Oesterreich und Preußen hätten die französische Nationalversammlung in den Krieg gehetzt, und doch hat Niemand mehr den Frieden gewünscht als

[1]) Brief vom 24. Februar 1792.

Kaiser Leopold. Christine wurde damals allgemein als die Vermittlerin für die Verbindungen der Ausgewanderten, als eine Hauptstütze ihrer gewaltsamen Plane angesehen. In Wahrheit hatte sie jeden Verkehr mit ihnen abgebrochen und mißbilligte wie der Kaiser offen und entschieden jeden Versuch einer Gegenrevolution. Auch ihr Bruder, der Kurfürst Maximilian, erwehrte sich der Emigranten. Als sie sich auf seine Schwester beriefen, antwortete er: „Der Staat hat keine Schwestern." Nur der Kurfürst Clemens von Trier wurde in seiner Gutmüthigkeit das Opfer der leichtsinnigen französischen Herren. Auf seinem Boden fühlten sie sich wie daheim und lebten wie daheim, bis auch hier der fröhliche Lärm verstummen mußte. Vom französischen Hofe unmittelbar erfuhr Christine nur wenig. In der ganzen Correspondenz der Erzherzogin findet sich nur ein Brief der Königin, den sie 1791 während der Rückreise nach Belgien in Bonn erhalten hatte. Marie Antoinette bedauert darin, daß sie ihrer Schwester nicht öfter Nachricht geben kann, aber sie will der Post keinen Brief anvertrauen und hält auch keinen anderen Weg für sicher. Sie wünscht für das unglückliche Frankreich die Rückkehr der Ordnung und Ruhe, damit wenigstens ihr Sohn eine freudige Zukunft habe; für sich hofft sie auf kein Glück mehr, sie hat zu viel Schrecken erlebt, zu viel Blut gesehen. In liebevollen zärtlichen Ausdrücken empfiehlt sie sich ihren Verwandten und bittet, ihrer zu

gedenken [1]). Später erhielt Chriſtine nur noch einen kurzen Brief der Königin durch eine ihrer Damen im Jänner 1792.

---

[1]) Wir theilen den Brief als eine geiſtige Reliquie der unglücklichen Königin ſeinem ganzen Inhalte nach mit: ce 29. Mai (1791). Que vous êtes bonne, ma chère soeur; votre lettre m'a touchée aux larmes; oui, il est impossible que qui que-ce soit trouve mauvais, que deux soeurs se donnent mutuellement des preuves d'amitié et se demandent et se disent de leurs nouvelles, aussi je n'aurois pas hesité, mais c'est que je ne veux pas qu' à la poste on puisse trouver de mon écriture; il est si aisé de la contrefaire et d'ajouter quelque chose dans une lettre qu' il faut prendre les plus grandes précautions; je ne peux craindre que les méchancetés de ce genre, car je défie l'univers de me trouver en tort réel; je ne peux même que gagner à être gardée et suivie aussi exactement, car toutes mes paroles, tous mes désirs et toutes mes actions ne tendent qu' au bonheur du roi d'abord, pour lequel je donnerois mon sang, mais en vérité aussi pour le bonheur de tous, car je ne désire qu'un ordre de choses, qui remette le calme et la tranquillité dans ce malheureux pays et prépare à mon pauvre enfant un avenir plus heureux que le nôtre, car pour nous, nous avons vu trop d'horreur et trop de sang pour être jamais véritablement heureux. Pardon chère soeur de vous entretenir de choses aussi tristes pendant que mon coeur ne devroit être ému que de tendresse et de reconnoissance des marques de votre amitié. Notre santé se soutient bonne encore, on dit que la semaine prochaine on nous laissera faire des courses de quelques jours à St. Cloud en revenant souvent ici cela est bien nécessaire; au moins pourrons nous respirer un air plus pur et plus frais et pourrons nous nous promener un peu. Il y aura au moins du calme pour les yeux et les oreilles, car ici c'est tous les jours des scènes nouvelles d'horreurs qui se passent sous nos yeux. On dit que les patriotes ont perdu 2 batailles; mon dieu que je voudrois

Bei aller Entſchloſſenheit ihres Weſens durchlebte Chriſtine jene Tage der wechſelnden politiſchen Strömung nur mit Bangen und Beben. Sie ſah das Leben und die Ehre ihrer Verwandten hilflos verkommen, ſie erkannte wie die Grundſätze der Revolution immer weiter um ſich griffen und den Beſtand der alten Monarchien bedrohten. Zu ihren eigenen Füßen lauerte die Revolution, um den Bürgerkrieg wieder durch das ganze Land zu tragen. Sie war überzeugt, daß die Franzoſen die Niederlande zuerſt angreifen würden. Sie fühlte, daß die Spannung den höchſten Grad erreicht habe. Mit Ungeduld erwartete ſie die Nachricht von einem Bündniß des Kaiſers mit den Mächten Europas, aber weder ſie noch Herzog Albert, der die militäriſchen Kräfte Maß für Maß abwog, konnten es bei aller Tröſtung des Kaiſers zu einer freudigen Zuverſicht bringen. Chriſtine ſchrieb damals an den Kaiſer [1]): „An unſeren Grenzen nehmen die militäriſchen Dispoſitionen der Franzoſen immer mehr überhand. Ihre

que toutes ces affaires finissent et vous savoir tranquillement rentrée chez vous. Croyez que c'est une de plus grandes peines de mon coeur que de vous savoir dans la position où vous êtes sans pouvoir vous être utile à rien. adieu ma chère soeur, j'embrasse mon frère et beau-frère de toute mon ame, pensez quelquefois à moi et dites vous bien quand vous êtes tous trois ensemble, qu'il existe un coeur, qui quoique bien loin de vous, vous est toujours réuni par les sentiments les plus vrais de tendresse d'attachement et de réconnoissance.

[1]) 30. Januar 1792.

Truppen häufen ſich, ihre Artillerie iſt beträchtlich. Die Reden, die in der Nationalverſammlung gehalten werden, zielen größtentheils dahin, daß der Krieg in unſer Land getragen werde. Wenn hier zu Land alles ruhig wäre, würde ich über dieſe Thorheit der Franzoſen keine Sorge haben; aber es waltet hier ein ſchlechter Geiſt; das franzöſiſche Syſtem übt einen großen Reiz aus; das Volk kennt die Nachwehen noch nicht; dieſe werden ſich erſt in einigen Jahren zeigen. Dieſe Grundſätze der Gleichheit und Freiheit, welche alle Kreiſe der jetzigen Generation durchdringen, machen mich zittern. Das franzöſiſche Syſtem iſt ſo anſteckend für die Völker, ſo gefährlich und zerſtöreriſch für die Monarchien, daß man unmöglich ſo länger zuſchauen kann. Die Geſcheidteren in Frankreich fühlen, daß es nicht länger zu ertragen iſt und daß der Thron mit Waffengewalt wieder aufgerichtet werden müſſe. Den Demokraten bleibt, um dem zuvorzukommen und ihrem eigenen Ruin vorzubeugen, kein anderes Mittel als der Krieg. Kein benachbartes Land bietet ihnen mehr Vortheile als die Niederlande, wo die langen Zerwürfniſſe und die Revolution alles zerklüftet haben. Sie brauchen nur die Hand auszuſtrecken. Das Land iſt offen; der verſtorbene Kaiſer hat alle Feſtungen zerſtören laſſen. Es iſt hier eine ſchöne Armee, aber ein Theil iſt nothwendig, um die Revolution im Innern niederzuhalten; der andere Theil beſteht aus Wallonen. Das Beiſpiel der franzöſiſchen

Truppen, die durch den Geiſt der Freiheit und die Inſubordination verführt ſind, wird auch auf ſie wirken. Es fehlt uns an ſchwerem Geſchütz und vielen anderen Dingen, um den Kampf mit Erfolg zu führen. Im Intereſſe der Franzoſen liegt es, den Krieg zu beginnen, ehe wir gerüſtet ſind. Das rettet die Verſammlung vor dem Vorwurf des Bankerotts; ſie werden dann alle Schuld dem Krieg zumeſſen. Alles iſt dazu angethan, daß ſie uns zunächſt angreifen werden."

Der Februar verging in mancherlei politiſchen Schwankungen. Einen Moment konnte man hoffen, daß die gemäßigte Mittelpartei in Paris zum Sieg kommen würde. Aus Wien kam die Nachricht, daß der Kaiſer das Bündniß mit Preußen unterzeichnet habe, in Belgien wurde alles für den Krieg vorbereitet, als die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaiſers eintraf. Leopold war von Jugend auf vielen Krankheiten unterworfen. In Italien hatte ſich ſeine Geſundheit gekräftigt, durch die angeſtrengten Arbeiten der letzten zwei Jahre wurde ſie wieder geſchwächt. Am 28. befiel ihn in Wien eine Entzündung; man ließ ihm zur Ader, am 29. kam die Pockenkrankheit zum Ausbruch, der er ſchon am nächſten Tage erlag. Er ſtarb den 1. März Nachmittags 3 Uhr in ſeinem 45. Lebensjahre. Die Nachricht kam nach Brüſſel während eines Eſſens, welches die Statthalter den Miniſtern gaben. Graf Mercy theilte ſie dem Herzog mit. Dieſer führte ſeine Frau in ein Nebenzimmer und

berichtete ihr die Schreckenskunde. Chriſtine war in's tiefſte Herz getroffen; ſie weinte und ſchrie und konnte die Faſſung lange nicht wieder gewinnen. In dieſer Zeit der Kriſis, wo der Krieg gewiß war, wo die Bedrängniß der königlichen Familie in Paris von Tag zu Tag zunahm, wo die ruſſiſchen Colonnen gegen Polen anrückten, wo die Gefahren für Oeſterreich ringsum aus dem Boden ſtiegen, ſtarb der Fürſt, der dieſe Gefahren bisher mit ruhiger, ſicherer Hand zertheilt hatte, in deſſen Weisheit und Mäßigung die europäiſchen Höfe ihr Vertrauen ſetzten, vor dem die Rebellen in den Niederlanden zitterten und die wilden Demagogen Frankreichs ſich ſcheuten. In der Zeit, in welcher Chriſtine alles Troſtes, aller Hilfe bedurfte, ſtarb der Fürſt, dem ſie unter allen ihren Brüdern am meiſten zugethan war, deſſen politiſcher Bahn ſie ſo unbedingt folgte, und der ihr in allen Lebensverhältniſſen ſeine Freundſchaft, ſein beſtes Vertrauen bewährt hatte. Die Beſtürzung war groß in Brüſſel und Wien. Man fürchtete zugleich für das Leben der Kaiſerin Marie Louiſe. Dieſe brachte ihre Tage nur in Thränen und Gebet zu und war von Krankheitsanfällen längere Zeit ſchon ſo geſchwächt, daß der junge Kaiſer Franz den Erzherzog Karl nach Wien rief. Chriſtine ſchrieb in jenen Tagen an die Fürſtin Liechtenſtein [1]): „Die Freundſchaft und

[1]) 16. März 1792.

die Theilnahme meiner Freundinnen würden mir in meinem Unglücke noch den einzigen Troſt gewähren, wenn es noch einen Troſt geben könnte. Aber der Schlag iſt zu ſchrecklich, zu betrübend für mein Herz, er trifft zu viele Punkte. Die ſchwache Geſundheit der verehrungswürdigen Kaiſerin macht mich zittern, ihre verwaiſten Kinder erwecken Mitleid; der junge König hat keine kräftige Geſundheit. Alles das trifft mein und meines Mannes Herz. Wir haben mit dem Bruder und Herrn einen wahren Freund verloren. Das ſoll mir ſeinen Sohn, der unſer ganzes Glück ausmacht, noch theurer machen; ich mußte ihm ſelbſt den Dolch in's Herz ſtoßen; nur meine Liebe für ihn gab mir die Kraft, ihm ſein Unglück nach und nach mitzutheilen; er wollte es nicht glauben, bis man ihm den Brief des Königs gab. Jetzt zittern wir alle für ſeine ausgezeichnete Mutter. Sie werden wiſſen, daß mein guter Bruder von Bonn gekommen iſt, um mich zu tröſten. Seine Freundſchaft iſt heilender Balſam für mein wundes Herz. Heute verliere ich wieder dieſes Glück, denn er muß zu ſeiner Thätigkeit wieder zurückkehren. Adieu, meine theure Freundin. Es iſt ſchrecklich alle die Seinen überleben zu müſſen. Ich und mein Mann grüßen Sie, wie die anderen Damen, ihre Tochter und den Marſchall."

X.

Krieg und Wanderſchaft.

März 1792 — Juli 1795.

Wie die Bildung und Bewegung der Zeit auf das ganze Leben Chriſtinen's eingewirkt hatten, ſo traf auch der Kampf, in dem zwei Weltalter ſich ſcheiden ſollten, ihre Geſchicke im innerſten Kern. Sie mußte die Schrecken des Krieges in ihrer nächſten Nähe erfahren, und zum zweiten Male aus dem Lande fliehen, deſſen Regierung in ihre Hand gelegt war. Jahrelang irrte ſie von Land zu Land, von Stadt zu Stadt umher, bis ſie in ihrer Heimat die Ruheſtätte wiederfand [1]).

Am 20. April ſprach die franzöſiſche Nationalverſammlung die Kriegserklärung gegen Oeſterreich aus. Die Generalſtatthalter hatten den Krieg zu einer Zeit vorhergeſehen, in der Kaiſer Leopold noch immer gehofft hatte, daß die Franzoſen den kräftigen Ermahnungen Europas ſich fügen würden. Beide hatten in ihren Briefen oft darauf hingewieſen, daß der erſte Angriff den Niederlanden gelten werde. Von Herzog Albert war bereits im Jänner und Februar ſelbſt gegen die Inſtructionen des Hofes vieles gethan, um für den Kampf

[1]) Die Erzählung der Kriegsereigniſſe in den nächſten Jahren iſt größtentheils nach den Memoiren des Herzogs.

gerüstet zu sein. Er ließ Magazine anlegen, Pferde und Wagen kaufen und die Festungswerke von Gent, Antwerpen und Luxemburg ausbessern. Die Armee in Belgien zählte 45.000 M.; da aber die Hälfte als Besatzungen für Städte und Festungen verwendet werden mußten, blieben kaum 25.000 M. für den Feldzug.

Am 23. April erfuhren die Generalstatthalter die Kriegserklärung. Rochambeau theilte sie dem Kommandanten von Mons, dem General Beaulieu mit und fügte hinzu, daß er am 28. die Feindseligkeiten beginnen werde. Am 29. rückten drei französische Corps bei Quievrain, Tournay und Dünkirchen über die belgische Grenze. Das Corps Dillon traf zuerst bei Tournay die Oesterreicher unter dem Obersten Pforzheim und Vogelsang. Der erste Stoß der Kaiserlichen brachte die Franzosen zum Weichen, so daß sie bis Lille zurückflohen und Dillon von den aufgelösten Truppen niedergehauen wurde. Das zweite Corps war ebenso unglücklich, der erste Angriff der Franzosen schien mißlungen.

Herzog Albert hatte das Hauptquartier nach Leuze verlegt, wo er sich gegen Mons und Tournay wenden konnte. Er wollte die Franzosen angreifen, als er einen Brief vom Kaiser Franz erhielt, der ihm mittheilte, daß der Herzog von Braunschweig zum Oberkommandanten der alliirten Armeen bestimmt sei und unter ihm General Brown das österreichische Corps befehligen solle. Der Herzog fand sich dadurch von der selbständigen Führung

der niederländiſchen Armee ausgeſchloſſen, und wollte das Kommando niederlegen. Da jedoch Brown krank darnieder lag, Marſchall Bender, Mercy und Metternich in ihn drangen, entſchied er ſich den Oberbefehl fortzuführen, bis eine neue Entſcheidung des Kaiſers eintreffen würde. Er ſah mit keiner freudigen Hoffnung dem Kampf entgegen. Er haßte die Emigranten und traute den Preußen nicht weder in ihrer Politik noch in ihrer Kriegführung. Mit ſeiner kleinen Armee konnte er im beſten Falle nur auf mittelmäßige Erfolge rechnen.

Am 3. Mai verließ er Brüſſel und ging mit Bender und Brown nach Mons, wohin das Hauptquartier verlegt war. Ein Trupp Ausgewanderter, die ſich gegen die Befehle der belgiſchen Regierung bewaffnet hatten, kam damals unter Führung eines Mr. de la Chatres zur Armee und bat ſich anſchließen zu dürfen. Man konnte ſie ungeachtet ihres guten Willens nicht brauchen, die meiſten waren Officiere und verſtanden den Dienſt nicht. Der Herzog gab ihnen den Rath, ſein Corps zu verlaſſen und zu den Truppen der königlichen Prinzen zu ſtoßen. Am 29. Mai kam General Clerfait in's Lager. Er ſollte unter dem Herzog von Braunſchweig die öſterreichiſchen Truppen führen. Da aber die Preußen erſt gegen den Rhein vorrückten, hatte ihn der Kaiſer zur niederländiſchen Armee vorausgeſchickt. Der alte Marſchall Bender wollte unter ihm nicht dienen und ging nach Brüſſel zurück, um dort das Kriegsdepartement

zu leiten; der Kaiser ernannte ihn dann zum Gouverneur von Luxemburg. Herzog Albert führte am 11. Juni die glückliche Attake bei Maubeuge aus, indem er mit 13 Bataillonen und 28 Escadronen die Avantgarde Lafayettes unter Gouvion zurückschlug. Er wollte das Corps von Luckner angreifen, aber Clerfait berief sich auf seine Instructionen, daß er bereit sein müsse, die belgische Armee dem Herzog von Braunschweig zuzuführen. So kam es im Anfang zu keinem bestimmten Resultate. Luckner rückte wohl vor; er hatte 36.000 M. und eine Legion belgischer Flüchtlinge unter Bethune Charost; sein ganzes Corps war aber so schlecht disciplinirt, daß er nicht wagte, die Oesterreicher in ihrer guten Stellung bei Mons anzugreifen. Herzog Albert wollte, so lange er seine Armee beisammen hatte, wenigstens noch den Nutzen ziehen, daß die Franzosen keine Verstärkungen gegen die Maas und Mosel senden konnten; er manövrirte derart, daß er sie immer beschäftigte. Es ist ein Verdienst des Herzogs, daß er seine kleine Armee vortrefflich gerüstet hatte, daß er im Beginne des Krieges die Franzosen in die Defensive zurückwies und den Oesterreichern den Weg bahnte. Ein bedeutender Erfolg war nicht zu erringen; die Geschicke des Krieges sollten in einer anderen Gegend entschieden werden.

Während der Herzog in dem Vorspiele des großen Kampfes beschäftigt war, mußte Christine in Brüssel den kleinen Krieg gegen die verjährte Opposition der

Stände fortführen. Die Huldigung für den neuen Souverain ging zwar in den Provinzen wie in der Hauptstadt vor sich, aber die Brabanter hielten noch immer zähe an ihrer Forderung, den Staatsrath mit Männern ihrer Partei zu besetzen. Von Kaiser Franz waren noch keine bestimmten Weisungen eingetroffen. Er reiste damals zur Krönung nach Frankfurt. Die Erzherzogin wünschte eine Zusammenkunft mit ihm, um seine Meinung über die belgischen Angelegenheiten zu hören, aber der Kaiser verweigerte es unter dem Vorwand, daß ihre Anwesenheit in Brüssel nothwendiger sei. Es war klar, daß der junge Fürst zu den Generalstatthaltern nicht jenes Vertrauen hegte, das ihnen sein Vater in so hohem Maße bezeigt hatte. Der Kaiser berief den Grafen Metternich nach Frankfurt. Von dem Minister konnte Christine nicht erwarten, daß er in ihrem Sinne sprechen würde. Sie waren in den wichtigsten Dingen verschiedener Meinung. Wie einst Murray glaubte er die Stände leiten und durch kleine Mittel die großen Gegensätze lösen zu können. Er brachte von Frankfurt zwar keine durchgreifenden Befehle mit, wohl aber das Zugeständniß des Kaisers, daß von den ausgeschlossenen Räthen fünf wieder eintreten sollten, wenn die Steuern nach dem Antrag der Regierung bewilligt würden. Die Stände hatten dem Minister dazu Hoffnung gemacht. Da aber diese fünf Räthe von der Regierung ernannt werden sollten, steiften sie sich wieder auf ihr altes Recht, sprachen

von Verfaſſungsverletzung und wollten von Steuern nichts wiſſen. Man einigte ſich endlich dahin, daß dieſe fünf Räthe von den Ständen vorgeſchlagen und vom Kaiſer ernannt werden ſollten. Die Regierung war keinen Schritt weiter gekommen als 1790, nachdem die Truppen eingerückt waren. Welcher unerquickliche und thörichte Streit! Während in Paris um Leben und Tod der Monarchie verhandelt wurde, markt die Regierung um das Recht eine Behörde einzuſetzen; während die Unabhängigkeit des Landes bedroht war und von den Demokraten die Axt an die Wurzel der Verfaſſung angelegt wurde, verharren die Stände in ſtörriſcher Abgeſchloſſenheit gegen jede That der Regierung. Die ganze Kraft der Revolution richtete ſich gegen Belgien, nachdem der erſte Angriff der Verbündeten in Frankreich mißlungen war.

Man kennt den Feldzug in die Champagne, in dem ein unglückliches Zaudern und Schwanken die beſten Erfolge vernichtete, bis der royaliſtiſche Eifer verrauchte, Preußen zuerſt auf die Friedenslockungen des franzöſiſchen Miniſteriums horchte und die Scheidung der beiden deutſchen Großmächte vorbereitet wurde. Nach dem Feldzugsplane, der in den Conferenzen zu Sansſouci beſtimmt war, ſollte die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunſchweig ſchon im Luxemburgiſchen durch ein Corps der niederländiſchen Armee verſtärkt werden. Die Hauptmaſſe derſelben ſollte unter Clerfait Maubeuge,

Philippeville und Givet einnehmen, die Maas aufwärts bringen und ſich dann mit den Preußen vereinigen. Der Reſt ſollte zur Deckung von Brüſſel bei Ath verwendet werden. Herzog Albert, der weder die Convention noch den Feldzugsplan genau kannte, war wenig davon erbaut, daß die Armee, die er ſo mühſam organiſirt hatte, zerſplittert werden ſollte. Er machte dem Kaiſer Vorſtellungen, erhielt aber zur Antwort, daß die Verträge es ſo verlangten. Der Herzog von Braunſchweig begnügte ſich, da bereits ein Corps Oeſterreicher aus Böhmen zu ihm geſtoßen war, mit 8000 M. der niederländiſchen Armee. Clerfait verlangte aber ein Bataillon nach dem andern, ſo daß dem Herzog nur 10.000 M. Infanterie und 1800 M. Cavallerie blieben. Mit dieſen Truppen zog er ſich in's Lager von Mons zurück und erwartete weitere Befehle. Er erfuhr von der Zuſammenkunft Kaiſer Franz II. mit dem König von Preußen in Mainz, von dem langſamen Marſche der verbündeten Armee und von der Emeute des 10. Auguſt in Paris, welche das Königthum und die Verfaſſung von 1791 über den Haufen warf. Lafayette verließ damals das Hauptquartier, um über Belgien den neutralen engliſchen Boden zu erreichen. Mit ihm waren Alexander Lameth, la Colombe, de Buzy, Gouvion, Cardignan, Delaunay und 12 andere Officiere der Armee. Herzog Albert ließ ſie nach Namur und dann nach Antwerpen geleiten. Lafayette wurde nach Luxemburg gebracht, weil

der König von Preußen ausdrücklich seine Auslieferung verlangte.

Nachdem die verbündete Armee bis Longwy und Thionville vorgerückt war, erhielt Prinz Albert durch den kaiserlichen Minister Fürst Reuß den Auftrag, mit seinem Corps eine Diversion zu machen, um die Aufmerksamkeit der Feinde von der Maas wegzulenken. Der Herzog rückte nun vor und unternahm mit seinem Corps die Belagerung von Lille [1]). Er baute auf die monarchische Gesinnung der Bürger und Officiere und hoffte die Stadt leicht nehmen zu können; aber er fand zähen Widerstand. Der General und Magistrat verweigerten die Uebergabe, auch als die Stadt durch mehrere Tage stark bombardirt wurde. Bei einem Gefechte hörte man die Rufe: „Es lebe die Republik, die Freiheit." Die Beschießung Lille's machte damals großes Aufsehen. Die Blätter der Jakobiner meldeten, die Erzherzogin Christine sei in's Lager gekommen und habe die ersten Geschütze losgefeuert. Dumouriez selbst wollte Lille mit der Hälfte seines Heeres entsetzen. Die Stadt hätte sich, obwohl sie nicht ganz eingeschlossen war, ergeben müssen [2]), aber der Rückzug der Hauptarmee brach auch dieses Unternehmen ab. Der Herzog erhielt die Nachricht von der Kanonade bei Valmy, von dem Rück-

[1]) 24. September bis 8. October.

[2]) General Renault, der in Lille kommandirte, ging 1793 über und sprach selbst darüber.

zuge der Preußen und ihren Verhandlungen mit den Franzosen. Da zugleich 32.000 Mann des feindlichen Heeres an die flandrische Grenze marschirten, hob Prinz Albert die Belagerung auf und führte seine Truppen an die Lys und nach Mons zurück. Er schrieb an den Herzog von Braunschweig, damit das Corps Clerfait in die Niederlande zurückgeschickt würde. Der General kam auch, ungeachtet seine Truppen durch die Anstrengungen in der Champagne sehr hergenommen waren, rasch genug, um sich mit dem Herzog zu vereinigen. Clerfait führte 8000 M., Albert hatte 12.500 M. und 36 Kanonen. Sie nahmen ihre Stellung auf den Höhen bei Jemappes, verschanzten sich dort hinter Batterien und Redouten und waren im Vertrauen auf die Tapferkeit ihrer Truppen entschlossen, eine Schlacht anzunehmen. Dumouriez hatte in den letzten Octobertagen den Oberbefehl des belgischen Feldzuges übernommen und führte nun 40.000 Mann gegen die österreichischen Stellungen. In seinen Reihen diente Louis Philipp, oder wie er damals hieß, General Egalité, bei den Oesterreichern der junge Erzherzog Karl, der gleich beim Beginne des Krieges in die Niederlande zurückgekehrt war. Am 6. November 1792 wurde die Schlacht bei Jemappes geschlagen. Von beiden Seiten wurde zähe und tapfer gefochten. Der Herzog selbst war im Feuer und Erzherzog Karl führte seine Brigade muthig gegen den Feind; aber die Oesterreicher unterlagen der Ueberzahl

der Franzoſen und ihrer guten Artillerie. Der Tag war in jedem Sinne für den Feldzug entſcheidend. Er überlieferte Belgien den feindlichen Truppen. Albert und Clerfait führten die Armee bis Löwen zurück. Dem Herzog war das Kommando verleidet. Die Aufregung der letzten Jahre, die Erfolgloſigkeit all' ſeiner Anſtrengungen, Verdruß und Sorgen aller Art hatten ſeine Geſundheit erſchüttert; der Schmerz um die verlorne Schlacht, der Gedanke an die Folgen derſelben griffen ihn derart an, daß er krank wurde. Er verließ in Löwen die Armee. Clerfait übernahm das Kommando, hielt den Franzoſen an der Maas noch in einigen Gefechten Stand und führte die öſterreichiſchen Truppen nach Aachen und bis an die Roer. Brüſſel hatte bereits dem Sieger ſeine Thore geöffnet, Namür, Gent, das ganze Land kam in die Gewalt der Franzoſen.

Die Erzherzogin hatte entſchloſſen in Brüſſel bis in die letzten Tage ausgeharrt. Die Aufregung war in der ganzen Zeit des Feldzuges groß. Nach dem Rückzuge der verbündeten Armee hoffte die ſtändiſche wie die demokratiſche Partei von den Franzoſen die Erfüllung ihrer Wünſche. Dumouriez hatte mit den Führern beider Parteien angeknüpft und der Eroberung des Landes gründlich vorgearbeitet. Chriſtine mußte fürchten, die Scenen von 1789 nochmals zu erleben; aber ſie wollte wenigſtens nicht wie d'Alton das königliche Eigenthum preisgeben. Sie ließ Papiere und Gelder verpacken und

gedachte sie nach Holland zu retten. Kaum, daß sie Schiffleute dafür fand, ihr Banquier mußte besondere Bürgschaft leisten. Da kam die Nachricht von der Schlacht bei Jemappes; sie gab allen Unzufriedenen das Zeichen zur Erhebung. Christine war erschüttert, sie beschloß nun die Stadt zu verlassen; es war kein Bleibens mehr für sie. In der letzten Stunde noch mußte sie die bittere Erfahrung machen, daß sie in ihrem Amte ganz machtlos geworden, daß sie die Gewalt nicht mehr besaß, eine entgegengesetzte Ueberzeugung abzuwehren. Minister Metternich verlangte am 8. November in einem Billete ihre Unterschrift zu einer Erklärung, in welcher er den Ständen den Wiedereintritt der fünf ausgeschlossenen Glieder des Staatsrathes bewilligte. Die Erzherzogin war nicht wenig von diesem Schritte überrascht. Sie wußte aus eigener Erfahrung, wozu eine solche Concession in der Stunde der Noth führen könne, die letzten Befehle des Kaisers sprachen offen dagegen. Sie verweigerte daher die Unterschrift, wie sie früher darin den Ständen nicht nachgegeben hatte. Der Minister stellte ihr jedoch vor, wie er durch diesen Schritt die Treue der Stände, die in dieser allgemeinen Auflösung so nothwendig sei, verbürgt glaube. Auch Graf Mercy, der noch immer in Brüssel als Privatmann lebte, drang in sie und hob hervor, daß in dem Dekret vom 5. Februar 1791 nur von einem provisorischen Conseil die Rede sei. Die Erzherzogin nahm an, die beiden Herren müßten

über die Absichten des Kaisers besser als sie unterrichtet sein, und unterzeichnete die Schrift, welche die Aufrechthaltung der alten Verfassung nochmals verhieß und den Staatsrath im Sinne Leopold's II. fallen ließ. Es war der letzte Act ihrer Wirksamkeit in Belgien. Durch ein herbes und unbarmherziges Geschick war sie verurtheilt, alle mühsam errungenen Erfolge der Regierung, ein Recht der Krone, an dem Joseph und Leopold festgehalten, mit einem Federstriche auszulöschen. Den Tag nachher, am 9. November, drei Tage nach der Schlacht von Jemappes verließ sie Brüssel, nur von wenigen ihrer Leute begleitet. Sie hat Stadt und Land nicht wieder gesehen. In der Commanderie du Dieux bei Mastricht traf sie mit dem Herzog zusammen und sie setzten nun ihre Reise gemeinschaftlich fort. Auch der Erzherzog Karl kam zu ihnen. Sie gingen nach Aachen und als die feindlichen Truppen näher rückten, nach Bonn, Köln und Münster. „Du wirst nicht zweifeln an meinem Unglück und Kummer", schrieb Christine aus Bonn an die Fürstin Liechtenstein [1]), „wenn Du liesest, daß ich wieder auf der Irrfahrt und flüchtig bin seit dem schmerzensreichen Tag vom 6. November. Die Sturmflut der Franzosen hat unser Land überschwemmt; unsere Armee wurde gezwungen, sich zurückzuziehen und wir mußten Brüssel verlassen. Mein Mann ist krank;

[1]) Bonn, 18. November 1792.

ich konnte nicht in Maſtricht bleiben, wie ich anfangs wollte; auch nicht in Aachen, das ganz von den ſchrecklichen Ideen erfüllt iſt und wo die Revolution jeden Tag droht. So blieb mir nichts übrig, als meinen Kranken hier bei meinem Bruder abzuſetzen."

Auch Graf Metternich hatte ſich in Brüſſel nicht mehr ſicher gefühlt; er und einige Beamte der Regierung ließen ſich von einer ſtarken Eskorte begleiten. Metternich blieb einige Zeit in Rüremonde und ging dann nach Weſel auf preußiſches Gebiet. In der erſten Zeit holte er noch die Zuſtimmung der Erzherzogin für die belgiſchen Angelegenheiten ein und erſtattete darnach ſeine Berichte an den Kaiſer; ſpäter hörte auch dieſe Verbindung auf.

Chriſtine und Albert blieben den Winter in Münſter. Sie fanden hier eine vortreffliche Geſellſchaft weſtphäliſcher Edelleute, die mit ihren Familien die Wintermonate in der guten alten Stadt zubrachten. Nachdem ſie ſo viele Jahre in das franzöſiſche Weſen wie eingetaucht waren, that ihnen dieſer Verkehr und der Einblick in die alte deutſche Sitte und Treue beſonders wohl. Aber die alte Herzensfreude wollte nicht wieder aufkommen. Der Herzog erholte ſich nur langſam von ſeinen Leiden. Die Nachrichten, die von Tag zu Tag einliefen, waren nicht geeignet ihn aufzurichten. Einer der erſten Briefe meldete, daß das Schiff, welches ſein Hab und Gut, namentlich das Beſte ſeiner Bibliothek,

Bilder und Schriften nach Hamburg führen ſollte, an der holländiſchen Küſte zu Grunde gegangen ſei. Was beide aber am meiſten drückte, war der Gedanke, daß ihr politiſches Leben auf eine ſolche Art zu Ende kommen mußte. Alle Mühe und Sorge der letzten eilf Jahre ſchien umſonſt verwendet, alle Erfolge ihrer Regierung waren verſtreut, verweht. Dazu trat die Ueberzeugung, daß der junge Kaiſer nicht das Herz und Vertrauen ſeines Vaters zu ihnen habe, daß er überhaupt in ſeiner Denkweiſe und politiſchen Auffaſſung von Kaiſer Leopold vielfach abweiche.

Prinz Albert hatte ſchon in Köln durch den Erzherzog Karl die Mittheilung erhalten, daß der Kaiſer ſeinen Rücktritt angenommen und den Befehl über die Armee dem Marſchall Prinz von Coburg übertragen habe. Erzherzog Karl, dem es in Münſter beſonders gefallen hatte, ging wieder zur Armee. Chriſtine und Albert erhielten vom Kaiſer die Einladung nach Wien zu kommen. Ungeachtet der Herzog noch immer leidend war, machten ſie ſich Ende Februar auf den Weg. Sie reiſten über Paderborn, Kaſſel, Hanau, Mergentheim, Augsburg. Die Fahrt war ſchrecklich, es ſtürmte und ſchneite, und die Wege ſchienen grundlos. In Hanau erfuhren ſie das Ende Königs Ludwig's XVI. In Trauer und Schmerz erinnerten ſie ſich an die Milde und Freundlichkeit, die ſie einſt an ſeinem Hofe erfahren; das ungewiſſe Schickſal der Königin lag ihnen mehr

als je auf dem Herzen. In Augsburg brachten ſie einige Tage mit dem Kurfürſten Clemens von Trier zu, der mit ſeinen Schweſtern Marianne und Kunigunde hierher geflüchtet war. Auch die Erzherzogin Eliſabeth kam aus Innsbruck, ihre Schweſter zu grüßen. Am 11. März kamen Albert und Chriſtine nach Wien; am anderen Morgen brachten ſie dem Kaiſer, der ſeinen 27. Geburtstag feierte, ihre Huldigungen und Glückwünſche dar.

Sie verlebten nun einige Wochen in Wien ſo zurückgezogen und abgeſchloſſen als möglich. Ueber ihre Stellung, ihr Amt und ihren Aufenthaltsort war nichts Beſtimmtes verfügt. Sie wohnten nicht in der Burg, ſondern im Palaſte des Fürſten Lobkowitz bei der Auguſtinerkirche und nahe dem Hauſe, von welchem aus Herzog Albert ſeine Laufbahn in Oeſterreich begonnen hatte. Die Geſellſchaft am Hofe war ihnen beinahe fremd. Von den älteren Herren kannten ſie den Oberſthofmeiſter Fürſt Georg Starhemberg, den Oberſtkämmerer Fürſt Roſenberg und den Hofmarſchall Ernſt Kaunitz. Sie erlebten damals in Wien den Wechſel im auswärtigen Amt, der für lange Jahre die öſterreichiſche Politik entſchied; Spielmann und Kobenzl wurden entlaſſen und Thugut trat an ihre Stelle. Chriſtine erfreute ſich wieder der Freundſchaft der Fürſtin Eleonore Liechtenſtein; ſie kam mit der Fürſtin Caſimir Eßterhazy, mit der Fürſtin Auersperg, gebornen Lobkowitz, und anderen Frauen in Verkehr. Eine wahre Erquickung und

Tröſtung ihres Herzens waren ihr aber die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz und von der Siegeslaufbahn ihres Adoptivſohnes des Erzherzogs Karl. Sie war mit ihm und ſeinem Adjutanten, Capitän Delmotte, in ununterbrochener Verbindung. Wie nur irgend eine Mutter war ſie um ihn beſorgt, ſie wachte über ſein Leben, ſeine Geſundheit, ſeine Gedanken und Thaten. „Ich kenne ſeine Talente", ſchrieb ſie einſt [1]), „ſein gutes Herz, aber es genügt nicht die Bravour vor den Kanonen allein, man muß Energie in allen Verhältniſſen des Lebens haben." — „Mein lieber Sohn hält mich noch am meiſten an dieſer Welt; er iſt der Mittelpunkt meiner Sorgen, meiner Betrübniſſe wie meiner Freuden." Ihre Seele zitterte bei den Gefahren, die im Krieg täglich an ihn traten, und wurde wieder geſtärkt und erhoben, als ſein Talent, ſein Muth der öſterreichiſchen Armee wieder neues Leben und neue Siege zuführte. Der Erzherzog hatte in Köln das Kommando eines Armeecorps übernommen und war mit Koburg in die Niederlande eingerückt. Er zeichnete ſich in den Kämpfen zwiſchen der Roer und Maas, namentlich am 1. März bei Aldenhoven aus; er befreite Maſtricht und trieb die Franzoſen wie im Flug vor ſich her. Er entſchied durch einen glänzenden Angriff die blutige Schlacht bei Neerwinden, warf die Franzoſen bei Löwen, ſo daß ihr

[1]) Chriſtine an Delmotte, 26. April und 27. Juni 1793.

ganzes Heer auseinanderſtob und Dumouriez den belgiſchen Boden verlaſſen mußte. Dort hatten die räuberiſchen Gewaltthaten der franzöſiſchen Herrſchaft und ihr raſcher Fall einen gänzlichen Umſchwung der öffentlichen Meinung bewirkt. Als der Erzherzog Karl vom Kaiſer zum Generalgouverneur ernannt wurde, und der junge feurige Prinz ſeinen Einzug in Brüſſel hielt, ſchienen alle früheren Zwiſte vergeſſen und alle Parteien verſöhnt. Die freudige Volksſtimmung machte einen begeiſternden Eindruck auf den Erzherzog, aber er ſehnte ſich von Tag zu Tag zur Armee zurück. Er fühlte ſich als Soldat und wollte im Felde noch etwas lernen. In Belgien war zudem alles Gemeinweſen ſo zerrüttet, die Regierung unter Metternich gewöhnte ſich wieder ſo an den alten Gang, daß an eine gedeihliche Wirkſamkeit nicht zu denken war. All' die Ereigniſſe erfüllten Albert und Chriſtine mit Freude und Wehmuth. Sie hatten die Schwäche der Regierung, den Schrecken des Volkshaſſes und den Wandel der Volksgunſt genugſam erfahren.

Anfangs April reiſten ſie nach Dresden. Der Herzog hoffte in der heimatlichen Luft wieder vollſtändig zu geneſen. Zu Oſtern trafen ſie dort ein. Prinz Albert nahm ſeine wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien, die Erzherzogin ihre Correſpondenz wieder auf. Beide erholten ſich in dem angenehmen Verkehr mit der kurfürſtlichen Familie und in der Ruhe, die ſie wenigſtens äußerlich umgab. Im Inneren mußten ſie alle ſchmerz-

haften Eindrücke der Ereigniſſe, welche das Jahr 1793 mit ſich brachte, durchmachen. Sie erfuhren in Dresden das leidensvolle Ende der Königin Marie Antoinette. Chriſtine war von dem entſetzlichen Verhöre, welches die arme Frau hatte beſtehen müſſen, faſt noch mehr erſchüttert, als von ihrem Tode. Ihr ſittliches Gefühl, ihr frauenhafter Stolz empörten ſich bei den Fragen, welche die Richter an die Königin zu ſtellen gewagt hatten. Vor ihrem Geiſte zogen die Bilder der glückſeligen Jugend und des herben Geſchicks, welches die meiſten Kinder Maria Thereſia's erfahren mußten, vorüber. „Maria Thereſia", ſchrieb damals Chriſtine [1]), „hätte nie geglaubt, daß ſie Kinder in die Welt geſetzt habe, welche von den Böſen gepeinigt, durch Kabalen unterdrückt, mit Schimpf aller Art bedeckt werden und ihr Leben auf dem Schaffot endigen ſollten. Ich kann mich gar nicht über den Kummer tröſten, den die Unglückliche noch in ihren letzten Monaten erfahren mußte, beſonders wegen ihrer Kinder, denn ſie ſelbſt iſt glücklich; der Tod ſchließt allen Gram und alles Leid." Aus den Niederlanden erfuhren ſie, daß die franzöſiſche Armee ganz Belgien geräumt habe, Dumouriez ſelbſt flüchtig geworden, daß aber die Stände in ihrem früheren Widerſtande verharrten.

Chriſtine und Albert blieben das ganze Jahr 1793

---

[1]) An Eleonore Liechtenſtein, Dresden 11. Nov. 1793.

in Dresden. Zum erstenmal empfanden sie die Noth des Lebens selbst in ihrem Haushalte. Der Gegensatz war zu empfindlich. In den Niederlanden hatten sie Schlösser und Güter zur Verfügung, nun irrten sie flüchtig in der Welt herum; in Brüssel bezogen sie einen Gehalt von 385.000 fl. oder 540.000 Brabanter Gulden. Nun hatte dies Einkommen aufgehört. Es fehlte an Geld für Haus und Hof und den ganzen Zug von Leuten, die in ihren Diensten standen. Mehr als hundert Personen, Beamte, Aerzte, Gärtner, Jäger, die nun in alle Welt zerstreut waren, Pensionisten noch vom Hofhalt Herzogs Karl von Lothringen, mußten von Monat zu Monat versorgt werden. Der Ertrag ihrer Güter reichte dafür nicht zur Hälfte hin. Sie hatten schon früher empfindliche Opfer gebracht [1]); ihr Gehalt in Belgien war von den Ständen nie vollständig gezahlt worden, es war noch im letzten Jahre eine Summe von 671.000 fl. rückständig. Christine hatte in Wien von allem dem gesprochen und der Kaiser hatte ihr zugesagt, daß sie so wenig als möglich verlieren sollte [2]). Sie verlangte

[1]) Die Uebersiedlung von Preßburg nach Brüssel 1782 hatte allein 167.231 fl. gekostet. Für die Herstellung des Palais Royal in Brüssel und die Reparaturen von 1781—92 wurden 321.954 fl. ausgegeben. Welche Summe kostete Palais und Park von Marimont, von Tervuren! Bei der Flucht waren fünf Tafelservices und ein Mobiliar von großem Werth im Meer versunken; das Gefolge mußte mit 60.000 fl. besonders entschädigt werden u. a.

[2]) Briefe K. Franz an Christine 16. März, 3. August 1793.

eine jährliche Summe von 385.000 fl., welche in ihrem Ehecontracte bestimmt und von Kaiser Joseph, Leopold und Franz II. anerkannt war; sie verlangte ein Haus in Wien und vor allem die Freiheit zu gehen und zu kommen, wie sie dieselbe zur Zeit Maria Theresia's genossen hatte. Da der Kaiser etwas zähe darauf einging, verzichtete Christine auf die Hälfte der Summe und verlangte für die Kriegszeit nur 192.500 fl. Die Verhandlungen spannen sich bis in's Jahr 1794 fort und die Erzherzogin kam darüber in einen lebhaften Briefwechsel mit Colloredo und Rosenberg [1]). Kaiser Franz bot ihr das Haus auf der Bastei an, welches Graf Tarouca 1754 an Maria Theresia verkauft hatte, und versicherte ihr später in einem Briefe alle ihre Forderungen [2]). Das Haus wurde damals von dem alten Minister Hatzfeld bewohnt, der auf den Tod darniederlag. Die Erzherzogin bat deßwegen keine Veränderung vorzunehmen; erst 1795 wurde es ihr überlassen.

Nachdem die häuslichen Angelegenheiten in einige Ordnung gebracht waren, kehrten Christine und Albert

[1]) Briefe der Erzherzogin an Rosenberg 12. August, 2. September 1793, Rosenberg's an Christine 11. August, 18. September 1793.

[2]) Für ihre Lebenszeit 385.000 fl.; für die Dauer des Krieges nur 192.500; die andere Hälfte sollte nach dem Krieg in Terminen nachgezahlt werden. K. Franz an Christine, 28. März 1794. Inzwischen auch dieser Gehalt wurde nicht immer gezahlt; 1798 betrug der Rückstand mit der Schuld der belgischen Stände mehr als eine Million.

im Jänner 1794 nach Wien zurück. Sie fanden hier den Kurfürsten Maximilian von Köln, der sich aus seiner dem Krieg nahen Residenz nach Wien begeben hatte, um den Eifer zum Kriege neu zu beleben. Er war wie immer einfach, geistreich, witzig und voll Vertrauen für seine Schwester. Er kehrte nochmals in sein Land zurück, mußte aber schon im October vor den Franzosen flüchten und richtete sich dann in Mergentheim als Deutschordensmeister ein. Herzog Albert hatte in Wien auf ein ruhiges, friedliches Leben gehofft. Er wollte seine Tage in stiller Muße und in der freien Thätigkeit des Geistes hinbringen. Der Ernst der Zeit, der Befehl des Kaisers und sein eigener Entschluß, der guten Sache so lange als möglich zu dienen, riefen ihn nochmals in's öffentliche Leben zurück.

Der Feldzug von 1793 hatte nach dem günstigen Anlauf in Belgien ein trauriges Ende genommen. Preußen zog sich, weil der polnische Erwerb nicht rasch genug abfiel, von Oesterreich zurück, der ganze große Bund gegen die Revolution war zerrüttet, nur England und Oesterreich wollten den Kampf mit der äußersten Anstrengung durchführen. Letzteres hatte im Winter von 1793 auf 94 seine Streitkräfte am Rhein und in den Niederlanden vermehrt. Um von Preußens Hilfe nicht abhängig zu sein, wurde am Rhein aus österreichischen Truppen und den Contingenten der Stände eine deutsche Reichsarmee gebildet. Ueber diese Armee sollte Herzog

Albert den Befehl führen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien hatte ihn der Erzherzog Maximilian im Auftrage des Kaisers gefragt, ob er diese Mission übernehmen wolle. Der Herzog war nicht blind für die Schwierigkeiten, welche sich bei der bitteren Entzweiung der deutschen Großmächte, bei den selbstsüchtigen Interessen der deutschen Reichsglieder einem glücklichen Erfolge entgegenstellten, aber er erinnerte sich, wie er in seinen Memoiren schrieb, „daß ein wahrhaft eifriger Bürger dem Vaterlande die Anwendung seiner Kraft nicht versagen dürfe, so lange er ihm irgendwie nützlich sein kann." Da ihm zugleich einer der tüchtigsten Generale der Armee, Brown, zur Seite gegeben wurde, entschied er sich den Posten anzunehmen. Am 2. April reiste der Kaiser von seinen Brüdern Karl und Joseph und den Ministern Thugut und Trautmannsdorf begleitet in die Niederlande; Herzog Albert verließ Wien am 4., ging zuerst nach Mergentheim, wo seine Gemahlin einstweilen zurückblieb, und dann in's Hauptquartier nach Heidelberg. Am 17. übernahm er das Kommando. Die Armee bestand aus Oesterreichern, deutschen Reichstruppen und einem Corps französischer Emigranten unter dem Prinzen Condé, ungefähr 53.440 Mann, die von Germersheim bis Rheinfelden vertheilt waren. Die Franzosen hatten am linken Rheinufer 56.000 M. unter Michaud, 10- bis 12.000 bei Kaiserslautern und der Rest unter Jourdan stand den

Oesterreichern und Preußen entgegen, welche von Trier herkamen. Die Leitung der preußischen Armee am Rhein war an Marschall Möllendorf übergegangen. Der König von Preußen hatte kurz vorher die Convention mit den Seemächten unterzeichnet, welche ihm für 62.000 M. Subsidien zahlen sollten. In Wirklichkeit standen aber nur 40.000 M. unter den Waffen; auch die 20.000 M., welche nach dem Vertrage mit dem Kaiser gestellt werden sollten, fehlten, obwohl monatlich 100.000 fl. dafür gezahlt wurden. Die Reichsarmee selbst war keine solche nationale Waffenrüstung, wie sie Oesterreich beabsichtigt hatte. Der „säumigen und ungehorsamen" Reichsstände gab es mehr als je. Dänemark und Schweden erfüllten ihre Bundespflicht gar nicht; Mecklenburg und Hannover schickten keinen Mann, der Herzog von Braunschweig kehrte in den ersten Tagen wieder um und die Hessen wollten aus ihren Plätzen nicht heraus. Die Armee war nicht größer als sie ein Jahr früher Wurmser befehligt hatte, war aber so vertheilt, daß ein Corps im Trier'schen, ein anderes im Breisgau stand. Die ganze Rüstung zeigte die Verkommenheit der deutschen Wehrverfassung. Man hatte nur 40 Kanonen. Die Befestigungen von Altbreisach, Freiburg und Kehl waren geschleift, jene von Philippsburg verfallen. Mannheim gehörte nicht zum Kommando, und der Kurfürst war so eifersüchtig auf Oesterreich, daß sein Kommandant, als

der General Brown mit den Oesterreichern einrücken wollte, die Truppen aufrief und die Kanonen stellen ließ.

Herzog Albert berichtete über alles das an den Kaiser und bat um Befehle. Wie früher die vier ersten Monate im Jahre vergangen waren, nur um die wankende Coalition zusammenzuhalten, so wurden jetzt Wochen verloren, ehe man zu einer Thätigkeit kam. Der Feldzug in den Niederlanden war eröffnet. Die Armee bestand dort vereinzelte hartnäckige Kämpfe, aber ohne großen Erfolg, und die tiefe innere Entzweiung Oesterreichs und Preußens trat überall hervor. Am Rhein waren Herzog Albert und Möllendorf entschlossen, die feindlichen Armeen, die ihnen gegenüber standen, anzugreifen. Beide hatten einen redlichen Willen und waren zu gemeinsamen Unternehmungen geneigt. Am 16. Mai wurde darüber in einer Conferenz in Mainz verhandelt. Von den Preußen waren die drei Minister Haugwitz, Schulenburg und Hardenberg, die Generale Möller, Grauert und Major Pfuhl gegenwärtig; die Oesterreicher vertrat General Seckendorf, der Adjutant des Herzogs. Möllendorf hielt eine Operation zwischen dem Rhein und der Saar für das allein Richtige. Herzog Albert sollte bei Mannheim über den Rhein gehen, die Preußen würden Saarlouis nehmen. Seckendorf kam am 18. Mai nach Heidelberg und theilte dem Herzog die Meinung des preußischen Marschalls mit. Dieser war im Grund derselben Ansicht und verabredete mit Major Pfuhl die

gemeinsame Operation. Am 22. Mai gingen die Oesterreicher bei Mannheim über den Rhein, am selben Tage rückten die Preußen vor und es erfolgte nun der allgemeine Angriff auf die Linien der Franzosen. Diese mußten ihre Stellung bei Kaiserslautern räumen und wurden trotz des hartnäckigen Widerstandes am Rehbache zum Rückzug gezwungen. Ein kühner Reiterangriff Blücher's schlug sie nochmals bei Kirweiler zurück. Durch das gemeinsame Zusammenwirken der Oesterreicher und Preußen war mit einem Ruck das ganze französische Heer an die Vogesen zurückgeschoben und eine Stellung erobert, von der man muthig weiter gehen konnte. Daß dies nicht geschah, vielmehr eine Pause von Monaten eintrat, war nicht Schuld der Heere und ihrer Führer, sondern des diplomatischen Gewebes, von welchem alle kriegerischen Operationen jener Zeit auf's unheilvollste umflochten waren. Die Engländer forderten für ihr gutes Geld auch die Hilfe der Preußen in Belgien, Möllendorf wollte nicht vom Rhein fort, erhielt jedoch auf alle seine Anfragen von Berlin nur verzögerte unbestimmte Antworten. Die Verhandlungen darüber wurden bis Ende Juni fortgeführt und Herzog Albert sah sich in seiner besten Thätigkeit gehemmt. Der Kaiser schrieb ihm, daß er die Niederlande verlassen und ohne Aufenthalt nach Wien zurückgehen werde; wegen der englischen Forderungen in Mastricht möge der Herzog beruhigt sein, alle Maßregeln seien getroffen, wenn die

preußiſche Armee den Rhein verlaſſen würde. Prinz Albert nahm an, daß ihm Verſtärkungen zugeſchickt würden, obwohl er nicht wußte woher. Er verlangte von Möllendorf eine Erklärung, wie er es mit den 20.000 M. halten wolle, welche die Oeſterreicher vertragsmäßig unterſtützen ſollten. Der Marſchall erwiederte, er habe ſeinem Könige lebhafte Vorſtellungen gegen den Marſch in die Niederlande gemacht und hoffe, daß es davon abkommen werde; wenn er marſchiren müßte, würde das Corps Kalkreuth zurückbleiben. Die Franzoſen hatten ſich in dieſer Zeit verſtärkt und eine beſſere Verbindung hergeſtellt. Sie griffen Anfangs Juli die Verbündeten an. Herzog Albert warf ſie bei Schweigenheim durch einen friſchen Reiterangriff zurück, er unterſtützte die Preußen unter Hohenlohe, aber die Verbindung der beiden preußiſchen Hauptcorps wurde durchbrochen und ihre ganze Armee zum Rückzug gezwungen. Albert kam dadurch in Gefahr von den Franzoſen umgangen zu werden und führte ſeine Truppen am 14. Juli nach Speier und über den Rhein nach Mannheim zurück. Der Feldzugsplan war mitten entzwei, die gute Kameradſchaft der Oeſterreicher und Preußen wieder aufgelöſt. Die beiden Führer verhandelten, wer Mainz, Trier oder Coblenz decken ſolle, und inzwiſchen wurde das Schickſal der verbündeten Armee in den Niederlanden entſchieden. Die Schlacht bei Fleurus ging verloren, die Oeſterreicher wichen aus Namur, Löwen, Mecheln

zurück, der Zusammenhang der Armeen war zerrissen. Die Preußen klagten über die Oesterreicher, diese über die Preußen. Ihre Diplomaten und Feldherren betrachteten sich mit wenigen Ausnahmen eher als Feinde denn als Freunde. Herzog Albert und Marschall Möllendorf vereinigten sich noch einmal in den Conferenzen zu Schwetzingen, um Trier wieder zu gewinnen, aber mit den Verhandlungen vergingen Wochen, und als man sich Mitte September in Bewegung setzte, schrieb Möllendorf an den Herzog, „daß er sich nur in der Defensive halten könne." Er erhielt von Berlin den Befehl, sich in keinen Kampf mehr einzulassen und die preußische Armee über den Rhein zurückzuführen. Die Franzosen folgten ihr auf dem Fuße nach und die Alliirten hatten am linken Ufer des Rheins nichts mehr als Rheinfels, Mainz und den Brückenkopf bei Mannheim. Herzog Albert sollte das Reich auf der ganzen Linie von Mainz bis Basel schützen. Von Wien erhielt er den Befehl, mit Möllendorf gemeinsam vorzugehen, während dieser sich auf keine Unternehmungen mehr einließ, und nur darauf bedacht war, die Armee dem Könige unverletzt zu erhalten. Noch im December schickte Herzog Albert zwei Officiere an den Marschall, um die Gefahr, welche Mannheim bedrohte, noch zeitlich abzuwenden. Möllendorf wich aus und antwortete nur in allgemeinen Ausdrücken, er werde den Angriff der Oesterreicher auf die Franzosen, welche den Brückenkopf von Mannheim be-

drohten, durch Demonstrationen auf dem rechten Rheinufer unterstützen; ohne bestimmten Befehl seines Souverains könne er sich in nichts einlassen. Den Officieren sagte er zuletzt ganz offen, daß er nach den Instructionen seines Königs nichts thun könne.

Der Herzog erkannte, daß er von den Preußen keine Unterstützung mehr erwarten könne. Er brachte in Erfahrung, daß sie den Frieden wünschten und durch untergeordnete Agenten auf neutralem Boden bereits Einverständnisse angeknüpft waren. Bei den Franzosen waren die Friedensgerüchte allgemein. Als ein preußisches Husarenregiment vor Mainz mit den Franzosen in ein Gefecht kam, schrien diese über Verrath und Friedensbruch. Man weiß, was die preußische Militärmacht am Rhein gebunden hielt. Der von Mysticismus und Genußsucht entnervte König war des Kampfes müde geworden. Sein unsicheres Schwanken, die Selbstsucht bei jedem politischen Schritte führte Oesterreich zu einer Annäherung an Rußland. Das wirkte auf die Ereignisse in Polen und die Stimmung in Berlin. Die Umtriebe der Friedenspartei, das Ausbleiben der englischen Gelder machten den König nach einigem Zögern zum Frieden geneigt. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, traf die preußische Friedensgesandtschaft in Basel ein.

Während hier über Waffenstillstand und Rheingrenze verhandelt wurde, während im Osten Oesterreich und Rußland sich über die dritte Theilung Polens ein-

verſtanden, brachten die Franzoſen das Fort von Mannheim in ihre Gewalt und bereiteten ſich auf ein Unternehmen gegen das wichtigſte Bollwerk deutſcher Freiheit, gegen Mainz vor. Herzog Albert hielt, nachdem Möllendorf alle Hilfe abgeſagt hatte, am 21. December in Mannheim einen Kriegsrath, ob man den Rhein überſchreiten und die Franzoſen vom Fort vertreiben könne. Die Generale erklärten dies für unmöglich, weil durch das Eis die Brücke bedroht ſei; man könne nur durch ſcharfe Ausfälle die Arbeit der Feinde unterbrechen, bis der Eisgang vorüber und die Verbindung der Ufer hergeſtellt ſei. Während der Berathung riß das Eis die Schiffbrücke durch, und die Verbindung war ganz unterbrochen. Die Franzoſen verlangten nun die Uebergabe des Forts. Der Kommandant Deroy wies die erſte Aufforderung zurück; als dieſe am 23. December wiederholt wurde, erklärte er das Fort übergeben zu wollen, wenn Mannheim nicht beſchoſſen und der freie Abzug der Truppen mit der Artillerie und allem Eigenthum des Kurfürſten geſtattet würde. Herzog Albert fügte noch hinzu, daß die franzöſiſchen Werke zerſtört und das Fort ſelbſt von pfälziſchen Truppen geſchleift werden ſollte. Die feindlichen Generale Michaud und Vachot gingen dieſe Bedingung nicht ein. In der Chriſtnacht eröffneten die Franzoſen ein furchtbares Feuer auf das Fort und die Stadt. Viele Einwohner wurden getödtet oder verwundet, mehrere Häuſer zerſtört, das Palais

des Prinzen von Pfalz-Zweibrücken, der mit seiner Familie in Mannheim weilte, stark beschädigt; die Fürstin und ihre Kinder waren in Gefahr von einer Bombe getödtet zu werden. Der Schrecken der guten Bürger war groß. Der Gouverneur der Stadt, Baron Belderbusch wollte, als die Franzosen Tags darauf die Aufforderung zur Uebergabe wiederholten, das Fort, die Truppen, alles opfern. Der österreichische General Wartensleben brachte es wenigstens dahin, daß man den freien Abzug der Garnison und die Schleifung des Forts forderte. Am Weihnachtstag 1794 wurde die Capitulation unterzeichnet. Mannheim sollte nicht mehr bombardirt, die Truppen frei abziehen und das Fort eingerissen werden. Den ganzen Morgen wurden Lebensmittel, Munition herübergeschafft, die 3000 Mann marschirten aus und zu Mittag wurde das Fort übergeben. Herzog Albert sagt über das Ereigniß: „Wer die Lage des Forts kennt, wird wissen, daß es nicht mehr zu halten war von dem Moment, als die preußische Armee sich von Worms entfernte. Wir hatten alles gethan, durch zehn Wochen die Belagerung ausgehalten und den Feind verhindert, etwas gegen Mainz auszuführen. Schon den 28. December marschirte der größte Theil des französischen Corps unter Vachot vor Mainz; nur ein kleiner Theil blieb zur Schleifung des Forts und Bewachung des Ufers zurück."

Der Herzog fügt, indem er die Ereignisse des

Jahres 1784 in ſeinen Memoiren beſchreibt, eine Betrachtung des ganzen Feldzuges hinzu: „Mit dem Verluſt des Forts von Mannheim endigte der Feldzug von 1794. Ein unglückſeliges Jahr war vorübergegangen. Mit welchen Hoffnungen hatte es begonnen, wie war das Ende! Das Unglück kam unerwartet, wenn man die Kräfte und Mittel berechnete, welche von den Verbündeten für einen entſcheidenden Krieg aufgewendet waren. Viele hatten behauptet, daß dieſe Kräfte gegen die Macht, welche Frankreich ſtellen würde, nicht ausreichen könnten; ſie ſchienen jetzt gerechtfertigt. Die Franzoſen handelten nach einem ausgezeichneten Operationsplane; er gereicht dem Comité zu Paris, das ihn entworfen, wie den Generalen, welche ihn ausgeführt haben, zur Ehre. Der Feldzug gab Zeugniß, was eine Armee leiſten kann, die von einem Willen, von einem Punkte aus geleitet wird; er gab Zeugniß, daß eine Armee bei aller Tapferkeit keinen Erfolg zu erreichen vermag, wenn ihre Operationen von wechſelnden politiſchen Strömungen, von den verſchiedenen Intereſſen verbündeter Mächte abhängen und durch einzelne eigenmächtige Generale oftmals durchkreuzt werden. Die verbündeten Heere waren den Franzoſen an Taktik und Organiſation überlegen, aber die feindlichen Generale vermieden von Anfang jede große Schlacht, deren unglücklicher Ausgang ein entſcheidender Schlag geweſen wäre. Sie beſchränkten ſich darauf, die Fortſchritte der Verbündeten zu hemmen,

die einzelnen Corps durch kleine Anfälle zu reizen, zu ermüden, ihre Erfolge zu schwächen; sie profitirten von der Zahl ihrer Truppen, an den Flanken der verbündeten Armee zu manövriren; sie ließen sich von keiner Niederlage, keinem noch so großen Verluste abschrecken, sie kamen zum Ziel, griffen die Flanken an und zwangen die Hauptarmee sich zurückzuziehen, daß sie sich gar nicht weiter sammeln konnte. So wurden die Franzosen wieder Herren ihres Landes, sie eroberten Belgien, das deutsche Land am linken Rheinufer, Flandern, Brabant und Geldern, das den Holländern gehörte. Sie hatten 21 befestigte Städte eingenommen und hielten nun alles Land von der Maas bis zum Rhein, bis Nimwegen besetzt. Welche entschiedene Erfolge hatten sie in Spanien, an der Grenze von Piemont erfochten! Die Revolution war befestigt, innerlich gestärkt, sie war eine europäische Macht geworden. — Wie konnte das alles bei den günstigen Verhältnissen, unter welchen die Verbündeten den Feldzug eröffneten, geschehen? Ein Hauptfehler war der Mangel eines bestimmten Planes zwischen den Höfen. Ich selbst wurde zur Armee geschickt, ohne daß mit Preußen eine bestimmte Vereinbarung getroffen war. Die Ungewißheit, ob ihre Armee bleiben oder nicht bleiben würde, war ein Hinderniß für alle meine Bewegungen. Die Politik wirkte überall störend ein. Ich will nicht den General der alliirten Armee beschuldigen, er mußte nach den Befehlen, die er von Berlin erhielt,

ſo handeln und war in ſeinen beſten Entſchließungen von Perſonen abhängig, denen das allgemeine Wohl wenig am Herzen lag. Mit meiner kleinen Armee konnte ich mich nur in der Defenſive halten und im Ganzen nur eine nebengeordnete Rolle ſpielen. Ich ſollte das Reich von Baſel bis Mannheim vertheidigen, und konnte nicht hindern, daß Trier, Coblenz, der Brückenkopf von Mannheim verloren gingen. Ich mußte mich glücklich ſchätzen, daß ich bei dieſen mißlichen Umſtänden keinen größeren Nachtheil erlitt; mit vollem Recht kann ich mich rühmen, die Fortſchritte der Franzoſen aufgehalten und ihre Projekte auf Mainz vereitelt zu haben. — Jeder, der die Reichsarmee kannte, wußte wie es mit ihr ausſah. Die beſten Truppen, wie die Preußen, Sachſen, Heſſen, jene von Braunſchweig, Würzburg und Salzburg waren anderen Armeen zugetheilt. Mir blieben die Kontingente der Kreiſe, Mainzer und Baiern, meiſt neu ausgehobene Truppen. Gemeine wie Officiere verſtanden den Dienſt nicht. Jedes Contingent hatte ſein beſonderes Magazin, es fehlte an Artillerie, Munition; es gab tauſend Schwierigkeiten ſie in Bewegung zu ſetzen, ich konnte ſie nur auf Poſten brauchen, welche wenig ausgeſetzt waren. Dieſe Truppen und die Emigranten unter Condé bildeten faſt den dritten Theil meiner Armee. Das Corps an der Moſel war ganz von mir getrennt; ich hatte Truppen in Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein. Bei wichtigen Angelegenheiten konnte

ich mich nur auf die kaiſerlichen Truppen verlaſſen, und von dieſen mußte ich auf Befehl des Kaiſers ein Corps im Breisgau und in Vorderöſterreich laſſen. Gegen Ende des Feldzugs mußte ich noch 20.000 M. nach Mainz und Ehrenbreitſtein ſchicken. Man kann daraus ſchließen, wie viel mir von den 50.000 M. für raſche Operationen blieb. Dazu hatte ich keine feſten Plätze, welche mir beim Angriff eine Stütze geben konnten. Mannheim wollte ich nicht verlaſſen, da der Souverain ſelbſt eine ſchwankende Geſinnung zeigte; Mainz und Ehrenbreitſtein lagen außerhalb des Feldes, das mir zugewieſen war. Es fehlte mir an Geld. Was von Wien kam, reichte eben für die kaiſerlichen Truppen aus, was von den Reichsſtänden gezahlt wurde, war ungenügend; welche Koſten wurden auf Mainz und Ehrenbreitſtein verwendet! Der bevollmächtigte Miniſter bei der Armee geſtattete keine Erhebungen; alles mußte bar bezahlt, alles geſchont werden. Die engliſchen Gelder hatten noch dazu die Getreidepreiſe in's Unglaubliche hinaufgeſchraubt. — Wahrhaftig die Schwierigkeiten, die mir entgegenſtanden, waren groß. Die Vorſtellungen, die ich dem Kaiſer und dem Reiche machte, befreiten mich wenigſtens von dem Vorwurfe, durch mein Stillſchweigen zu dem Unglück beigetragen zu haben, welches über das Reich und das ganze europäiſche Gemeinweſen hereinbrach."

Das Fort von Mannheim war kaum übergeben, als ein Theil des franzöſiſchen Heeres gegen Mainz

marſchirte. Es wurde dort an den Verſchanzungen gearbeitet, welche die Stadt von der Weſtſeite einſchließen ſollten und die ein Jahr nachher Clerfait ſo muthvoll durchbrochen hat. Herzog Albert war am Neujahrstage ebenfalls nach Mainz gegangen, um ſich von dem Zuſtande der Feſtung zu überzeugen. Er ſetzte bei einer furchtbaren Kälte und bei einem Hochwaſſer, auf dem die Eisſchollen hertrieben, über den Rhein. Auf dem Wege hatte er die Vorpoſten der preußiſchen Armee, die ihre Stellung zwiſchen Gernsheim und dem Main noch inne hatte, gefunden. Der Herzog beſuchte den Marſchall Möllendorf in ſeinem Hauptquartier zu Hochheim, um mit ihm wegen Mainz zu ſprechen. Die Andeutungen des Marſchalls ließen keinen Zweifel, daß die Preußen bereit waren, die Reichsfeſtung preiszugeben. Statt auf die Anträge des Herzogs einzugehen, gab der Marſchall trockene Lehren, welche Dispoſitionen die Oeſterreicher treffen ſollten, wenn die Franzoſen Herren von Mainz würden; er ſprach davon wie von einem unzweifelhaften Ereigniſſe. Der Herzog verließ ihn in einer tiefen Mißſtimmung. Dieſe nahm von Tag zu Tag zu; er hatte keine Hoffnung mehr auf ein gedeihliches Wirken. Im Februar marſchirten die Preußen rheinabwärts, um wie ſie ſagten, Weſtphalen zu ſchützen. Möllendorf ließ noch bei dem Herzog anfragen, ob die Oeſterreicher in die verlaſſenen Poſten einrücken wollten. Die ganze Reichsarmee löſte ſich auf. Einige Kontin-

gente waren so zerfallen, daß der Herzog sie auf dem Marsche innehalten ließ; der General der schwäbischen Kreistruppen versagte offen den Gehorsam. Die Dinge lagen so, daß jeder nur an sein eigenes Heil dachte. Die Unterhandlungen in Basel waren soweit vorgerückt, daß beide Theile nur noch in der Form auseinandergingen. Die gesammte politische Lage war ungestaltet, die Zukunft ungewisser als je. Von Wien kamen Briefe, welche dem Herzog die besondere Pflicht auferlegten, alles für die Erhaltung von Mainz einzusetzen; aber er erhielt weder politische noch militärische Anweisungen und alle seine Vorschläge wurden mißbilligt. Ein Brief des Kaisers vom 21. Februar enthielt die Mittheilung, daß Clerfait den Auftrag habe, alle österreichischen Truppentheile am linken Rheinufer zu vereinigen und den Angriff im Frühjahre neuerdings zu beginnen. Der Herzog wurde aufgefordert, alle österreichischen Truppen seiner Armee Clerfait zuzuschicken. Prinz Albert kam dadurch in eine Lage wie 1792 beim Beginn des Feldzuges in den Niederlanden. Man zog ihm den Boden unter den Füßen weg. Er war Reichsmarschall ohne Armee und einem anderen General untergeordnet. War ihm schon zu Anfange des Winters bei dem allgemeinen Mißgeschick die Lust vergangen, weiter zu dienen, so faßte er nun, als der Kaiser seiner Kriegführung nicht mehr zu vertrauen schien, seine Entschlüsse. Er bat in einem Briefe vom 25. Februar um seine Entlassung.

„In dieſer Zeit", ſchrieb er dem Kaiſer, „kann nur ein Mann des Vertrauens Gedeihliches wirken." Erzherzog Karl, der Anfangs April von Heidelberg nach Wien reiſte, mußte die Bitte des Herzogs wiederholen. Nach einigem Zögern gab der Kaiſer ſeine Einwilligung. Erſt am 23. Mai wurde der Abſchied des Herzogs bekannt gemacht und zugleich beſtimmt, daß alle ſeine Truppen dem Kommando Clerfait's unterworfen ſein ſollten. „So endigte ich", ſchrieb der Herzog, „nicht ohne tiefen Schmerz die Laufbahn, die ich ſeit meiner Jugend mit viel Eifer und Hingebung verfolgt hatte. Für die wenigen Jahre, die mir noch auf dieſer Welt bleiben, will ich ein minder bewegtes Leben führen. Das wird jedoch niemals meine Vorliebe für den Soldatenſtand, in dem ich ergraut bin, vermindern, und zu jeder Zeit werden meine beſten Wünſche dem Ruhm und Sieg der Armee gelten, in welcher zu dienen ich die Ehre hatte."

Chriſtine war bei Beginn des Feldzuges nach einem kurzen Aufenthalte in Mergentheim an den Rhein gegangen. Sie wohnte wie in früheren Jahren bei ihrem Bruder in Bonn. Den ganzen Sommer brachte ſie in Einſamkeit und wechſelnden Beſorgniſſen zu. Im October überſiedelte ſie nach Schwetzingen, wo der Herzog ſein Hauptquartier hatte. Mitten im Kriegslärm verlebte ſie hier angenehme Tage. Das Schloß war wohnlich, der Garten prangte in den ſchönſten Farben; ſtundenlang

ſaß ſie an dem See und genoß den herrlichen Blick auf Wald und Au bis zu den duftigen Höhen der Vogeſen. Den Winter war ſie mit dem Herzog in Heidelberg. Das Unglück im Kriege, der politiſche Zerfall, die ganze Noth der Zeit wirkten bei ihr noch tiefer als bei ihrem Gemahl. Sie war oft in fieberhafter Erregung und konnte kaum die Ruhe finden, eine Lectüre aufzunehmen oder Briefe zu ſchreiben. Die wenigen, die ſie ſchrieb, legen in jedem Satz ihre düſtere Stimmung zur Schau. Den einen Troſt fand ihr Gemüth, daß ſie den Erzherzog Karl bei ſich hatte. Er war krank und leidend aus dem niederländiſchen Feldzuge zu ihr gekommen und ſuchte bei den Heidelberger Aerzten Hilfe. Chriſtine pflegte ihn mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt bis er geneſen war und im Frühjahr in friſcher Geſundheit nach Wien zurückkehren konnte. Chriſtine und Albert verließen Heidelberg Ende Mai, nachdem der Herzog ſein Kommando niedergelegt hatte. Die Erinnerung an die freundliche Stadt freute ſie trotz des Kummers, den ſie dort erfahren hatten. Noch in Wien ließen ſie ſich Bilder von Schloß und Stadt malen und legten ſie in ihre Sammlung. Auf ihrer Reiſe beſuchten ſie in Mannheim die Herzogin von Zweibrücken, eine Nichte Albert's, und in Bruchſal den Fürſtbiſchof von Speier, Graf Sthrum, einen eigenthümlichen alten Herrn, der eine Leidenſchaft für Rechtsſtreite und Advokaten hatte und eben damals einen Proceß mit dem Prinzen von Condé wegen Phi-

lippsburg führte. In Karlsruhe trafen sie den Markgrafen von Baden mit seiner Familie; sie kannten sie von Heidelberg her. Einige Tage verweilten sie in Ludwigsburg. Der Herzog fand hier einen alten Kameraden aus dem siebenjährigen Kriege, den Prinzen Louis von Würtemberg; auch seine Frau, früher Hofdame in Dresden, war ihm aus alter Zeit bekannt. Herzog Friedrich von Würtemberg zeichnete seine Gäste sehr aus. Er führte sie nach Stuttgart und unter anderen auch nach Hohenheim, das von Karl Eugen so prächtig hergerichtet war. Albert und Christine fanden aber wenig Geschmack an den künstlichen Ruinen, zahllosen Pavillons und all' den im Uebermaß angebrachten Zierrathen. Auf ihrer Weiterfahrt blieben sie noch mehrere Wochen in Mergentheim so still und einsam, als es nur möglich war. Der Kurfürst von Köln hatte sich bereits hierher geflüchtet. In Augsburg besuchten sie den Kurfürsten Clemens. Er war durch die Franzosen ebenfalls um Land und Leute gekommen und lebte nun im Bischofshof zu Augsburg oder im Schloß Oberndorf von einem geringen Einkommen. Sein fröhlicher Hof, die französischen Prinzen und ihre lustigen, leichtsinnigen Cavaliere waren in alle Welt zerstreut. Erst im Juli zogen Christine und Albert nach Wien. Geräuschlos, ohne Plan, vom Volke vergessen, von Wenigen erwartet kamen sie wieder in ihrer Heimat an. Der

Kaiſer hatte an Chriſtine geſchrieben [1]), er werde ſie mit der größten Freude empfangen, alles ſolle nach ihrem Wunſche geordnet werden und ſie könne in Wien leben wie es ihr gefalle. Chriſtine bezog nun mit ihrem Gemahle das Haus an dem Auguſtinerkloſter, das ihnen vom Kaiſer als Eigenthum überlaſſen war. Der alte Miniſter Hatzfeld war geſtorben, die Witwe ausgezogen. Fürſt Starhemberg hatte die Wohnung auf des Kaiſers Befehl neu einrichten laſſen. So führte das Geſchick Chriſtine nach einer Wanderſchaft von ein und zwanzig Jahren wieder in die Heimat und in dasſelbe Haus zurück, in dem einſt Prinz Albert ſeine erſten Liebesbriefe geſchrieben und von Ruhm und Glück geträumt hatte.

[1]) Hetzendorf, 11. Juni 1795.

XI.

Wieder in der Heimat.

Juli 1795 — Juni 1798.

Wie ſtill und ausgelebt kam Chriſtine dieſes Wien vor, wenn ſie ſich an die rauſchenden Feſte Maria Thereſia's, an das rührige Leben unter Joſeph II. und an ſeine Kreiſe erinnerte, in denen jeder Keim für Schönheit und Wiſſenſchaft gepflegt ward. Die Noth der Zeit hatte alle Freuden des geſelligen Lebens geſtört. Kaiſer Franz wurde von den bunteſten und widerſprechendſten Rathſchlägen beſtürmt, die Kaiſerin lebte im engſten Familienkreiſe. Die Geſellſchaft am Hofe und in der Stadt war der Erzherzogin und ihrem Gemahle meiſtens fremd; nur wenige alte Freunde gingen bei ihnen aus und ein. Das waren der Oberſthofmeiſter Fürſt Georg Starhemberg, noch von Brüſſel her ihr guter Freund, der alte Marſchall Lascy, der Reichsvicekanzler Fürſt Colloredo, ein ſtolzer Ariſtokrat voll hochſinniger Anſchauungen, der aber ſeit 1793 von allem Einfluß auf die große Politik ausgeſchloſſen war. Von den Frauen wurden am liebſten jene aus dem engen Joſephiniſchen Kreiſe geſehen: die Fürſtin Leopoldine Liechtenſtein, eine geborne Gräfin Sternberg, noch aus der Thereſianiſchen Zeit eine der erſten Damen Wiens, ſeit 1781 Witwe; ferner die Fürſtinnen Kinsky, Clary,

Eßterhazy und vor allen die bewährte Freundin Eleonore Liechtenstein. Letztere war in tiefer Trauer, denn sie hatte in diesem Jahre ihren ältesten Sohn in einem Duelle und ihre Schwester, die milde und gütige Gräfin Rosa Kaunitz, verloren. Im Sommer desselben Jahres 1795 kam die unglückliche Tochter Ludwig's XVI., die Prinzessin Therese nach Wien. Sie wurde noch im Juni im Kerker des Tempels festgehalten, während ihr Bruder, der arme Dauphin, eines elenden Todes sterben mußte. Der Wohlfahrtsausschuß hatte ihr nicht gestattet, den sterbenden Bruder sehen und pflegen zu dürfen, so oft sie auch flehentlich darum gebeten. Das Directorium erlöste sie endlich aus der Haft und ließ sie in Hüningen einem kaiserlichen Kommissär übergeben. In Wien bewohnte sie das untere Belvedere. Sie war bleich, eingefallen, immer schweigsam und unzugänglich für allen Trost. Wenn sie den Namen ihrer Mutter hörte, rollten ihr die Thränen aus den Augen. Christine besuchte ihre Nichte öfters. Ein Ereigniß, das im Sommer 1795 den Hof in Trauer versetzte, war der plötzliche Tod des Erzherzogs Leopold. Er war der Bruder des Kaisers, 23 Jahre alt, der schönste Prinz der Familie, seit 1790 Palatin in Ungarn und allgemein beliebt. Vor kurzem hatte er bei Unterdrückung der geheimen demokratischen Gesellschaft unter dem Abt Martinovich viel Muth und Festigkeit bewiesen. Eine unglückliche Neigung Feuerwerke zu veranstalten brachte ihn um's Leben. Als er

am 10. Juli in Laxenburg im Uhlefeld'schen Haus damit beschäftigt war, erfolgte eine Explosion, welche zwei seiner Leute sogleich tödtete und ihn so verwundete, daß er am dritten Tage starb. Der Erzherzog Karl wohnte in dem Zimmer über ihm und wäre bald mit dem ganzen Haus in die Luft gesprengt worden. Die Erschütterung und das Leid machten ihn so tiefsinnig, daß seine Tante ihn auf das Land nach Mannersdorf nahm und für einige Tage an den Neusiedler See führte.

Uebrigens lebten Christine und Albert von aller politischen Thätigkeit, von allem Einflusse entfernt. Sie hatten weder die Stellung noch die Neigung dafür. Die Politik Thugut's, welcher der Kaiser damals folgte, war zu sehr verschieden von dem festen, geraden Gange, in welchem Leopold II. die Dinge beherrscht hatte. Sie streifte ihnen zu sehr in's Weite, Unbestimmte und brachte Verwicklungen und Gefahren. Der Herzog und Christine waren weder mit der Theilung Polens noch mit der orientalischen Politik, welche zu sehr auf die Entwürfe Katharina's und Joseph's II. zurückging, einverstanden. Noch weniger neigten sie zu dem Grafen Franz Colloredo, dem ehemaligen Erzieher des Kaisers, der in Oesterreich am liebsten die alten feudalen Formen in Kirche und Staat hergestellt hätte. Das innere Staatsleben befriedigte sie ebenso wenig. Nach dem frischen Aufschwung unter Maria Theresia, nach dem Stürmen und Drängen unter Joseph schien alles in ein ruhiges mechanisches

Administrationswesen eingeengt; es war ein Regiment ohne Frische, ohne Fortbildung. Ebenso wenig nahm Herzog Albert in militärischen Dingen Einfluß. Er hatte den guten Willen dafür, besaß viel theoretische Kenntnisse, eine reiche Erfahrung und Wissenschaft von Land und Leuten, aber Thugut hielt ihn fern wie den alten Lascy und den Marschall Coburg. Für die oberste Leitung des Kriegswesens war damals ein Ausschuß eingesetzt, dem der Kaiser gewöhnlich selbst präsidirte. Zum Comité gehörten Oberst Rollin, Adjutant des Kaisers, ein tapferer ergebener Officier, aber ohne Ruf und Achtung; Minister Thugut, der militärische Dispositionen häufig von diplomatischen Berechnungen abhängig machte, der alte Ahrenhoff, Director des Invalidenhauses, und Graf Nostitz, General der Cavallerie, ein ausgezeichneter Soldat und General, der die Achtung der ganzen Armee genoß.

Von diesem Ausschusse wurden die militärischen Operationen in den Feldzügen 1795 und 96 geleitet. Am 28. September 1795 vereinigten sich die drei Mächte Oesterreich, Rußland und England in einer Alliance mit dem bestimmten Versprechen, den Krieg mit aller Macht fortführen zu wollen. Oesterreich hatte den Herbstfeldzug bereits am Rhein und in den Alpen begonnen. Es ist oft erzählt, wie Clerfait mit frischen Schlägen die deutschen Waffen wieder zu Ehren gebracht hat. Er drängte Jourdan nach der Lahn zurück, sprengte die feindlichen

Bollwerke bei Mainz und half Wurmser Mannheim erobern. Aber er hatte das Schicksal aller Männer von Talent, die während Thugut's Verwaltung das Oberkommando führten. Der militärische Ausschuß in Wien hatte schon während des Feldzuges seine Operationen einer scharfen Kritik unterworfen [1]). Man rügte seine Eigenmächtigkeit wie den Freimuth, mit welchem er über die Heeresverwaltung sprach. Er wurde im Jänner nach Wien berufen und nahm wenige Wochen nachher seinen Abschied.

Den Oberbefehl über die Rheinarmee erhielt der Erzherzog Karl. Unbestritten war dieser das beste Talent, das im letzten Feldzuge hervorgetreten war. Kalte Bedachtsamkeit, kluge Berechnung und den kühnen Angriff, alles was den Feldherrn kennzeichnet, bemerkte man in jungen Jahren an ihm. Im ganzen Reiche richtete sich das Vertrauen wieder auf und Feldherr und Armee entsprachen der Erwartung. Der Erzherzog erfocht die Siege bei Wetzlar, Teining, Amberg und Würzburg, er schlug die Franzosen aus dem Inneren Deutschlands bis über den Rhein zurück. Man jubelte in Oesterreich, in ganz Süddeutschland über die Züchtigung der fremden räuberischen Horden. Die glücklichen Erfolge wirkten auch auf die leitenden Kräfte zurück. Generaladjutant

[1]) Memoiren des Herzogs Albert.

Rollin wurde vom Kaiſer entfernt und auf eine unſchädliche Stelle verſetzt.

Niemand war von den Kriegsthaten des jungen Feldherrn freudiger ergriffen als Albert und Chriſtine. Der Herzog folgte allen ſeinen Zügen auf der Karte, zeichnete die Stärke der Truppen auf, die Tage der Gefechte, den Verluſt der Feinde. Die Erzherzogin athmete bei jeder guten Nachricht friſch auf. Sie hatte im Beginn nur geringe Hoffnungen. „Gott erhalte und ſegne den Erzherzog", ſchrieb ſie im Mai [1]), „denn der Horizont iſt düſter, der Anfang in Italien troſtlos." Nach dem erſten Sieg bei Wetzlar gewann ihr geängſtigtes Herz neuen Muth. „Die Erfolge meines theuren Erzherzogs machen mich glücklich; ich freue mich über alles, auch über ſeine gute Geſundheit, aber ſtürmen muß er nicht darauf, jetzt iſt ſein ganzes Weſen elektriſirt" [2]). Sie erkundigte ſich bei allen Officieren, die aus dem Felde heimkehrten und freute ſich über die Züge von perſönlicher Tapferkeit, Schonung und Milde, die man von ihm erzählte. Den Sieg bei Amberg erfuhr ſie auf einer Fahrt nach Mariazell. Unter freiem Himmel zwiſchen Berg und Wald las ſie den Brief, der ihr die Nachricht brachte. „Gott ſei gedankt", ſchrieb ſie ſpäter, „daß er ſich wohl befindet, daß die

[1]) 7. Mai 1796 an Kapitän Delmotte.
[2]) An denſelben 30. Juni.

Monarchie gerettet, seine Mühe und Arbeit belohnt ist" [1]). Sein Bild, das sie vor dem Feldzuge von dem Maler Ströllh hatte malen lassen, hing in ihrem Kabinete. Auch für andere Dinge war sie besorgt, denn sie hatte ihn für den Feldzug ganz ausgestattet und zahlte monatlich 3000 fl.

Anfangs Februar 1797 wurde der Erzherzog an die Spitze der neugebildeten italienischen Armee berufen. Er eilte durch Tirol nach Venetien, fand aber die Armee in einem traurigen Zustande. Die meisten Truppen waren zusammengeraffte Miliz, schlecht bewaffnet, nicht exercirt. Der bessere Theil war durch die Niederlagen unter Wurmser und Alvinzy herabgestimmt, ohne Zuversicht und Vertrauen. Der Erzherzog eilte nach Wien, um dem Kaiser darüber zu berichten und um Artillerie zu bitten. Thugut wollte seine Ankunft verhindern und hatte bereits dafür einen kaiserlichen Befehl erwirkt, der jedoch den Erzherzog erst vor den Thoren Wiens traf [2]). Er blieb nur acht Tage in Wien und war am 4. März bereits wieder im Hauptquartier zu Udine. Er mußte damit beginnen, die Regimenter zu organisiren, militärische Zucht und Ordnung neu zu begründen. So viel Mühe er sich gab, er konnte nicht daran denken, die Gefahren vor den Thoren der altösterreichischen Erb-

[1]) An Delmotte, 15. September 1796.
[2]) Memoiren des Herzogs Albert.

lande abzuwehren. Kämpfend, wenn auch ohne größere Schlacht, wichen die Oeſterreicher vor dem überlegenen Feinde zurück nach Kärnten, Steiermark bis Salzburg. Der Erzherzog hielt ſeine Kräfte für eine Hauptſchlacht in der Nähe von Wien zuſammen. Die Nähe des Feindes brachte in Wien alles in Verwirrung. Viele flüchteten, aber es zeigte ſich auch ein patriotiſcher Eifer, der dem Feinde mit den Waffen begegnen wollte. Freicorps wurden errichtet, die Bürger drängten ſich dazu, die Inſurrection in Ungarn wurde aufgerufen. Im ganzen öſterreichiſchen Volke war viel Kriegseifer; man brauchte die vorhandenen Kräfte nur zu organiſiren, zu leiten, aber dazu fehlte es an Muth und gutem Willen. Den Befehl über die Regimenter, welche Wien decken ſollten, erhielt General Mack, der eigens von ſeinem Gute in Böhmen dazu berufen wurde. Er ſtellte die Truppen zwiſchen dem Leithagebirge und der Donau ſo auf, daß ſie bei dem erſten ſicheren Stoß verloren ſein mußten [1]). Erzherzog Karl kam am 12. April nach Wien. Wenige Tage früher war der Waffenſtillſtand mit Bonaparte abgeſchloſſen worden. Die Friedenspolitik hatte geſiegt. Während am Rhein noch lebhaft und blutig gefochten wurde, kamen die Präliminarien in Leoben zu Stande. Sie traten Belgien an Frankreich ab, erkannten die Rheingrenze an und ſprachen Oeſterreich den Beſitz von

[1]) Die Memoiren des Herzogs.

Venedig, Istrien und Dalmatien zu. Es war ein fauler Friede, der nach vielem Zögern zu Campo formio im October unterzeichnet wurde. Er löste die alten völkerrechtlichen Verhältnisse, brachte das deutsche Reich vollends aus den Fugen, befestigte die Revolution am Rhein und in Italien und säete Jammer und Zwietracht für künftige Zeiten aus. Nur die schwachen Geister waren befriedigt; er fiel allen schwer auf's Herz, welche noch eine Gesinnung für die alte Ordnung Europas hatten. Christine schrieb, als sie von den Präliminarien erfuhr [1]): „Ich kann mich nicht trösten über das vergossene Blut; so viel brave Leute sind verwundet, erschlagen; mein Herz ist traurig und tief erschüttert mitten in dem allgemeinen Jubel. Nur mit Thränen in den Augen und mit gepreßtem Herzen lobe ich den Frieden." Oesterreich erschüttert, gedemüthigt, die revolutionäre Propaganda in Holland, am Rhein, in Italien anerkannt, Belgien, wo sie so viel Glück und Unglück erfahren, wo sie jede Landschaft, jede Stadt kannte, das Land, das ihre Mutter in Kraft und Milde regiert hatte, an Frankreich, an die Revolution abgetreten! Es war der schwerste Schlag, den sie in ihrem Leben erfahren. Er traf ihr stolzes Herz in den Grund und brach ihr gesundes Leben, daß sie sich nicht wieder erholte.

Christine war nicht, wie die übrige vornehme Welt,

[1]) An Kapitän Delmotte, 3. und 17. Mai 1797.

aus Wien geflüchtet. Sie blieb in der Stadt mitten im Waffenlärm, der zu Anfang des Jahres durch die Straßen scholl, wie in der darauf folgenden gleichgiltigen, unerquicklichen Ruhe, in welche die Volksstimmung umschlug. Am Hofe war alles still. Die Verlobung einer Erzherzogin mit dem Erbprinzen von Neapel wurde nur in der Familie gefeiert. Christine begrüßte damals ihren Bruder, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este, den sie seit seiner Reise durch Belgien nicht wieder gesehen hatte. Er war, als die Franzosen gegen Mailand vordrangen, nach Triest geflüchtet, lebte mit seiner Familie in Graz, in Neustadt und ging dann über Preßburg nach Hollitsch und Brünn. Er wäre gerne in Wien eingekehrt, aber der Kaiser hatte es verboten, man wußte nicht recht aus welchem Grunde. Mit bekümmerter Seele fuhr er an den Linien Wiens vorbei. Christine und Albert erwarteten ihn auf der Straße und begleiteten ihn bis Schwechat.

Im Winter 1796 auf 97 und im Frühjahr hatte Christine mehrere kleine Fieberanfälle zu überstehen. Sie war bisher mit Ausnahme der Störungen, welche jeden Organismus von Zeit zu Zeit treffen, immer gesund gewesen; aber die letzten Jahre, die Fahrten durch Schnee und Eis, die ungeregelte Lebensweise, der Bruch aller Hoffnungen hatten ihre Gesundheit untergraben. Die Aerzte verordneten ihr die Bäder in Teplitz. Am 24. Juli reisten Christine und Albert von Wien ab. Sie be-

ſuchten in Böhmen das Chotek'ſche Schloß Weltrus an der Moldau, wo ſie viele Erinnerungen an Maria Thereſia und Franz I. fanden; eine Fahrt nach Schloß Schönhof erfreute ſie wegen des ſchönen engliſchen Parks, der die Aufmerkſamkeit aller Reiſenden erregte. Chriſtine erholte ſich in Teplitz; die Ruhe, die friſche Luft und die Bäder thaten ihr wohl. Nach der Kur Mitte September reiſten beide nach Dresden und Pillnitz und brachten einige Wochen im freundſchaftlichſten Verkehr mit dem ſächſiſchen Hofe zu. Der Herzog erfuhr damals den Tod ſeines Bruders Karl, des Herzogs von Kurland [1]). Im October kehrten Chriſtine und Albert nach Wien zurück. Sie erfreuten ſich noch einmal des Glücks, den Erzherzog Karl bei ſich zu ſehen. Der Kaiſer hatte ihn zum Generalgouverneur und Generalcapitain für Böhmen ernannt. Der Erzherzog kam am 23. November nach Wien und reiſte am 21. December nach Böhmen. Chriſtine und Albert begleiteten ihn bis Znaim. Die Erzherzogin wollte ihm in Prag den Palaſt des Fürſten Kinsky oder des Grafen Clam-Gallas kaufen und einrichten. Sie dachte damals in jeder Weiſe daran, ſein häusliches Glück zu gründen, aber in dieſer Zeit des

[1]) Er ſtarb 16. Juni 1796; ſeine Frau, geb. Gräfin von Corvin-Kraſinska, war kurz vor ihm geſtorben, 30. April 1796; ihre Tochter vermählte ſich 1797 mit dem Prinzen Karl von Savoyen-Carignan, nach deſſen Tode mit dem Fürſten Montleart; ſie ſtarb 1851.

Umſturzes kamen alle Verhältniſſe in's Wanken. Ihrem eigenen Leben war die Grenze geſteckt.

Chriſtine und Albert verlebten einen traurigen, einſamen Winter in Wien. Sie gaben in ihrem Hauſe einige Bälle, aber die friſche alte Freude wollte nicht wieder kommen. Sie waren älter geworden und mehr an den Ernſt des Lebens, an die ſtille Betrachtung und die Einkehr in ſich ſelbſt gewöhnt. Der Blick in die Welt zeigte nach allen Seiten nur Zerrüttung und Verfall. Zu Ende des Winters verfiel die Erzherzogin in eine gefährliche Krankheit; ſie war am Rande des Todes und ließ ſich am 12. März das h. Sakrament reichen. Im Frühjahr erholte ſie ſich etwas und der Herzog hoffte vom Eintritt der beſſeren Jahreszeit ihre vollſtändige Geneſung. Um ſeine Frau die friſche Luft und volle Ruhe genießen zu laſſen, miethete er das Gartenhaus des Fürſten Kaunitz in der Vorſtadt Mariahilf, ein kleines ſchönes Palais, das damals ganz frei lag und eine angenehme Ausſicht über die benachbarten Höhen von Wien bot [1]). Der Garten war wohl gepflegt, ſeine Blumen und Blüthen ſtreuten duftige Wohlgerüche aus. Hier brachte die Erzherzogin Chriſtine ihre letzten Tage zu. Anfangs Juni ging es ihr beſſer, ſie konnte herumgehen, ſich beſchäftigen, ſchreiben und leſen; aber bald

[1]) Gegenwärtig Eigenthum des Fürſten Eßterhazy, der ſeine ſchöne Bildergallerie darin aufgeſtellt hat.

wurde ihr Zuſtand bedenklicher. Ein Magenleiden, das ſie öfters beunruhigt hatte, ſtörte alle Thätigkeiten des Körpers oder offenbarte vielmehr die unheilbare Zerrüttung desſelben. Sie hatte heftige Schmerzen, Erbrechungen, konnte nicht eſſen und brachte die Nächte zwiſchen Schlafen und Wachen zu. Sie ſelbſt gab ſich keiner Hoffnung auf eine Geneſung hin. Am 20. Juni beſuchten ſie für einige Minuten die Fürſtinnen Leopoldine und Eleonore Liechtenſtein. Chriſtinen's Geſichtsfarbe war ganz verändert, Kinn und Naſe ſchmal geworden, der Tod ſaß ihr auf den Lippen; aber ſie lächelte die Frauen freundlich an. „Warum haben ſie mich nicht im Februar ſterben laſſen", ſeufzte ſie leiſe. Am 22. berief ihr Leibarzt Quarin ſechs andere Aerzte zur Conſultation, unter ihnen die beiden Störk, Schreiber, die erſten Doktoren von Wien. Sie nahmen eine Magenverhärtung oder Geſchwüre im Magen an, aber alle ſtimmten überein, daß ſie ſterben müſſe. Früh Morgens hatte ſich die Erzherzogin verſehen laſſen. Abends beſuchten ſie die Majeſtäten. Die Kaiſerin küßte ihr die Hand und verſicherte unter Thränen, daß ſie und ihre Kinder für ſie beteten. Die Nacht war ſchrecklich. Der Herzog und die Kammerfrau glaubten ſie in den letzten Zügen. Der Arzt gab ihr Opium, welches ihr Bewußtſein und Empfindung nahm. Sie kam dann wieder zu ſich und behielt die Sprache und den klaren, hellen Geiſt bis zum letzten Moment. Sie betete viel. Voll

festen Muthes, ohne Klage, in frommer Ergebung wie ihre erhabene Mutter, wie ihr Bruder Joseph erwartete sie ihr Ende. Noch am Todestage schrieb sie drei Briefe, bestimmte Gelder als Almosen und nahm Abschied von ihren Aerzten Quarin und Störk. Sie dankte ihnen für ihre Mühe und versicherte, daß sie die Unmöglichkeit eines längeren Lebens erkenne. Sie glaubte aber noch eine Zeit leiden zu müssen. Gegen Abend am 24. Juni nach 7 Uhr, als eben die Sonne zur Neige ging, küßte sie ihrem Gemahle liebevoll die Hand und sprach noch leise den Namen Erzherzog Karl aus. Sie saß dabei aufrecht im Bett, senkte dann ihr Haupt und starb.

Ihr Leib blieb noch zwei Nächte und einen Tag in dem Kaunitz'schen Haus. Zwei Priester beteten immer an ihrem Sarge. Am 26. wurde sie in der Burgkapelle ausgesetzt. Die Fürstin Eleonore Liechtenstein brachte es über sich die Todte noch einmal zu sehen. Die Züge waren verändert, hatten aber den Ausdruck einer Schlafenden, eine fast freudige Verklärung lag auf dem Gesichte. Die Fürstin schrieb an ihre Tochter: „Niemals habe ich eine Todte gesehen, welche mir statt Schrecken eine solche tiefe Ruhe eingeflößt hätte." Abends war die Beerdigung. Vom Hofe war Niemand dabei. Die Majestäten kamen nicht zu den Vigilien; man sagte, es sei gegen das Ceremoniell. Bei der kirchlichen Feier in den nächsten zwei Tagen waren die Erzherzogin Amalia, die damals in Wien lebte, und die Söhne des

Kaisers Franz, die Erzherzoge Joseph, Johann, Rainer, Ludwig und Rudolph anwesend. Alle Frauen der Wiener Gesellschaft erschienen in der Kirche. Es war eine allgemeine Bestürzung und Betrübniß [1]).

Herzog Albert hatte noch am Abend, an dem seine Frau verschieden war, das Kaunitz'sche Haus verlassen, und lebte für einige Tage von aller Welt abgeschlossen in einem Landhause zu Kalksburg bei Wien [2]). Dort las er den Brief, den ihm Christine für den Fall ihres Todes geschrieben [3]). „Mein lieber, theurer Mann! ich gebe mich rücksichtlich meiner Gesundheit keiner Täuschung hin, ich sehe und fühle, daß sie nicht wiederkehrt. Welche Zeit die Vorsehung mir noch gönnen wird, ich weiß es nicht; unterwerfen wir uns beide ihrem geheiligten Willen. Ich will noch von der Zeit, in der ich mich etwas besser befinde, profitiren, um Dir, mein verehrter Gemahl, ein Lebewohl zu sagen. Wie könnte

---

[1]) Krankheit und Tod der Erzherzogin sind erzählt nach den Memoiren des Herzogs und den Briefen der Fürstin Eleonore Liechtenstein an ihre Tochter Gräfin Josephine Harrach, 19. Juni bis 17. Juli 1798. Raudnitz.

[2]) Der Fürstenhof oder Monperou. Er gehörte dem Hofjuwelier Mack, einem alten Herrn, der dem Herzog und der Erzherzogin zugethan war. Heutzutage ist das Haus ein Eigenthum der Jesuiten und ein Theil ihrer Erziehungsanstalt. In einer Nische war noch vor kurzem eine Porträtbüste des Herzogs zu sehen.

[3]) Pour mon adoré Epoux à lui remettre le lendemain de ma mort.

ich die Ausdrücke finden, um Dir zu ſagen, was ich denke, für Dich fühle. Ach ich habe nur zu viel Dein tiefes Leid, Deinen Schmerz geſehen; ſie machen uns die Trennung peinlich. Das iſt das einzige was mich kümmert, denn das Leben an ſich gilt mir nichts. Aber, mein edler Freund, wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, wird die Religion und die Nothwendigkeit Deine Aufopferung verlangen. Wende Deine Vernunft, Deine Philoſophie, den Gedanken an das Unabänderliche an, daß Du ein ſo verehrungswürdiges Weſen, wie Du biſt, unſerer Familie, unſerem Hauſe erhältſt. Sie werden Dir die Kraft verleihen, Deinen Schmerz zu überwinden. Deine zärtliche Frau bittet Dich darum. Wenn ich die Achtung und das Bedauern der Welt verdiene, ſo kommt das nur von Dir. Du haſt mich zu dem gebracht was ich bin. Du warſt mein Vorbild, meine Triebfeder zum Guten, mein Leitſtern, das einzige Weſen, für das ich lebte, dem ich zugehörte und deſſen würdig ich ſein wollte. Wie kann ich Dir meine Dankbarkeit ſchildern für all' das Glück, welches Du mich in ſo viel Jahren genießen ließeſt. Dieſe Erinnerung allein verwiſcht allen anderen Kummer, den wir hatten. Wenn ich Dir nur einen Moment mißfallen oder wenn ich Dich beleidigt habe, verzeihe es mir; mein Herz und mein Wille hatten gewiß keinen Theil daran; nicht einmal in Gedanken habe ich aufgehört mich mit Dir zu beſchäftigen. Gott und meinem lieben Albert werden

auch meine letzten Gedanken, meine letzten Wünsche gehören. — Ich lasse Dir ein kostbares Gut zurück, welches Bruder und Schwester uns beiden übergeben haben. Das ist der theure Karl. Ich bin beruhigt, weil ich Deine Güte, Dein Wohlwollen für ihn kenne, aber erlaube mir, Dich in meiner mütterlichen Liebe zu bitten, daß Du Dich ihm mehr zuwendest, daß Du ihm mit Deinem Rathe beistehst. Er wird Dir dankbar sein. Bei der Zurückhaltung, welche Du in Deiner Zartheit bewahrst, würde ein Vertrauen, das für Karl so nothwendig ist, niemals aufkommen. Ich erlaube mir hier über einige kleine Andenken für verschiedene Personen zu verfügen, wenn Du damit übereinstimmst; wenn nicht, so wirf sie weg. — Zu dieser Stunde, mein lieber Freund, mein theurer Mann, vernimmst Du mich zum letztenmal. Wenn man im Himmel, in den ich durch die Barmherzigkeit Gottes und Dein Gebet einzugehen hoffe, für jemand bitten kann, so wird all' mein Bitten und Flehen nur Dir allein gehören. Mögest Du glücklich sein. Möge Dich in dieser Stunde der Engel des Trostes heimsuchen! Glaube mir, daß die wahre Religion, ihre Grundsätze und Lehren allein dazu führen. Im Namen Gottes und unserer Liebe soll Dich hienieden nichts beunruhigen und stören, daß wir bald im Schooße Gottes vereinigt werden. Lebewohl tausendmal, mein geliebter Mann!"

Welchen Eindruck dieses Lebewohl, dieser Erguß

einer ſchönen bis zum Tod liebenden Seele auf den Herzog hervorbrachte, hat er mit keinem Worte aufgezeichnet, aber er bewahrte dieſen Brief, den Ehering ſeiner Frau und eine Brieftaſche, die ſie ihm einſt ſelbſt geſtickt und mit ihrem Bilde geziert hatte, als die koſtbarſten Güter ſeines Lebens. Nach den Trauerceremonien kehrte Albert in ſein Wiener Palais zurück. Dort ſah ihn am 2. Juli die Fürſtin Eleonore Liechtenſtein, als ſie die Hofdame der Erzherzogin beſuchte. Er war ſehr angegriffen und ſprach einige freundliche Worte über die Liebe der Fürſtin zu ſeiner verſtorbenen Frau. Er ließ ihr den Trauerbrief des Erzherzogs Karl leſen und gab ihr eine Abſchrift jenes Briefes, den Chriſtine in ihrer Todesahnung geſchrieben hatte. Im Sommer und Herbſt wohnte der Herzog im kleinen Augarten in der Leopoldſtadt, wo er mehrere Sommer mit ſeiner Frau zur Zeit ihres ſchönſten Glücks zugebracht hatte. Glanz und Schimmer ſeines Lebens waren vorbei. Er wollte hinfort nur in Ruhe und in der Betrachtung leben, „wie er denſelben Weg gehen werde, auf dem ſeine Frau ihm vorausgegangen war.“ Mit dem Jahre 1798 ſchloß er auch ſeine Memoiren ab. Die letzten Worte ſind ein Nachruf an Chriſtine: „Nach drei und dreißig Jahren der glücklichſten Ehe verlor ich die edelſte Frau, die je gelebt hat, mein Theuerſtes auf Erden und den geliebten Gegenſtand meines ganzen Glücks. Dieſes Glück war in dieſem langen Zeitraum auch nicht durch den

kleinſten Streit geſtört worden. Ihre außerordentliche Lebendigkeit hat oftmals das Urtheil der Leute beirrt, welche die ſchönen, großen Eigenſchaften ihrer erhabenen Seele nicht kannten. Gegen mich brach dieſe Lebendigkeit niemals hervor; ſie offenbarte ſie mir nur in einer eigenthümlichen Art, welche den Reiz ihrer Seele erhöhte, und in einer beiſpielloſen Hingebung und Liebe für mich. Dieſe dauerte bis zum Tod und zeigte ſich noch in den letzten Momenten in der rührendſten Weiſe. — Wie könnte ich Worte finden, um das auszudrücken, was ich in dieſer traurigen Zeit gelitten habe und was ich mein Leben lang für dieſe angebetete einzige Frau fühlen werde. Ich kann nicht mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß ſie ſich in allen Lebensverhältniſſen als eine würdige Tochter Maria Thereſia's gezeigt hat. Sie war ihr liebſtes Kind und hat all' die edlen Eigenſchaften ihres Geiſtes und Herzens geerbt, beſonders den feſten Muth, die Charakterſtärke. In den ſchwierigſten Lagen des Lebens hat ſie dieſelben bewährt. In den letzten Jahren ließ man ihr in Wien mehr Gerechtigkeit widerfahren. Man lernte ſie kennen und verehren. Die Zuneigung, mit welcher man ihr im Volke begegnete, entſchädigte ſie für ſo manchen Kummer, den ſie früher hatte erfahren müſſen. Die Thränen, die auf ihr Grab fielen, ſind ihr beſtes Lob."

Es exiſtiren von der Erzherzogin Chriſtine nur wenige meiſt unſcheinbare Bilder. Die beſten ſind in

ihrem Hauſe geblieben. Eines davon in Aquarell gemalt, zeigt ſie als junge Frau bald nach der Heirat. Sie iſt im ungariſchen Kleid, hat ein lebendiges friſches Geſicht, runde ſchöne Züge ohne beſonderen Ausdruck. Ein zweites größeres Bild iſt von Alexander Roslin um das Jahr 1775 gemalt. Chriſtine war damals eine Frau von 33 Jahren, glücklich, fröhlich, voll Liebe und Hoffnung. Die hohe Stirn, die prächtigen Augenbrauen, die fein geſchnittene Naſe, die rothen Lippen und das runde Kinn zeigen eine äußerſt anmuthige zarte Schönheit. Es ſpricht aus dem Geſichte eine feine Würde, friſche Heiterkeit und ſinnige Klugheit. Die hellen braunen Augen ſchauen ſo unbefangen aus und fixiren doch jeden, der ſie betrachtet. Von den Lippen ſcheinen die tiefſten Klänge des Herzens wie die Worte des Witzes und Spottes zu fließen. Die Züge ſind rein und feſt. Man erkennt, daß dieſe Frau leidenſchaftlich fühlen kann und noch an die Ideale des Lebens glaubt. Sie iſt in der franzöſiſchen Tracht der Frauen ihrer Zeit, die Haare ſind gepudert, hoch aufgerichtet, mit Bändern durchſchlungen, Hals und Arme blendend weiß. Roslin hat das Bild in ſeiner beſten Zeit gemalt. Er iſt in der Kunſtwelt mehr durch ſeinen Fleiß in Ausführung von Gewändern und Spitzen bekannt, aber mit dieſem Bilde hat er ein vortreffliches Portrait geſchaffen. Es wurde 1782 von dem Kupferſtecher Bartolozzi in der punktirten Manier geſtochen. Eine kleine Copie auf Elfen-

bein gemalt, hat Chriſtine 1778 ihrem Manne in das Lager geſchickt und dazu die Worte geſchrieben, welche in dieſem Buche angeführt ſind. Ein drittes kleines Bild als Medaillon auf Pergament gemalt, iſt aus dem Jahre 1795, als Chriſtine nach zweijähriger Wanderſchaft in die Heimat zurückkehrte. Sie iſt alt und ſtark; das Haar, welches unter einer Haube in dichten Locken herabfällt, ſpielt ſchon ſehr in's Graue. Die Augen haben den alten innigen, zugleich ſchlauen und gutmüthigen Blick behalten, aber die Züge haben einen behäbigen Ausdruck. Man ſieht, daß dieſe Frau über alles ernüchtert iſt und ausgeträumt und ausgehofft hat. Charakteriſtiſch ſind ihre kleinen, zarten Hände. Ihr Ehering, der noch aufbewahrt wird, dürfte nicht leicht an einen anderen Frauenfinger paſſen. Die Bildchen ſind wie eine Büſte von Jakob Adam und mehrere in Wachs pouſſirte Portraits ohne künſtleriſchen Werth. Wir haben einen Abdruck des Roslin'ſchen Bildes dem Buche beigefügt, weil das die Frau iſt, wie ſie ſich in Briefen darſtellt, voll Würde und Zurückhaltung, voll Liebreiz und Verſtand.

Wenn man von den Frauen des 18. Jahrhunderts ſpricht, ſo denkt man gewöhnlich an die verworfenen Frauen am Hofe Ludwig's XV. oder Auguſt's II. von Sachſen. Man erinnert ſich der leichtſinnigen Abenteurerinnen, die in München, Stuttgart und Heidelberg ſo übel gewirthſchaftet haben, vielleicht der ſtillen

bürgerlichen Hausfrauen, die Geld und Gut zusammenhielten, in der Bibel lasen und ihre Kinder erzogen. Aber das 18. Jahrhundert, besonders die zweite Hälfte ist reich an ausgezeichneten Frauen. Sie haben leidenschaftlich gefühlt, gedacht, aber es war ihnen ernstlich um Bildung, um ein edles Wollen, um die volle Tugend der Seele zu thun. Man denke an Sophie Charlotte von Preußen, an die Herzogin Amalie von Weimar, an die lebendige „Frau Rath", an die brave Mutter Schiller's, an Maria Theresia, an Marie Antoinette und nun auch an Christine von Oesterreich.

Was hat diese Frau für ein bewegtes Leben geführt! Am Hofe Maria Theresia's mitten in Prunk und Ueberfluß einfach erzogen, vermählte sie sich mit einem deutschen Fürsten, der nichts mit sich brachte als sein frisches Gesicht, eine reiche Bildung, einen guten Willen und ein Herz voll Güte und Liebe. Sie konnte an eine Krone denken; drei ihrer Schwestern wurden souveraine Fürstinnen, aber sie zog es vor, nach ihrem Herzen zu heirathen und das Glück im Verkehr mit einem edlen Manne zu suchen. Als junge Frau wurde sie an die Spitze eines Landes gestellt, von dessen Gesetzen und Sitten sie wenig wußte, das in Cultur und Staatsform kaum aus dem Mittelalter herausgetreten war. Im Vergleich zu dem geselligen Leben in Wien und Paris mußte sie sich in dem Schlosse zu Preßburg wie eine gefangene Prinzessin vorkommen. Aber der

Adel hatte ſich in die öſterreichiſche Herrſchaft gefügt, das Volk war bei aller orientaliſchen Wildheit ruhig und gutmüthig. Ihr Mann leitete die Regierung mit ſolcher Klugheit, daß ihm die Kaiſerin wie die Nation ihre Anerkennung zollten. Chriſtine erfuhr in Ungarn Huldigungen und Ehren, wie ſie die Edelleute ihren Königen dargebracht hatten und wie nur Maria Thereſia ſie wieder erfahren. Das Glück ebnete ihre Bahn, in ihr war Jugend und mit der Jugend der leichte Genuß, die Freude und die Hoffnung. Mit welcher friſchen Empfänglichkeit nahm ſie die Eindrücke der italieniſchen Reiſe auf! Ihr Gemüth fand Befriedigung in dem Verkehr mit ihren Verwandten, ihr Geiſt Anregung in der Beobachtung von Charakteren und Zuſtänden, ihr Wiſſen wurde bereichert durch die Anſchauung der Kunſtwerke alter und neuer Zeiten. Es kam dann die Zeit der Trennungen. Sie war das erſtemal von ihrem Gemahle entfernt, ſah ihn Krankheiten und den Gefahren eines Krieges preisgegeben, und was für ſie der größte Schmerz war, ſie verlor ihre Mutter. Zwei Jahre nachher ſchrieb ſie: „Es gibt Uebel und Kummer, über welche uns nichts tröſten kann; ſo der Tod meiner angebeteten Mutter; die Zeit hat den Schmerz ſtatt ihn zu mildern vermehrt; ich denke immer daran und weine in derſelben Verzweiflung wie in dem unglücklichen Jahre 80, wo ſie mir entriſſen wurde.“ Von nun an legte ſich über ihr Leben Wolke an Wolke. Sie kam nach Belgien. Mit

allen Hoffnungen, mit dem beſten Willen betrat ſie das ſchöne Land. Sie baute Schlöſſer, legte Gärten an, gewöhnte ſich an die Geſellſchaft und verbreitete Segen, wo ſie konnte. Joſeph's Stürmen und Drängen rüttelte die Nation aus ihrer tiefen Ruhe auf. Das neu erwachte politiſche Leben richtete ſich von der Strömung der Zeit fortgeriſſen, gegen den Thron. Chriſtine mußte aus dem Lande fliehen. Täuſchung, Unmuth und Bitterkeit kam über ſie. Sie fühlte ſich verkannt, vereinſamt. „Ihre junge Tochter", ſchrieb Chriſtine an Eleonore Liechtenſtein, „iſt ein junger Baum, welcher durch die zärtliche Sorgfalt der Mutter eine ſichere Stätte hat, während ich ein alter Baum bin, deſſen Wurzel ausgeriſſen iſt und der als unnütz in's Feuer gehört; ſo, glaube ich, faßt mich die Welt auf." Noch einmal leuchtet die Hoffnung in ihr auf, als Kaiſer Leopold mit ſo ſicherer Hand die Gefahren zertheilte und die Ordnung herſtellte. Sie kehrt nach Belgien zurück, aber die alten Bande ſind zerriſſen. Sie findet nur Kälte und Widerſtand. Während die Revolution ihre erſten Heere ausſendet, ſtirbt Leopold, dem ſie ſich ergeben, auf den ſie gebaut. Sie iſt von nun an wie auf unſicherem Fahrzeug mitten im Sturm. Der neue Fürſt wendet ſein Vertrauen ab, ihr Mann ficht an der Grenze, die Feinde ſiegen und ſtürmen in's Land. Sie flieht zum zweiten Male. Das Kriegsglück wird auf jenem Boden noch oft verſucht, aber Chriſtine kehrt nicht mehr zurück. Sie

und ihr Gemahl irren ohne Haus und Heim von Land zu Land, bis sie in der Heimat zwar nicht die Stätte der Ruhe, wohl aber die Stätte des inneren Friedens wieder finden.

Fünfzig Jahre eines Lebens! Es ist durch ein Jahrhundert von uns getrennt, aber wir kennen den verfallenen Bau der alten Kultur, des alten Staates, wir kennen die Ideen, welche mit weltbezwingender Kraft aufwuchsen, und die Erschütterungen der nachfolgenden Zeit im Schlag einer jeden Welle. Christine stand im Licht und Schatten dieser zwei Zeitalter. Ihre Briefe legen uns die innere Entwickelung deutlich dar; sie gewähren einen Blick in ihre Lebensanschauungen und in die Denkart über die wichtigsten Interessen der Menschheit. Wir wissen recht wohl, daß man in Briefen nur zerstreute Lichter eines Charakters findet, aber der aufmerksame Beobachter verbindet diese Züge zu einem vollständigen Bilde, wie der Portraitmaler in der Betrachtung eines Antlitzes den Kern und Wandel des inneren Lebens erfaßt.

Christine hatte treffliche Aeltern, aufrichtige Freunde und treue Diener. Geburt und Erziehung gewährten ihr alle Vortheile, welche Stand und Reichthum für die Bildung des Geistes und feine Lebensformen geben können. Sie hatte vortreffliche Anlagen und konnte sie ungestört entfalten. Von der Bildung der Zeit nahm sie die besten Erkenntnisse auf, aber der innerste Grund

ihrer Perſönlichkeit war die Ausprägung einer reinen Sittlichkeit. Durch das Beiſpiel ihrer Mutter hatte ſie einen Abſcheu vor allem Gemeinen, vor allem Schlechten gewonnen. Sie arbeitete an ihrer Veredlung Stufe für Stufe. Die Lebensregeln, die ihr einſt ihre Mutter mitgegeben, hat ſie getreu befolgt. Sie floh ſchlechte Handlungen, ſchlechte Gedanken; niemals duldete ſie um ſich eine Verläumdung, eine kleinliche Kritik der Handlungen anderer. Ihre Seele war in Zucht und Schranken gebildet; deßwegen forderte ſie Ehrbarkeit von Männern und Frauen, von Miniſtern und Dienern. Sie haßte die Lüge und alle Eitelkeit und wollte keinem anderen Mann gefallen, als dem ſie ſich in Liebe ergeben. Noch im Angeſichte des Todes konnte ſie ihrem Manne ſagen: „Nicht einmal in Gedanken habe ich aufgehört Dich zu lieben.“ Im Anfange ihrer Ehe war dieſe Liebe nur eine freundliche wohlthuende Neigung in Vertrauen und Gefälligkeit erwachſen; im Zuſammenleben ſteigerte ſich dieſe Neigung zu einer Leidenſchaft, die ihr ganzes Weſen durchdrang und die noch am Abend ihres Lebens einen hellen Glanz in ihrer Seele zurückließ. Das Glück Kinder zu haben, ſich an ihren Spielen zu erfreuen, ihr Wachsthum zu überwachen und darin die eigene Jugend aufdämmern zu ſehen, war ihr verſagt. Sie hat nur ein Mädchen zur Welt gebracht, das kaum einen Tag lebte. Später vereinigten ſich alle Strahlen ihrer Seele in der mütterlichen Zärtlichkeit für den

Erzherzog Karl. Sie erfreute ſich ſeines Geiſtes, ſeiner Tapferkeit und der Anerkennung, die man ihm zollte, als wenn er ihr eigenes Kind geweſen. Glück und Unglück hat mannichfach auf ſie gewirkt; beides erfaßte ſie tief, letzteres vielleicht tiefer, ſie lernte ſich beherrſchen, abſchließen, ſie lernte entſagen, aber kein Unglück konnte ſie zerrütten oder auch nur ein Stäubchen von den Farben ihrer Seele abwiſchen. Mit all' dieſen glänzenden Eigenſchaften war ihr wie jeder Frau auch ein Maß weiblicher Schwächen zugemeſſen. In jungen Jahren ſprach ſie über Menſchen und Dinge ein vorſchnelles Urtheil aus; ſie wandte ſich raſch ab, wenn ihr ein Wort, die äußere Erſcheinung eines Menſchen nicht gefiel. Sie erfuhr nicht gern einen Widerſpruch. Sie hatte eine heftige Gemüthsart, viel Neigung zur Intrigue, wenig Vorſicht und Schweigſamkeit. Ihr Mann hatte in dieſer Hinſicht viel zu glätten und abzuwehren. Ihr Ehrgeiz war kein anderer, als der ſich mit der Macht und dem Recht, mit dem ſie durch Geburt und Stellung ausgeſtattet war, vertragen konnte. Eine kurze Zeit reizte ſie der Beifall der Menge, aber bei der erſten Probe lernte ſie den hohlen Klang desſelben kennen. Mit der Zeit verflüchtigten die meiſten Schwächen. Ein gut Theil der Veredlung ging von ihrem Gemahle aus. Man meinte in den erſten Jahren ihrer Ehe, ſie würde ihn ganz beherrſchen. Ihre Natur wie die Geſchichte ihres Bündniſſes ſchien dafür zu ſprechen.

Aber in ihrer grenzenlosen Liebe löste sich alle Eigenmächtigkeit ihres Wesens auf. Der scharfe Verstand ihres Mannes, sein gerechter edler Sinn, seine weise Ruhe klärten ihre Ueberzeugungen, und in der zweiten Hälfte ihres Lebens wurde sie ganz die hingebende schmiegsame Frau. Ihre religiöse Gesinnung wurzelte in dem frommen innigen Glauben und in der werkthätigen Liebe. Die Philosophie der Zeit hat an ihrem Glauben nicht gerüttelt. So sehr sie für die weltliche Hoheit ihres Hauses eingenommen war, sie mißbilligte die meisten kirchlichen Reformen Joseph's II., besonders die Eingriffe in den Kultus der katholischen Kirche. „Wir haben jetzt zwei Päpste", sagte sie, als Joseph die ersten kirchlichen Neuerungen erließ. Dabei nahm ihr klarer Sinn doch Anstoß an so vielen Mißbräuchen und an dem Aberglauben, wie er nur zu häufig im Volke vorkam und vom Klerus begünstigt wurde. In ihren Briefen kommt manches freie Urtheil über die Ausstattung des Gottesdienstes, über Processionen u. a. vor. Ihr Beichtvater hatte keinen anderen Einfluß, als zu dem ihn sein Amt berechtigte; in politischen und familiären Verhältnissen wurde er nie gefragt, nie gehört. Ohne Zweifel war sie die reich begabteste Tochter Maria Theresia's. Sie überragte an Talent und Kenntnissen ihre Schwestern in Neapel und Parma, selbst Marie Antoinette. Ihre Bildung hatte viel Lücken, aber sie war bestrebt, sie durch Anschauung und Lectüre zu

ergänzen. Ihr Geiſt freute ſich an der Natur und empfand die Poeſie einer friſchen Landſchaft oder der Waldeinſamkeit. In ihren glücklichen Jahren in Belgien hat ſie alle geſelligen Freuden der Welt getheilt. Sie hatte Sinn für die großen Feſtgelage in Brüſſel, für die prächtigen Jagden in Mons, wo die Männer in den Wald ritten und die Hunde den Hirſch jagten. Ihre politiſche Anſchauung war auf den Grund der Thereſianiſchen Zeit aufgebaut, aber ſie vertheidigte die alten Formen des Staats nicht unbedingt. Sie theilte weder den Freiſinn noch den Abſolutismus Kaiſer Joſeph's. Der ſtändiſchen Bewegung in Belgien erkannte ſie anfangs ein gewiſſes Recht zu und war ſelbſt einer größern Beſchränkung der herkömmlichen Herrſchergewalt geneigt. In Kaiſer Leopold, in ſeiner ruhigen mäßigen Art, in der er die öffentlichen Dinge behandelte, fand ſie die Politik ihrer Mutter und ihre eigenen Ideen wieder. Sie haßte die Revolution nicht bloß wegen der Zerrüttung des alten Staatsweſens, ſondern in ihren zerſetzenden geſellſchaftlichen Grundſätzen und zumeiſt in ihrem Angriff auf die alte Ordnung der Reiche und Völker. „Ich bete zu dem Allmächtigen", ſchrieb ſie 1795 an Franz II., „daß er unſerer Armee den Sieg verleihe; möchten dieſe räuberiſchen, mörderiſchen Horden der Feinde zurückgeworfen werden, damit ſie der Civiliſation nicht noch mehr Uebles zufügen können weder durch ihre Waffen, noch durch ihre hölliſchen Maximen

und Syſteme.“ Nachdem in den Stürmen der Zeit die alte Staatsmaſchine ſich ſo kraftlos gezeigt hatte, ließ ſie den Joſephiniſchen Beſtrebungen zur Kräftigung der Staatsgewalt mehr Anerkennung zu Theil werden; ſpäter ließ ſie alle Vorliebe für ſtändiſche Einrichtungen und ſtändiſche Rechte fallen. Das Volk erſchien ihr wie die weite offene See, tief, unergründlich, entweder in friedlicher Bewegung oder von den furchtbarſten Stürmen aufgewühlt. Für das allgemeine Menſchenthum und die überſtürzenden humaniſirenden Richtungen ihrer Zeit hat ſie nie geſchwärmt; aber ſie hatte ein warmes Mitgefühl für das Volk und deſſen bedrängte Zuſtände. Als ſie auf ihrer erſten Rundreiſe in Belgien in dem fruchtbaren reich bevölkerten Lande ſo viel Elend ſah, ſchrieb ſie: „Wenn man allen dieſen Armen nach ihren Fähigkeiten Arbeit geben, wenn man ihre Exiſtenz ſichern könnte, daß jeder, groß und klein, alt und jung im Stande wäre, das zu verdienen, was er braucht!“ Sie hat den Betrübten Troſt, den Bedürftigen Hilfe geſpendet wo ſie konnte. Welche Summen wurden in Ungarn, in Belgien für milde Stiftungen, für einzelne und ganze Gemeinden ausgegeben! In Wien ſtreckte ſie einſt zwei Kaufleuten, die unverſchuldet dem Bankerott nahe waren, 20- bis 30.000 fl. ohne Hypothek vor. In ihren letzten Lebenstagen ließ ſie den Grundrichter von Mariahilf kommen und gab ihm eine Anweiſung auf 20.000 fl., um einen Brunnen graben zu laſſen,

weil es der Vorstadt an Wasser fehlte. Die Inschrift am Brunnen nennt noch ihren Namen. Viel mehr als in Wien war sie von dem Volk in Belgien und Ungarn gekannt und geliebt. In Preßburg wird die Sage fort-erzählt, daß Christine in den Ruinen des alten Schlosses fortlebe und jeden Morgen vom Thurm eine weiße Taube nach Wien ausfliegen lasse.

Herzog Albert war nur wenige Jahre älter als Christine, aber seine Persönlichkeit war von Natur aus ruhiger, bedächtiger, mehr in sich abgeschlossen. Auch an Kenntnissen und politischer Bildung war er seiner Frau weit überlegen. Maria Theresia hat diesen ehren-haften festen Charakter in jungen Jahren erkannt; sie hat dem Prinzen Ehren und Güter zugewiesen, wie er sie bei seinem Eintritt nach Oesterreich nie geträumt hatte. Aus seiner Heimat brachte er ein ausgebreitetes Wissen, eine Vorliebe für geistige Thätigkeit und eine gesunde, vorurtheilsfreie Lebensanschauung mit. Im siebenjährigen Krieg hat er den Degen ganz tapfer ge-führt. Die Stellung in Ungarn behauptete er mit viel Klugheit und Würde. Die ungarischen Herren waren mit seiner Verwaltung sehr zufrieden. Der Primas Batthiany, Graf Festetics, Joseph Eßterhazy u. a. schrieben ihm nach Belgien, wie sehr sie ihn vermißten. Wie er Men-schen und Zustände scharf zu beobachten wußte, wie er die Kraft oder Schwäche einer Regierung im Bau der Verwaltung wie im Wohlstand eines Volkes rasch er-

kannte, davon zeigt jedes Blatt ſeiner Berichte über die italieniſchen Höfe. Niemand hat vielleicht in jenen Jahren die Perſönlichkeit Kaiſer Joſeph's, ſeine politiſchen Beſtrebungen tiefer erfaßt und mehr verſtanden als Herzog Albert. Zur Zeit Maria Thereſia's haten beide viel miteinander verkehrt, in der Hofburg zu Wien wie auf den einſamen Wegen durch die ungariſchen Pußten. Der Herzog war von demſelben Geiſte genährt, in der gleichen doctrinären Richtung gebildet, aber er war nie ſo ſanguiniſch in ſeinen Hoffnungen und hing niemals ſo ſtarr und zähe an ſeinen Principien wie Joſeph. In Belgien ſuchte er mit vieler Thätigkeit und großem Amtseifer zu wirken. Es iſt erzählt worden, wie wenig Macht ihm der Kaiſer gelaſſen hat, wie ſein Rath nicht gehört wurde und wie er dann ſelbſt von den Wogen hin- und hergetrieben wurde. Die Politik ſeiner Frau war eigentlich ſeine Politik, ihre Regierung eine gemeinſchaftliche. Er hat auf ſeine Frau und auf alles was ſie gethan, einen beſtimmenden Einfluß genommen. Mehrere ihrer Briefe, welche politiſche Berichte und Rathſchläge für Kaiſer Joſeph und Leopold enthielten, waren von Albert entworfen. Vor der Revolution war er wie Leopold der Meinung, daß ſich mit ſtändiſchen Körperſchaften, die mit Rechten und Freiheiten über alles Maß ausgerüſtet ſeien, recht wohl regieren laſſe. Die praktiſche Erfahrung, die er in Belgien machte, die Erkenntniß der Elemente, die in der Tiefe brauſten

und von den Ständen nicht beherrscht werden konnten, dämpften seine Meinung auch in dieser Richtung. Er verlangte eine Regierung in Klarheit, Ordnung und Festigkeit, und diese war in den wirren Zeiten, wo von dem alten Bau der Staaten Stein nach Stein abfiel, nicht zu finden und schwer zu begründen. Was ihn auszeichnete war sein politischer Blick über die zusammenhängenden Interessen der europäischen und vor allem der deutschen Welt. Er mußte von der preußischen Politik während der belgischen Unruhen und der Feldzüge 1792 und 94 viel Unbilden erfahren, aber er behielt die Meinung, daß nur in der Vereinigung von Oesterreich und Preußen eine Gewähr des Friedens und des öffentlichen Rechtes zu suchen sei. Er war in jeder Ader ein deutscher Fürst, und die Freiheit der deutschen Nation, der unverletzte Bestand des Reiches wurde bei ihm politisches Gebot. Zweimal hat er dafür gekämpft: einmal als österreichischer General an der belgischen Grenze, das zweite Mal am Rhein als deutscher Feldherr. Mit Betrübniß schied er vom Kampfplatze und mit tiefem Schmerz sah er die immer tiefer gehende Zerrüttung und den allmähligen Sturz des Reiches. Im Krieg war er nicht glücklich. Seine besten Thaten sind 1792 das Gefecht bei Maubeuge und die Belagerung von Lille, 1794 der Uebergang über den Rhein und der Angriff auf die Franzosen am Rehbach; seine schlimmsten Tage waren die Schlacht von Jemappes und der Verlust

des Forts von Mannheim. Die Kriegsgeſchichte hat über die Feldzüge von 1792 und 94 ihr Urtheil geſprochen. Der Herzog war beidemal von den Operationen der großen Armee und dem Wechſel der preußiſchen Politik abhängig. Aus ſeinen Memoiren kann man aber doch herausleſen, daß er mehr zu einer Organiſirung als zur Führung einer Armee geeignet war. Es fehlte ihm die friſche Energie des Handelns. Bei jeder Unternehmung berechnete er zu ſehr die Schwierigkeiten; nur ungern trat er mit beſtimmten Meinungen hervor und ſcheute jedes kühne Wagniß. Es lag dies in ſeiner Natur. Es war keine ſchöpferiſche Kraft in ihm, aber viel Empfänglichkeit und Beobachtungsgabe.

Seine Freunde rühmten ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſeinen Freimuth. In ſeinen Schriften erkennt man eine gereifte tüchtige Geſinnung, eine ſtrenge Wahrhaftigkeit und die ſtete Rückſicht auf das Gemeinwohl. In ſeinem Aeußeren zeigte er etwas Sanftes, eine ungekünſtelte Würde, Ruhe und Gleichmuth in allen Begegniſſen. Er konnte wie Marc Aurel von ſich ſagen: „Mögen Andere ihre Freude haben wie ſie wollen; meine Freude iſt, wenn ich eine geſunde Seele habe, ein Herz, das keinem Menſchen zürnt, nichts Menſchliches ſich fern hält, ſondern alles mit freundlichem Blick anſieht und aufnimmt, und jedem begegnet, wie es ihm gebührt.“ Die Bilder, welche den Herzog in der Jugend darſtellen, zeigen ein friſches, helles Geſicht mit blonden Haaren,

blauen Augen, eine lange Nase und ein langes Kinn. Von einem unmäßigen Begehren, von Leidenschaften ist darin nichts zu lesen. Auf den Bildern aus späteren Jahren erscheinen seine Züge ebenso regelmäßig, ruhig und mehr durchgeistigt. Im hohen Alter ist sein Gesicht gedehnt, trägt aber eine Milde und Hoheit in sich, daß man es gerne ansieht.

Nicht leicht hatte ein Fürst jener Zeit einen solchen doctrinären Fleiß, so ausgezeichnete Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft wie Herzog Albert. Ueber alle seine Schriften hielt er genau Buch, seine Memoiren sind so geordnet und korrekt, daß man sie sogleich dem Druck übergeben könnte. Er las nicht viel aber gründlich, am liebsten militärische und geschichtliche Werke. Seine Bibliothek umfaßte 30.000 Bände und darunter die besten Werke aller Zeiten und Nationen. Er verstand Sinn und Bedeutung der großen, monumentalen Werke, der Plastik und Malerei. Sein Haus, das er von 1801 bis 1804 umbauen ließ, schmückte er mit Bildern und Statuen. Einen großen Theil seiner letzten Lebenszeit widmete er dem Genusse der von ihm aufgehäuften Kunstschätze. Seine Sammlung von Handzeichnungen ist wegen ihrer Vollständigkeit die erste Europa's und jedem Kunstfreunde bekannt. Kein namhafter Künstler ging durch Wien, ohne sich dem Herzog vorstellen zu lassen. Wie viel junge und arme Künstler erfreuten sich seiner Unterstützung. Er kaufte von ihnen Zeichnungen und Bilder

um Summen, die ihren Werth um das Zehnfache überstiegen. Namentlich beschäftigte er sächsische Landschafts- und Genremaler. In seiner Sammlung sind so viel Zeichnungen von sächsischen Städten, Schlössern und Dörfern, daß man bei einer Durchsicht ein Bild von Sachsen im 18. Jahrhundert gewinnen kann. Die Stadt Wien hat dem Herzog das schöne Grabdenkmal der Erzherzogin Christine in der Augustinerkirche zu danken. Er bestellte es bald nach dem Tode seiner Frau bei Canova, der vor den Franzosen aus Rom geflohen war und eine Zeit in Wien verweilte. Im Jahre 1805 wurde das Monument aufgestellt. Es hat 20.000 Dukaten gekostet, aber es ist den Preis werth. Die Gruppen sind vortrefflich gemeißelt, die Figuren außerordentlich lebendig. Das Denkmal für Canova in der Kirche bei Frari zu Venedig ist ganz nach dem Muster des Wiener Denkmals ausgeführt. Wir würden nicht fertig werden, wollten wir hier der Geldopfer des Herzogs für den Staat oder seiner Mildthätigkeit für die milden Stiftungen in Wien und in der Provinz gedenken. Man kann sich nur wundern, wie bei der Zersplitterung der Geldkräfte sein Besitz erhalten werden konnte.

Zu einer öffentlichen Thätigkeit kam der Herzog seit seinem Austritte aus der Armee 1794 nicht mehr, obwohl er die Neigung dazu hatte. Nach dem Tode seiner Frau erlosch auch die Lust in ihm, irgendwie im öffentlichen Leben thätig zu sein. Der österreichi-

schen Armee blieb er Zeitlebens mit voller Seele zugethan. Das Regiment Sachsen-Kürassiere, das ihm einst Maria Theresia verliehen hatte, führte seinen Namen fort und der Herzog freute sich an jedem Gefecht, welches das Regiment bestand, wie an der Waffenthat des einzelnen Reiters. Noch im Alter verließ er öfters seinen bequemen Wohnsitz und reiste nach Böhmen oder Ungarn, um das Regiment zu besichtigen. Beim Wiener Congreß führte er es noch einmal den Monarchen vor. Seine Memoiren hat er nicht mehr fortgesetzt. Nur kurz zeichnete er die Ereignisse von 1801, 1805 bis 1815 auf. Die Kämpfe der Zeit scheuchten ihn noch oft aus seiner behaglichen Ruhe auf. 1801 folgte er dem Kaiser zu einer Revue der ungarischen Insurrection bei Neustadt, dann der böhmisch-mährischen Legion bei Budweis. 1803 war er schwer krank und gebrauchte die Kur in Baden, 1804 ging er auf seine Güter in Ungarn, bekam das Fieber und kehrte krank nach Wien zurück. Den Krieg von 1805 hat er wie der Erzherzog Karl widerrathen. Er sagte den schlechten Ausgang und den schlechten Frieden voraus; den General Mack kannte er von alten Zeiten her zu gut und wußte, wie er in die Höhe gekommen war. Während der Schlacht von Austerlitz wohnte er mit der Kaiserin im Schloß Friedek in Schlesien. In seinem Wiener Palais hat einige Tage Murat gewohnt. 1806 und 8 besuchte der Herzog seine Verwandten in Dresden; auch mit seinem Bruder Clemens

kam er nochmals in Salzburg zuſammen. Im ſelben Jahre ging er zur Krönung der Kaiſerin Marie Louiſe nach Preßburg. Das ſchöne Schloß, wo er ſo glückliche Tage verlebt hatte, war in eine Kaſerne verwandelt; Gänge und Gärten lagen verwüſtet. Bald nachher brannte das Schloß ab und iſt ſeitdem in Ruinen. 1809 als die Franzoſen zum zweiten Male nach Oeſterreich kamen, reiſte der Herzog mit dem Hof nach Ofen, und feierte dort den Ehrentag von Aspern. In ſeinem Schloſſe Altenburg wurden die erſten Conferenzen für den Frieden gehalten. All' die Schläge, welche das alte, ehrwürdige Oeſterreich in jenen großen Kämpfen getroffen, hat er erlebt und damit alles Leid erfahren, welche dieſe Demüthigung auf ein ſtolzes Gemüth, auf einen alten Soldaten üben mußte. Aber er erlebte auch die Befreiungskriege, Oeſterreichs Siege und Ehren und den Untergang Napoleon's, deſſen militäriſche Kraft er bewunderte, deſſen Menſchenverachtung ihm Abſcheu einflößte und den er als den Feind der europäiſchen Ordnung vom Grund des Herzens haßte.

Dem Erzherzog Karl bewahrte Albert das Vertrauen, um das ſeine Frau in ihren letzten Tagen ihn gebeten hatte. Der Erzherzog kam, als er nach der Schlacht von Wagram ſeinen Degen niedergelegt hatte, zu ihm nach Teſchen und ſpäter nach Wien. Beide lebten hinfort unter einem Dach, an einem Tiſch im freundlichſten Verkehr. Es war Albert noch vergönnt,

den Erzherzog in seinem häuslichen Glücke zu sehen, von dem Christine in frühen Jahren geträumt hatte. Erzherzog Karl führte 1815, nachdem er im großen Krieg den Oberbefehl in Mainz übernommen hatte, aus Deutschland eine junge Frau heim, die liebenswürdige geistvolle Prinzessin Henriette von Nassau. Sie hatte am Tag nach der Hochzeit aus Weilburg an den Herzog Albert geschrieben [1]) und ihn um sein Wohlwollen und Vertrauen gebeten. Albert blieb der jungen Fürstin besonders zugethan. Man erinnert sich noch in Wien, wenn im Augarten der erste Mai gefeiert wurde und der alte Herr die schöne junge Frau durch die Volksmassen führte. Es dämmerten ihm dabei die schönsten Erinnerungen seines Lebens auf. Der Herzog genoß noch die Freude, die ersten Kinder dieser glücklichen Ehe zu sehen.

Das Alter zehrte allmählich seine geistigen und physischen Kräfte auf. Er wurde 84 Jahre alt und verschied ruhig und sanft 1822, den 10. Februar. Die österreichischen Blätter brachten kein Wort über das Leben und Wirken dieses Mannes, der durch lange Jahre Oesterreich in Ehre und Treue gedient hatte. Er war der Welt und die Welt ihm fremd geworden. Nur wenige bewahrten das Andenken an sein reiches Leben, an seinen hohen Geist und edlen Sinn, am

[3]) 18. September 1815.

meiſten der Erzherzog Karl und ſeine Familie, die in das Erbe der Erzherzogin Chriſtine eintraten.

In der Kapuzinergruft ſind um das Denkmal Maria Thereſia's in einer Halle die meiſten ihrer Kinder im Tode verſammelt: Die Erzherzoginnen Johanna und Joſepha, Iſabella von Parma, Joſepha von Baiern, Erzherzog Karl, K. Leopold II., zu Häupten Maria Thereſia's Marie Chriſtine, zu ihren Füßen Joſeph II., links am Eingange Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Ich beſuchte die Gruft das letztemal am 1. Mai 1861, während über der Erde ein Brauſen und Wogen durch die Stadt rauſchte und der Kaiſer die ſtolzen freudigen Worte zu den Vertretern ſeines Volkes ſprach. Ein Schwall von hiſtoriſchen Bildern und Erinnerungen an Fürſten und Völker kam über mich. Auf dem einfachen ſchmuckloſen Sarge Joſeph's II. lag ein halb vertrockneter Blumenkranz. Von wem? fragte ich den Kapuziner. Er antwortete: „Eine Bürgersfrau hat hier gebetet und den Kranz niedergelegt.“ —

XII.

Briefe.

1.

Lettre de l'Impératrice Marie Thérèse à l'Archiduchesse Christine. 1766.

Ma chère fille! Vous voulez, que je vous donne un conseil sur votre futur état; comme il y a tant de livres qui traitent cette matière, je ne veux pas entreprendre de répéter ce qu'ils disent. Vous savez, que nous autres sommes sujettes à nos maris: que nous leur devons obéissance, que notre seul but en tout doit être notre époux, de le servir, de lui être utile et d'en faire notre père et meilleur ami. Si même les exemples en font voir malheureusement le contraire, je ne saurais vous dispenser de votre devoir. Vous prenez par inclination votre époux: c'est par cette raison seule, que j'ai fait votre établissement. Vous le connaissez, vous avez tout lieu d'espérer d'être heureuse autant qu'on peut l'être dans ce monde.

Tâchez de mériter la bénédiction divine par une vie chrétienne, en donnant aux autres l'exemple par vos charités, vos dévotions, par une conduite réglée et par une modeste retenue que vous observerez partout. C'est vous qui devez donner le ton, et je suis persuadée, que vous le donnerez, en étant bien capable.

Vous avez d'agrément et d'attachement; mais gardez-vous de pousser ces vertus et belles qualités à outrance. Je dois d'autant plus vous en prévenir, qu'aimant

tendrement votre époux, vous pourriez tomber dans un excès, qui pourrait lui devenir à charge: point d'autant plus délicat, puisque c'est l'écueil ordinaire, contre lequel échouent les femmes tendres et vertueuses, et qui se marient par inclination. Plus vous ménagerez même vos caresses innocentes, plus vous vous ferez rechercher. Dans le siècle d'aujourd'hui surtout, on ne veut pas de gêne, et les mauvais exemples gagnent au point, qu'on ose paraître sans honte sur ce pied. Plus vous laisserez de liberté à votre époux, en exigeant le moins de gêne et d'assiduité, que vous pourrez, plus vous vous rendrez aimable: il vous cherchera et s'attachera à vous.

Ce qui doit faire votre principale étude, c'est qu'il trouve toujours dans vous la même humeur, les mêmes complaisances, les mêmes prévenances. Tâchez de l'amuser, de l'occuper, pour qu'il ne se trouve pas mieux ailleurs. Pour vous attirer sa confiance, vous devez avoir soin de la mériter par toute votre conduite et discrétion. Que jamais aucun soupçon n'entre dans votre coeur: plus vous laisserez de liberté à votre époux, et lui marquerez sur ce sujet vos sentiments et votre confiance, plus vous vous l'attacherez. Tout le bonheur du mariage consiste dans la confiance et complaisance mutuelle: le fol amour se dissipe bientôt; mais il faut s'estimer et s'être utile réciproquement: il faut être vrai ami l'un de l'autre, pour être heureux dans l'état de mariage, pour pouvoir supporter les revers de cette vie et pour faire son salut: objet le plus essentiel et unique, en quelqu'état qu'on se trouve. Je ne crains à cet égard, que le trop qui pourrait influer dans votre bonheur commun. Je vous ai vue jalouse de vos amies;

gardez-vous de l'être de votre mari: ce serait le moyen de l'éloigner. Ne le badinez jamais sur ce point: de la badinerie on vient aux reproches, l'aigreur s'en mêle, l'estime mutuelle et la douceur de la vie s'enfuit, et l'aversion s'ensuit. Plus vous marquerez de confiance à votre mari, sans vouloir le gêner en rien, plus il vous restera attaché.

Quel bonheur de retrouver toujours chez soi une épouse aimable, occupée à fair le bonheur de son époux, à l'amuser, à le consoler, à lui être utile: qui ne prétend jamais le gêner, le laisse toujours venir, se contente de ses assiduités et se trouve heureuse à s'en occuper! Ne fut-ce pas même d'abord reconnu, vous en verrez l'effet dans la suite.

Tous les mariages seraient heureux, si l'on suivait cette marche. Mais tout dépend de la femme, qui doit garder le juste milieu, tâcher de gagner l'estime et la confiance de son mari, n'en abuser pas, ni n'en faire jamais parade, ni ne vouloir le commander. Votre situation à cet égard est aussi délicate, qu'était la mienne. Jamais ne lui faites sentir votre supériorité, rien ne coûte, quand on aime bien et raisonnablement: je suis tranquille sur ce point.

Aucune coquetterie, aucune vanité ne vous est permise: n'écoutez là-dessus personne, montrez-leur, que vous êtes au dessus de ces fadaises: à l'égard d'une femme mariée tout est d'importance, et rien n'est léger. Soyez habillée modestement: à une femme mariée il n'est plus permis ce qu'on passerait à une fille, et les autres renchériraient d'abord sur votre exemple.

N'ayez pas de confidente: c'est votre mari seul, qui doit l'être, et je n'en veux pas d'exception pour moi-même, pour ne vous pas accoutumer à me faire de confidences. Vous avez assez d'esprit et de talents, si vous voulez en faire usage pour vous rendre heureuse; d'autant plus que le caractère et la conduite de votre époux doit vous rassurer de l'avenir plus que tout autre, si vous ne troublez pas vous-même votre heureuse situation.

Il faut tâcher d'appliquer et occuper toujours votre époux, seul moyen de ne pas tomber dans le vice. On goute d'autant plus de plaisirs, si l'on use avec modération: vous en avez vu assez des exemples.

L'ordre dans votre journée et ménage est l'âme d'une vie tranquille et heureuse. Je sais, qu'à cette heure on croit, qu'il n'est pas de plaisir, où il y a de la gêne. Je n'en saurais convenir, en ayant fait l'expérience par moi-même, et voyant tous les jours, que les mêmes gens qui soutiennent le plus cette maxime, sont les plus ennuyés et les moins heureux: ils ne jouissent de rien, en trop laissant libre cours à leurs caprices et à leurs sens dont ils sont à la fin tyrannisés.

Je parle de cet ordre qui est combinable avec la volonté de votre époux. Rien ne doit vous arrêter de vous y conformer, et vous devez sacrifier tout, quand il s'agit de lui plaire ou de faire sa volonté, vous n'avez alors rien à vous reprocher, et vous n'avez qu'à obéir, après avoir fait vos objections et représentations avec douceur et tendresse: ce qui vous est permis de faire une fois; mais s'il décide le contraire, il ne vous reste

qu'à obéir, et même de façon, qu'on voie, que vous en faites votre propre affaire, sans écouter aucune modification. Rien n'est plus facile, quand on aime bien, et quand on sait son devoir: c'est dans ce monde le seul moyen d'être heureux et tranquille.

Si votre époux vous trouve toujours occupée de son bonheur par vos complaisances, et que vous tâchez de faire, qu'il se trouve plus heureux, plus tranquille et plus sûr chez lui qu'ailleurs, vous pouvez compter de le fixer, et faire son bonheur et le vôtre; mais il ne faut pas vouloir le forcer, à en faire l'aveu: il faut qu'il en soit convaincu par lui-même.

Les plus laides et les plus vieilles femmes ont souvent occasioné les plus fortes passions par leur complaisance et adresse d'amuser et d'attirer les gens, tandis que les femmes les plus jolies sont négligées, parce qu'elles manquent de ces qualités. Le moins de badineries, que vous pourriez introduire, sera le meilleur. C'est encore un mal très à la mode à cette heure; mais il faut avoir une grande supériorité d'esprit et beaucoup de droiture pour badiner sans inconvénient. D'ailleurs ce ton engendre la familiarité, on met de l'aigreur dans la société et bannit tout décence et politesse. Ne souffrez point à votre cour des discours équivoques, ni des médisances. Eclaircissez les faits toujours sur-le-champ; vous bannirez ainsi la mauvaise engeance. Marquez en toute occasion votre empressement de rendre justice à la vertu. Eloignez de votre société ceux qui en manquent. Faites observer la régularité en tout à votre cour. Obligez les chefs à tenir les gens en ordre. Ne leur passez rien sur ce point; mais faites toujours les cor-

riger par leurs chefs, sans vous en charger vous-même. C'est le seul moyen d'être bien servi et d'avoir des habiles gens.

Je ne vous dis rien ici sur votre propre conduite. Vous ne négligerez aucun des devoirs de la religion: dans l'état de mariage on a plus besoin encore de la prière et du secours de Dieu. Vos lectures spirituelles doivent se faire régulièrement. Je vous recommande particulièrement d'être exacte dans ce point. Vous réglerez vos dévotions de même que vos charités sur l'avis de votre confesseur.

Tout ce qui regarde les femmes, passera par la Vasquez. Vous lui avez tant d'obligations, que vous ne sauriez jamais assez les reconnaître. Ce qui a rapport aux hommes, appartient à votre grand-maître. Sur les affaires particulières vous consulterez Palfy, comme le premier du pays et Kempelen. Voilà le seul moyen de tenir tout en ordre.

Le bon Dieu vous ayant donné tant de talents et d'agréments, vous ayant visiblement choisie parmi toute votre nombreuse famille à faire le bonheur et la douceur de vos parents, et d'une belle-soeur sainte et clairvoyante, vous ayant accordé un époux vertueux, aimable et de votre propre choix; j'espère, que ce bon Dieu achevera son ouvrage, en vous rendant heureuse, pourvu que vous ne l'abandonnniez pas, et que vous suiviez mes conseils qui, aussi peu que ma tendresse ne vous manqueront jamais. Je vous donne ma bénédiction et vous embrasse tendrement étant toujours votre fidèle mère

Marie Thérèse m. p.

2.

Lettre de la Princesse Léopoldine Liechtenstein sur les derniers jours de l'Impératrice Marie Thérèse

Le malheur que nous avons craint n'est que trop arrivé; c'est de quoi la voix publique ne Vous entretiendra que trop; mais il me reste à Vous faire la narration de cette fin édifiante et douloureuse. Depuis la nuit qui précéda la mort, le mal alla en augmentant, c'était pour ainsi dire une agonie après l'autre mêlée cependant de longs intervalles. Après avoir eu le cierge en mains à deux heures du matin elle se remit au point cette chère princesse, de demander du café à cinq, invita l'empereur d'en prendre en sa compagnie. A huit elle vit pour la dernière fois ses trois filles et le prince Albert, disant qu'il lui en coûtait trop, d'autant plus qu'ils ne pouvaient retenir leurs larmes devant elle. Pour l'empereur on dit, qu'au moment de la sortie de ses enfants, elle lui tendait encore les bras, aussi il ne la quittait plus jusqu'au dernier soupir, il ne sortait que quelques moments pour donner des ordres et s'arrêter quelque peu de temps avec le très-petit nombre de personnes, qui osaient l'aller trouver, au nombre desquelles était le maréchal Lascy; ce dernier ne peut assez me rendre la vive douleur de l'empereur, il n'a pas dormi une heure pendant ces dernières nuits; c'est de lui qu'il tient la plupart de circonstances que je Vous ai marquées et que je Vous dirai encore. Elle s'inquiétait fort d'un rhume qu'il a lui même, ajoutant qu'il devait prendre quelques remèdes; il répondit que c'était sa santé qu'il désirait.

„Cela ira bien dans peu“, dit-elle, „Dieu me fera bientôt la grâce de me mettre en repos, combien croyez Vous encore que cela pourra durer? La mort ne lui coûtait pas plus“, disait-elle, „que de passer d'une chambre à l'autre.“ Elle parlait de tout avec la plus grande sérénité, „je sens un froid intérieur“, elle voyait bien, que c'était la gangrêne, mais elle ne savait pas, disait-elle, si c'était le rhume, l'hydropisie ou la gangrêne qui la tuait; sa soif était ardente, l'empereur lui apporta un verre de limonade. „Deo gratias“ lui dit-elle. Hier, sans doute déjà faute de mémoire, elle lui parlait contre son ordinaire toujours en français, elle ne voulait plus prendre de médecine, de remède, ne se croyant obligée qu'à celui qui pouvait la guérir: „pourquoi Vous faire souffrir plus long temps“, disait-elle, on voyait que ses yeux mouvants le cherchaient partout. Vers le soir elle dit qu'elle n'y voyait presque plus, elle avait l'air d'être toute concentrée; l'empereur lui demandait, si elle souffrait, elle fit signe de la tête que oui; une demi-heure avant sa mort elle se leva tout-à-coup elle même de son fauteuil et marcha jusqu'à sa chaise longue; on fut effrayé, on demanda ce qu'elle voulait, elle fit signe à ses femmes qu'elle avait des besoins, elle s'aida elle même encore à cette occasion; un quart d'heure après elle expira. On prétend qu'elle doit avoir encore dit: „mon Dieu recevez mon âme—“ elle balbutia encore quelque chose à l'empereur, mais qu'il ne put comprendre, lui et l'archiduc l'ont vue expirer. L'empereur dans plusieurs occasions l'a exhortée comme le prêtre le plus zélé, il a rempli tous les devoirs temporels et spirituels avec une perfection, qui

peut servir d'exemple à tous les fils; tous ceux qui ont entouré l'impératrice ne peuvent assez chanter ses louanges; il lui baisait les mains avec une tendresse, une affection, enfin on voyait combien il était pénétré; il ne peut se remettre encore, dit-on, et est tout étourdi du coup; il lui semble être entièrement abandonné. L'empereur sortit de cette triste chambre. D'abord après la mort, nous étions bien tristement rassemblés dans notre petite société; on vint d'abord apporter un billet au maréchal Lascy qui nous fit tout frissonner, surtout quand nous vîmes la physionomie allongée du maréchal et l'impossibilité où il était d'articuler une parole. Ce fatal billet contenait ces pénibles mots: „tout est dit.“ A huit heures et trois quarts il passa d'abord chez l'empereur, qui donna encore quelques ordres le soir aux comtes Hatzfeld, Rosenberg et au prince Schwarzenberg. Le maréchal revint encore fort tard nous trouver. De vous peindre l'accablement où nous étions tous, c'est la chose impossible; la réflexion ne fait que l'augmenter, c'est une mère de famille perdue généralement; aussi la désolation est-elle sans égale. Pour mes parents Vous pouvez penser quel coup c'est pour eux, c'est un poids de plus pour mon coeur. J'ai d'abord fait des dispositions de façon qu'ils n'apprennent la nouvelle que le lendemain matin; leur affection personelle met le comble à leur douleur. Mon père a avec cela les plus pénibles fonctions à remplir. Hier, il a été en scellés; il a vu cette grande princesse, elle était enveloppée dans son lit. On la peignait dans ce moment, il ne l'a point trouvée défigurée, pâle, mais à peine changée; tout son service fait son oraison funèbre. Sa patience, pas un

mouvement ne lui est échappé, elle remerciait ses femmes, puis a demandé pardon après l'extrême onction, ajoutant, qu'elle devait le dire à celles qui étaient absentes. A la Vasquez, Berchthold, Kallenberg elle a dit en particulier des choses pénétrantes; enfin il n'y a pas d'exemple de héros mort, avec cette fermeté, ce courage, cette présence d'esprit. Aussi il n'y a que le Christianisme capable de produire de pareils effets. — On voyait en tout une âme tranquille et sans reproche qui ne redoutait rien et attendait tout de la miséricorde de Dieu. Une circonstance que l'on tient de ses femmes est qu'elle leur a dit: „St. André viendra sûrement me chercher." C'est la veille de cette fête qu'elle est morte; elle avait toujours eu une confiance particulière en ce Saint, elle l'invoquait dans toutes ses peines! Ce qu'il y a de bien particulier aussi c'est qu'elle a expiré précisément au bout des 40 heures de prières tenues pour elle. Il y aurait des volumes à écrire sur tout ce que la regarde; le dernier jour elle n'a plus travaillé, mais on a trouvé des billets ébauchés du même mercredi; l'un avec des chiffres qui fait croire, que c'est encore quelque chose, qu'elle voulait faire dans sa maladie même. Le président de guerre lui envoya une note de pension pour une femme d'officier, elle l'accorda et lui en rappela encore une autre qu'elle gratifie. Aussi ses bienfaits sont innombrables. Il y en a encore beaucoup, dit-on, dans son testament, qu'elle a fait le 14. Novembre de cette année.

D'abord après la mort, le comte Rosenberg vint apporter un écrit à l'empereur, qu'il tenait de la défunte; elle le lui avait donné il y a quelque temps

avec permission de l'ouvrir; en cas que l'empereur serait absent, il contenait tous ses ordres pour l'enterrement: qu'on ne l'exposa point dans une chambre, mais dans la grande chapelle, le visage couvert d'un voile; posée dans le cercueil qui serait ouvert, elle voulait être menée en voiture aux Capucins et que ses enfants ne suivaient pas le convoi. Quant à cet article l'empereur s'est d'abord déclaré que ce serait le seul où il désobéirait. Les attentions de cette bonne princesse ont encore passé sa mort, car toutes ces ordonnances ne pouvaient avoir été faites que pour épargner des peines. Il était écrit sur le testament que l'empereur devait l'ouvrir; il l'a fait lire tout haut dans son antichambre, ajoutant qu'il s'était prévalu en l'ouvrant de la permission de sa mère, il n'a été là que devant les deux grand-maîtres Schwarzenberg et mon père, Rosenberg et Cobenzl, qui a pris la place du prince Kaunitz, qui s'est fait excuser. Je suppose, que les articles transpireront; on sait bien déjà un fait touchant et digne de Marie Thérèse: c'est qu'elle a fait un legs à toute son armée d'un mois de gages; depuis le commun soldat jusqu'au maréchal, ajoutant que c'était un titre de reconnaissance pour tout ce qu'elle avait souffert pour elle. Cela doit faire un effet bien touchant. Il y a des augmentations de pensions pour tout son service intérieur. Cette catastrophe en a déjà produite une autre, sans doute bien moins importante. Madame Luster (?), lorsqu'on annonça la mort, se trouva mal d'abord et le lendemain elle fut touchée d'apoplexie, elle est un peu vieille. Je crains que ce spectacle en occasionnera encore bien d'autres d'ailleurs; tant de personnes vivaient

de la bonté de cette princesse. Il y a toute apparence cependant, que l'empereur fera tout ce qui sera en son pouvoir d'effectuer; il y paraît très disposé, on dit qu'elle lui a encore recommandé d'entretenir Schönbrunn et Laxenburg. Une circonstance que j'ai encore apprise depuis, est que voyant la pluie, elle dit à l'empereur: „Voilà un bien mauvais temps pour le grand voyage" et se mit à rire; elle a dit aussi à la Kallenberg qui était avec elle depuis 35 ans et lui faisait les plus grands remerciments de ses bons services: „Si vous désirez quelque chose, dites-le moi, mais dépêchez vous." L'autre pénétrée lui dit que moyennant ses bienfaits il ne lui fallait rien, qu'elle se trouvait trop heureuse par le témoignage de son contentement.

Je viens de l'exposition, vous pouvez juger de l'effet qu'elle a produit sur moi; l'affluence est telle que malgré les gardes la barrière qui conduit à l'escalier a déjà été rompue. Tout a été tenu comme elle l'a désiré. Posée dans le cercueil, on voit sa belle et gracieuse physionomie couverte d'un voile au travers duquel on ne voit que très confusément, elle paraît toute petite, vêtue de laine noire, une grande couverte dessous la voile. Dimanche aura lieu l'enterrement, où l'on se trouvera à sept heures aux Capucins, où elle sera menée en voiture; mon père la suit dans une autre. Les vigiles lundi et les trois jours après les obsèques, samedi le service de l'ordre de la croix. Vous voyez que cela fait une semaine remplie par la plus profonde douleur; il n'en fut jamais de plus juste, mais le tout paraît encore un rêve; on dit qu'elle a défendu l'oraison funèbre, sûrement par humilité. On vient de me conter

qu'à l'ouverture qui s'est fait hier au soir, on a trouvé toutes les parties si saines et si bien constituées qu'elle aurait pu vivre un siècle; pas une goutte d'eau ni apparence d'hydrophisie, mais — —

(La fin de cette lettre ne s'est pas trouvée.)

3.

a) Lettre de l'Empereur Joseph II. à sa soeur l'Archiduchesse Marie Christine.

Semlin, 6 juin 1788.

Ma chère soeur! J'ai reçu votre chère lettre et vous en rends mille grâces. Ne croyez pas que je sois absorbé tellement dans mes occupations militaires que je ne ressente plaisir à recevoir des nouvelles des personnes que j'aime et des pays et objets qui m'intéressent. J'attends le résultat de cette assemblée générale, qui doit être finie, avec impatience, car elle me fera voir clair de quelle façon que les têtes sont encore montées.

Ici nous sommes dans l'inaction la plus désespérante et la plus fâcheuse; ma volonté efficace de passer la Save, d'assiéger Belgrade au mois d'avril, s'est vu arrêtée par des inondations et mille arrangements qui n'étaient pas prêts, c'est ainsi qu'en écrivant, jurant et courant moi-même partout, je suis enfin parvenu à avoir mes flottes montées pour le 26 de mai seulement et au moment que tout était disposé pour marcher, ne voit-on pas que ces malheureux Russes, qui étaient convenus d'agir en même temps, jusqu'à ce moment ne sont pas sortis de leurs quartiers et que par conséquent toutes

les forces ottomanes se sont tournées seul vers moi et que le grand-vizir avec toute sa séquelle est déjà près de Widdin, n'ayant pas détaché un homme sur la rive gauche du Danube. Malgré cela j'avoue que j'ai voulu risquer le paquet, passer et bloquer seulement Belgrade et lui offrir la bataille. Mais tout le monde et l'opinion de toute l'armée, dont je me serais attendu autre chose, ayant été contre et chacun croyant que ce serait jouer trop grand jeu et qu'ils seraient conduits à une perte sûre, avec cela à force d'attendre un convoi et un renfort considérable étant entré et à notre vue à Belgrade, il a fallu céder et se résoudre à attendre ici, Dieu sait combien de temps, les événements qui se présenteront, ou ce qu'à la fin la marche des Russes, qui pourtant devra avoir lieu, effectuera. C'est bien triste! J'ai détaché au Banat 8 bataillons et deux régiments de cavalerie pour renforcer Wartensleben à tout événement. Adieu ma chère soeur, battez vos gueux de Vandernot, Goffing etc. et cela vaudra beaucoup pour ce pays. Je vous embrasse de même que le prince de tout mon coeur.

Croyez-moi pour la vie votre etc.

---

b) Lettre de Joseph II. à la même.

Semlin, le 13 juin 1788.

Ma chère soeur! Je viens de recevoir votre chère lettre du 27 mai, où vous m'annoncez le pompeux accord de la continuation des impôts par les deux premiers membres du Brabant. Il faut être bien bas, et les ressorts doivent être bien détraqués pour qu'on ait à s'étonner, à se réjouir d'une chose aussi simple, aussi

juste, aussi nécessaire, et même à recompenser ceux qui ont bien voulu sentir, qu'il n'y avait que le concours de toute la société aux charges publiques, à la défense du pays, à l'administration de la justice et du gouvernement en général, qui liait entre eux le souverain avec les individus de l'état et eux entre eux-mêmes en société. Mais enfin on n'est pas pour cela dupe quand on a la complaisance de le paraître, et je vous sais un gré infini ma chère soeur, et au prince d'avoir contribué avec autant d'intelligence que de zèle à faire entendre à ces aussi mauvaises que pauvres têtes raison sur les choses du monde les plus simples et où leur conscience, si ce n'est pas seulement un mot, ni leur propriété de laquelle il n'y a jamais été question, ne courait aucun risque, mais bien celui de jouer moins les importants en partant et frondant dans les sociétés ou à s'amuser à faire peur et tapage. Voilà tout, croyez moi; les habitants de Bruxelles et de Pays-Bas sont des imitateurs en tout de leurs voisins; le fond est hollandais et le vernis français. La bonne correction qu'ont eu les patriotes d'Hollande, celle que subissent les parlements en France, a fait effet et je crois qu'on s'est convaincu que celui qui a la force en main finit toujours par avoir raison. Si l'on continue à agir avec fermeté, vous verrez que peu-à-peu toutes ces histoires de méfiance, de craintes et de mauvaise humeur finiront puisqu'ils verront qu'ils n'effrayent plus. Je suis bien fâché des mauvaises nouvelles de la santé du dauphin; c'est d'autant plus fâcheux que si c'était une maladie, on en guérit, mais c'est un défaut de figure et de constitution qui est sans remède. Ma santé est bonne ici, quoique je sois bien ennuyé du rôle passif que les

Russes, qui n'ont encore rien fait, nous obligent de garder. L'armée ottomane est en pleine marche pour Widdin, où elle construit des ponts, et pour Belgrade. J'ai renforcé le corps de Wartensleben au Banat et je me tiens en panne pour guetter le moment qui se présentera de pouvoir leur donner quelque bonne tape, et ensuite seulement j'assiégerai Belgrade. Adieu, je vous embrasse de tout mon coeur de même que le prince.

Croyez moi pour la vie votre etc.

---

c) Lettre de l'Empereur Joseph au prince Albert.

Le 12 mars 1789.

Mon cher beau-frère! Le courrier vient de me remettre votre lettre et votre souvenir pour l'approche de ma fête. Tout ce que votre amitié se plaît à m'y dire d'obligeant m'a fait plaisir et me flatte, car la vôtre est d'un excellent aloi; elle ne s'accorde qu'à l'estime, et de la mériter de votre part, j'y attache un vrai prix. Il n'y a rien encore de décidé de ce que feront, ou ne feront pas cette campagne les Russes. Cela me tient aussi en suspens, puisque ce n'est que par leurs mouvements en avant, auxquels rien ne s'oppose militairement, que doit dépendre la destination et les mouvements du prince de Cobourg et du corps de Transylvanie, de même que les opérations du grand-vizir contre nous. S'ils restent au Dniester et au Pruth jusqu'en automne, afin que j'aie seul derechef toute la masse ottomane sur les bras, comme cela en a l'air, et qu'ensuite seulement quand la campagne finira, vu la saison

ou quelque avantage que j'eusse pu remporter, ils comptent marcher en avant, pour occuper sans risque ni peine quelque province, il faudra convenir que ce sont eux, et pas moi, qui jouent le rôle d'allié, et cela encore d'un très-peu utile. Quant à ma personne, je suis fermement décidé à me rendre là, où je croirai qu'il y aura à faire, pourvu que ma santé me le permette, mais de celle-ci je suis aussi peu sûr que des Russes. Me voilà incommodé depuis 8 mois et toujours en remède, et je ne gagne pas. La poitrine est affaiblie par la toux et une expectoration assez forte; au moindre mouvement la respiration devient difficile et j'ai des battements de coeur. Les 3 mois que je suis à Vienne, je me suis ménagé en tout point, je ne suis presque point sorti, seulement pour avancer ma guérison, mais en vain. Sollicité par Störck, j'ai fait venir encore trois autres médicins; ils m'ont examiné et ont consulté ensemble, et la conclusion était, que je continuasse les mêmes remèdes, qu'il fallait du temps et une grande tranquillité de corps et d'esprit. Vous jugerez facilement, mon cher beau-frère, qu'ils ne connaissent ni le métier que je fais, ni la façon avec laquelle il doit être fait, s'ils croient que c'est avec indifférence qu'on peut traiter ou envisager les événements importants du moment, et selon les facultés qu'il me laissera je ne cesserai de faire physiquement et moralement tout ce que je pourrai pour le service et le bien-être de ma patrie, sans regarder en avant des conséquences qui pourraient en rejaillir sur la durée ou le désagrément de mon existence.

Adieu, mon cher beau-frère, je vous embrasse de tout mon coeur; soyez, je vous prie, mon interprète

auprès de ma soeur et remerciez-la pour la chère lettre qu'elle m'a écrite.

Croyez-moi pour la vie votre etc.

---

d) Lettre de l'Empereur Joseph II. à l'Archiduchesse Christine.

Le 12 octobre 1789.

Ma chère soeur! Votre amitié et votre intérêt m'engagent à vous donner part tout de suite qu'aujourd'hui j'ai reçu la nouvelle de la prise de Belgrade par capitulation. La garnison sera renvoyée par eau à Orsova, avec femmes et enfants et 300 pièces de canon avec toutes les munitions, bâteaux armés, caisses de guerre etc. sont à nous. Le général Kleebeck a apporté cette bonne nouvelle et est entré avec 24 postillons. Que n'ai je pu y être et qu'il est cruel d'être malade! Ma santé est de même, toussant toujours beaucoup. Adieu, je vous embrasse. Croyez-moi pour la vie votre etc.

Faites bien mes compliments au prince.

---

e) Le même à la même.

Le 28 Decembre 1789.

Ma chère soeur! J'ai reçu votre chère lettre par le baron d'Herbert. Que puis-je vous dire des malheureuses circonstances dans lesquelles se trouvent les Pays-Bas! Elles m'anéantissent et avec l'état souffrant, dans lequel je me trouve, faute de respiration, où je ne peux ni bouger ni être couché, mais dois être assis

toute la nuit, je vous laisse juger de mes peines. Je crois pour le présent le mal sans remède et il faudra attendre des événements et des occasions pour d'une façon ou de l'autre reconquérir ce pays, toutes les voies de conciliation étant rompues, toutes les facilités que j'y apportais inutiles, l'indépendance absolue déclarée et soutenue par les trois puissances alliées. Avec cela l'intérêt des mauvais sujets qui ont le dessus, intimement intéressés à empêcher les membres plus sensés des états à se rassembler et à prendre là-dessus, rendent impossible toute espèce de pourparler, pour parvenir à un accommodement. Tout ce qui s'est écrit et tout ce qui s'est passé pour amener les choses à ce point sera à jamais incroyable, et si je ne pensais qu'à moi, je publierais cette correspondance avec mes réponses, desquelles on n'a rien exécuté et où on verrait par quelles assurances j'ai été conduit, à lâcher l'édit de la cassation des états et du conseil de Brabant, dont de Bruxelles on a envoyé la minute ici, comme on la voulait. Malade à Laxenbourg, la promesse que cela terminerait tous les embarras, m'y détermina ; mais j'ordonnai expressement en même temps de restituer dès le lendemain les états et le conseil, avec les changements qu'on y aurait trouvé nécessaires à faire et de rendre la joyeuse entrée. Rien ne s'est fait, quoique je l'ai ordonné itérativement. De tous les autres excès on n'a ni demandé mon consentement que certainement on n'aurait pas eu; mais on ne m'en a pas même fait rapport; voilà à quoi en sont les choses. Je suis bien fâché des contrecoups qui vous en reviennent et je partage votre situation de même que celle du prince. Bien sincèrement recevez

tous deux mes compliments pour la nouvelle année; elle ne pourra être plus mauvaise, que la fin de celle-ci. Je vous embrasse et vous prie de me croire pour la vie votre etc.

Dans ce moment je reçois par la poste votre chère lettre et celle du prince à l'occasion de la nouvelle année. Faites lui agréer mes excuses que je ne lui écris point, mais mes forces m'ont à peine permis de tracer ces lignes.

---

f) **Le même à la même.**

Vienne, le 13 février 1790.

Ma chère soeur! La longue maladie qui me persécute a enfin empiré au point, que j'ai été dans le cas de me faire administrer publiquement aujourd'hui, et j'ai voulu vous en donner part moi-même. Quelle que soit la chose que la Providence disposera de moi, et à laquelle je suis parfaitement résigné, comptez sur ma tendre amitié et que je ne cesserai jamais d'être en vous embrassant de tout mon coeur

Votre tendre frère
Joseph m. p.

Faites agréer mes compliments
à votre cher époux.

---

g) Le même à la même.

Vienne, le 19 février 1790.

Me trouvant dans l'impossibilité absolue d'écrire moi même et à peine pouvant encore signer mon nom, je me trouve cependant dans la triste nécessité de vous donner part, ma chère soeur et à votre cher époux, du malheureux coup qui vient encore de me frapper par la mort de madame l'archiduchesse Elisabeth, épouse de l'archiduc François, qui après une couche un peu laborieuse mais heureuse, 7 à 8 heures après, se trouva frappée d'un coup d'apoplexie nerveuse, dont elle est morte sur le champ.

Vous voudrez bien prendre toute la part que cet événement mérite de la famille. Adieu, je vous embrasse en prenant congé, puisque je sens combien que ma dissolution s'avance. *Joseph* m. p.

4.

Lettres du Grand-Duc depuis Empereur Léopold II. à l'Archiduchesse Christine.

a) Le 15 juin 1787.

Très-chère soeur! Votre lettre du premier de ce mois m'a bien fait de la peine, je connais votre vivacité et sensibilité et puis aisément me figurer tout ce que vous avez souffert pour vous et votre mari dans la journée de tumulte que vous avez eu de toutes façons. Je crois que l'affaire est à un point qu'on risque tout et ne remédie à rien que par la douceur et en cédant présentement; car la fermeté, lorsqu'on ne peut pas la soutenir de fait, ne sert à rien et les moyens

n'y sont pas. Il est malheureux que justement dans un moment aussi nécessaire, important et intéressant, Sa Majesté soit absente et si éloignée. Il en aura bien du chagrin et du désagrément dans ce moment, et vu les circonstances, il paraît que le changement du ministre et de remettre tout sur l'ancien pied, sont les seules choses, qu'on puisse faire et que vous ayez pris le parti le plus sûr et le plus prudent de toutes les façons. Mais il est vrai aussi, qu'ayant une fois accordé une chose pareille au peuple et l'ayant accoutumé à obtenir par du bruit et des voies de fait ce qu'il veut, il faut renoncer pour toujours à tout projet d'innovation quelconque et de changement mieux pour le mieux qui ne pourra jamais plus réussir ; car le peuple ni le souffrira plus et pour chaque caprice qui lui viendra exigera le changement du ministre, menacera etc. Il faut du temps pour changer tout cela, pour à-présent, je crois qu'il n'y a d'autre chemin à prendre que la voie de la douceur et de regagner leur confiance, ce qui sera bien long et difficile, je désire qu'on prenne les meilleurs moyens pour finir le plutôt que possible cette effervescence, qui peut tirer à conséquence toujours plus avec le temps et au moins donner de mauvais exemple. En attendant je sens bien votre embarras et vous plains de tout mon coeur et vous prie de continuer à me faire savoir les détails ultérieurs de cette importante affaire. Ménagez votre sensibilité, soignez votre santé et soyez bien sûre en toute occasion et circonstances du tendre attachement avec lequel je vous embrasse. Adieu.

b) 20 juin 1787.

J'ai reçu deux autres de vos lettres: l'une par la poste et l'autre dans le paquet de ma femme, qui était bien intéressante et que selon ce que vous m'avez écrit je garderai pour tous les cas possibles, quoique je sois persuadé qu'il ne sera jamais besoin. Je me flatte qu'à l'heure qu'il est, Sa Majesté sera de retour de son voyage, ou bien près de revenir, et que vous avez déjà pu recevoir de lui la réponse sur vos affaires dans lesquelles je vous plains bien de tout mon coeur, et pour les affaires, leur suite et votre sensibilité. Comme Sa Maj. ne me marque jamais rien sur les affaires d'aucune espèce, je n'aurais jamais osé lui donner avis ou lui parler de moi-même d'affaires aussi délicates que sont les vôtres. Je suis d'ailleurs persuadé que dès qu'il aura été bien informé de leur vrai état, il donnera tout de suite les ordres nécessaires pour tout apaiser et pour approuver tout ce que vous avez fait. Car dans les circonstances présentes, il me paraît, que quand même on voudrait, il n'y a pas d'autre parti à prendre que celui qui convient uniquement et peut seul avoir lieu.

---

c) Le 7 mars 1789.

Je suis charmé que les affaires chez vous se sont passées sans bruit; si on avait pu tout arranger à l'amiable et de concert, cela aurait été peut-être mieux et à présent je crois qu'on n'aura plus besoin du militaire, tout étant arrangé; car cet état de guerre ne peut pas être avantageux ni agréable. Les affaires en France prennent une

tournure bien singulière et je suis curieux de voir comment le roi, Mr. Necker et tous ceux, qui depuis si longtemps l'ont si mal conseillé, pourront se tirer de la présente situation. Je désire la paix et tranquillité partout.

---

d) Le 17 février 1790.

Je viens de recevoir l'ordre d'aller tout de suite à Vienne où Sa Maj. veut me voir; on dit Sa Maj. fort mal et vous pouvez vous figurer qu'il m'a fallu quelques jours pour disposer ici tout de façon, pour que ma famille et mes affaires soient arragées pour tous les cas possibles. Car je ne crois plus de revenir dans ce pays-ci; figurez vous l'agréable situation pour moi d'aller à Vienne, y mettre la main aux affaires embrouillées comme elles le sont, avec l'espèce de gens qui y est, la maladie et l'humeur de Sa Maj., mais je me sacrifie et obéis. Je pars après-demain et me soumets à la volonté divine et à sa providence. Répondez moi à Vienne mais ostensiblement et ne m'y envoyez pas mon courrier, hors le cas que Sa Maj. vienne à manquer. Pour ce cas je profite de cette occasion, pour vous prévenir que si jamais Sa Maj. venait à manquer, vous fassiez d'abord publier et envoyer aux états des Pays-Bas le mémoire ci-joint qui contient mes intentions à leur égard, en les assurant de toute ma bonne foi et sincérité à leur tenir parole, et tâchant de les disposer à se rapprocher de moi, ce que raisonnablement ils ne pourront pas me refuser sur ce mémoire. En même temps suspendez le nouveau conseil ou Junte créé par le comte de Cobentzl

et supprimez-le, renvoyez Cobentzl à Vienne et traitez vous directement avec les états, en faisant mettre aux arrêts le général d'Alton à Luxembourg, s'il ne l'est pas déjà. Je me flatte qu'avec toutes ces démonstrations, surtout si vous agissez directement de bonne façon et bonne foi avec les états, on pourra ramener ce pays, ce qui est de la plus grande importance pour le bien-être et l'existence de la monarchie et pour cela on peut fort bien même leur accorder la garantie de quelconque puissance pour leur constitution, aucune garantie ne pouvant être dangereuse, lorsque de bonne fois on a intention de la leur tenir comme il convient. Mais ce que je vous prie c'est que si Sa Maj. venait à manquer, vous servant de cette lettre de ma part, comme si c'était un ordre venu exprès alors, mais que tant que Sa Maj. vit, vous ne fassiez voir cette lettre ni le mémoire y joint à ame qui vive, pour ne pas me compromettre, quelque bon effet même qu'ils pourraient faire dans le public. Faites bien mes compliments à votre mari, sur les affaires de l'Empire, j'ai écrit à mon frère, priez tous Dieu pour moi, j'en ai bien besoin, et soyez, je vous prie, bien persuadée que je me flatte que par vous et avec ces moyens, ou tous ceux que vous croirez les meilleurs, la monarchie avec votre secours pourra conserver les Pays-Bas, qui lui sont si nécessaires. — — — — Quant aux affaires de Hongrie Sa Maj. sur mes pressantes lettres et instances a enfin tout remis comme cela était à la mort de feu l'Impératrice, aboli la conscription, mésuration des terres, langue allemande, commissaires et rendu aux Hongrois leur couronne. J'en suis bien enchanté, et il ne manque qu'un couronnement

formel, une diète dans toutes les formes qui ne leur manquera pas; on dit que la nation est fort contente. J'en loue Dieu, je me flatte toujours que la paix avec les Turcs se fera, que la guerre avec le roi de Prusse n'aura pas lieu et je ne saurais me persuader que la santé de l'empereur est si mauvaise qu'on le débite.

---

e) Padoue, le 6 juillet 1791.

Très-chère soeur! J'avais écrit les deux lettres ci-jointes pour vous, lorsque j'ai reçu les vôtres par le courrier Strauss et par Vienne; je vous envois celle-ci pour votre beau-frère l'électeur qui m'a aussi envoyé un courrier. Nous avions déjà ici l'arrêt du roi de France et de sa famille, mais des lettres postérieures arrivées de Turin, Savoie et Genêve assuraient que le roi avait été délivré et était en liberté à Metz; ceci m'engagea à rester à Padoue où j'étais trois jours, pour en attendre la confirmation et donner d'abord le plus promptement les ordres en conséquence. Voici deux jours et cette nouvelle ne se confirme d'aucune part. La soi-disante libération du roi ne se sait que par des ouï-dires, et l'arrêt du roi et de la reine se sait légalement: je crains donc avec fondement que cette dernière ne soit vraie. Figurez-vous mes peines, chagrins et agitations! J'ai d'abord expédié et écrit en Espagne, Angleterre, Prusse et Russie, au roi de Sardaigne et Naples la lettre dont je vous joint ici la copie, ainsi que de la déclaration à faire en France pour votre règle et notice, vous priant de ne pas en faire encore d'usage

public, et pour voir si au moins de cette façon et avec des démonstrations sérieuses, je puis arriver à sauver au moins le roi et la reine. Je pars pour Trieste et Vienne et y attendrai vos nouvelles ultérieures. Dans une lettre ci-jointe signée, vous trouverez les ordres que j'avais donné pour le cas, que le roi fût libre, je vous les envoie pour le cas, que le roi ou à présent ou par la suite se trouve libre. Vous vous régleriez d'abord en conséquence, telles sont mes intentions. Je compte engager l'empire à agir avec rigueur et en ai écrit à nos électeurs; mais je crois qu'il est essentiel d'empêcher les Français et le comte d'Artois à faire des coups de tête. Je lui écris en conséquence pour l'en détourner, mais je ne sais pas si j'y réussirai. On voit que le roi a été mal conseillé et puis trahi. Dieu sait à quels excès ils oseront se porter! Je me flatte de les prévenir, mais si je n'y réussis point, je les vengerai exemplairement. Quant aux affaires chez vous, je suis persuadé qu'avec douceur et bonne façon, unie avec la fermeté, beaucoup s'arrangera peu-à-peu et que surtout dans les commencements il faudra encore souffrir et dissimuler bien des choses. En attendant tâchez de faire tenir les troupes de bonne humeur et surtout à les faire animer contre les Français. Je vous embrasse tendrement et suis etc.

P. S. Puissiez-vous bientôt me donner de meilleures nouvelles de France. Si jamais la reine de France fût en liberté, faites lui tenir cette lettre de ma part; sans cela brûlez-la.

f) Le 30 juillet 1791.

Très-chère soeur! Je vous écris par le courrier Lerden et vous aurez, je crois, été fort étonnée de ne pas avoir eu de mes lettres par le courrier Strauss, mais le département l'a fait partir sans m'en rien dire et je ne l'ai su qu'après son départ. Je supplée par celui-ci. J'ai reçu exactement toutes vos lettres par les postes et par les courriers et vous suis infiniment obligé de tout ce que vous m'y avez marqué de détails tant sur les affaires de France que sur celles des Pays-Bas; pour celles-ci, j'ai vu avec satisfaction, que les inaugurations se sont faites heureusement et convenablement, et que tout, quant au gros et à l'essentiel, prend un bon pli et s'achemine au bien et à la tranquillité. Les états de Brabant et d'Hainaut auront besoin encore quelque temps qu'on y aie l'oeil, ainsi que les ci-devant membres, non moins que les chefs du parti démocratique français, dont il faudra tâcher d'étouffer tout principe dans les commencements, protégeant plutôt le clergé en toutes les occasions contre eux. Le grand nombre des Français, surtout sans aveu qui sont chez vous, méritent aussi la plus grande attention, ainsi que les émissaires qu'on pourrait découvrir de la propagande chez vous, qu'il faut tâcher de découvrir et punir exemplairement. Il est également essentiel et je vous le recommande particulièrement qu'on invigile avec attention sur l'ordre et la discipline dans les troupes, que sur ce point rien ne se relâche, qu'on les exerce et qu'on les occupe et que les officiers y veillent avec le plus grand soin. J'ai vu et expédié vos propositions sur le gouvernement et les employés à rétablir; j'ai suivi vos propositions, comme vous devez connaître

les personnes sur les lieux, mais il m'a paru qu'il y avait une augmentation bien forte de personnes et de gages, beaucoup de jeunes gens et surtout des Simpers dont le cadet n'est pas aimé, et des parents de Crumpipen d'avancés, et je crains que plusieurs de ces noms et personnes étant odieux au public, cela ne donne lieu à des désagréments et à des animosités personnelles que je vous prie de tâcher d'empêcher et réprimer en toutes occasions.

Pour les affaires de France vous aurez vu par les dépêches et instructions, que le prince Kaunitz a envoyé au comte de Mercy et qu'il a eu ordre de vous communiquer, toutes mes intentions. On ne peut y rien faire que par le concours et langage uniforme de toutes les cours et par un concert ou congrès à tenir, où on convienne de ce que l'on veut proposer et exiger, des déclarations qu'on veut faire, et de la façon dont on veut les soutenir par la force. J'attends les réponses d'Espagne et de Londres sur mes propositions préliminaires, et en attendant je traite avec les autres puissances; je pousse l'Empire par les voies légales, je fais ma paix avec les Turcs qui, à l'heure qu'il est, doit être signée et je forme une convention avec le roi de Prusse, la Russie et l'Angleterre, qui empêchera pour toujours les guerres possibles et fera évanouir le *Fürstenbund*, j'y mettrai la dernière main le 29 août, que je serai à Pillnitz avec le roi de Prusse. En attendant ne croyez rien, ne vous laissez induire à rien et ne faites rien de ce que les Français et les princes vous demanderont, hors des politesses et dîners, mais ni troupes, ni argent, ni cautionnement pour eux. Je plains

bien leur situation, et celle de tous les Français qui ont dû s'expatrier, mais ils ne pensent qu'à leurs idées romanesques et à leurs vengeances et intérêts personnels, croient que tout le monde doit se sacrifier pour eux et sont bien mal entourés, témoin les papiers de Mr. de Bouillé et Calonne. Le colonel Fersen qui devait arriver ici n'y est point venu, on dit le roi de Suède retourné chez lui, et je crois qu'encore tout cela n'est derechef qu'une rodomontade de sa part.

J'approuve entièrement ce que vous avez répondu aux princes français dans la session que vous avez eue avec eux et je suis très aise qu'étant partis de chez vous, vous en soyez délivré.

Je vous ai écrit par la poste tout ce qui regarde mon fils Charles, son voyage et les gens à placer près de lui, ainsi il ne me reste qu'à vous assurer de la bonne santé de ma famille et de la mienne, malgré le travail excessif auquel je suis obligé, et de vous prier d'être persuadée du tendre attachement avec lequel je vous embrasse et suis etc.

P. S. Mes compliments à votre mari; lorsque j'écris à vous, c'est toujours pour tous les deux.

---

g) Le 25 octobre 1791.

Très-chère soeur! C'est par le courrier que je vous écris aujourd'hui pour vous remercier de vos chères lettres que j'ai reçues par Schaaffgotsche et par la poste. Je suis bien charmé que vous continuez à être contente de Charles, qu'il fasse son devoir et qu'il conti-

nue à s'appliquer et prendre connaissance du pays et des affaires, ce qui ne peut que lui être utile, avantageux et agréable de toutes les façons.

Pour les affaires de France, j'ai reçu l'ambassadeur et ai répondu à la lettre de participation du roi en termes généraux, que je désirais que la démarche qu'il venait de faire fut telle, qu'elle puisse contribuer à son bien-être et à celui du royaume, et que les suites puissent être telles à détruire toutes les sinistres impressions que les démarches passées n'avaient pas pu manquer de donner aux cours. Je crois qu'à-peu-près tout le monde répondra de même; il ne peut donc plus être question de secours de troupes, ni d'argent aux princes et réfugiés français et que même la cour de Russie, qui a tant fait de bruit pour eux, finira par ne rien faire d'efficace. Je crains toujours que les princes avec leur soi-disant armée veuillent tenter quelque chose. En ce cas ils feraient fort mal, feraient beaucoup de malheureux et allumeraient la guerre civile pour rien. Ils feraient beaucoup mieux de profiter pour eux et tous leurs officiers de l'amnistie, qui leur a été accordée, pour rentrer dans le pays, et y disposer peu-à-peu les esprits par les fautes de l'assemblée, les inconvénients du système présent, à augmenter l'autorité du roi, se dégoûter du présent système, et à faire réussir la vraie contre-révolution qui ne peut se former que dans l'intérieur du pays, et pas par des mesures violentes du dehors.

En attendant pourtant le mal de tout cela est que les troubles chez vous continueront toujours, fomentés par les Français. Tant que ceux-ci ne seront pas tranquilles, je sais que van der Mersch et le comité de

Lille travaillent d'accord avec van der Noot et van Eupen qui sont à Bréda, à réunir leurs deux partis et faire naître un soulèvement général aux Pays-Bas, d'accord avec les Liégeois. On dit qu'ils ont 4 millions d'argent à Lille et 60 mille fusils prêts à cet effet; il est donc, je crois, de la plus grande importance de les faire surveiller autant que possible, de se procurer les notices les plus exactes sur ces rélations, de tenir nos troupes en ordre et bien disposées et d'éviter tout ce qui pourrait donner occasion à quelque bruit ou explosion quelconque.

Avec les états de Brabant, qui ne cherchent que des prétextes, il faut se tenir à la loi et la constitution et règle, mais montrer de la fermeté et tant que le conseil de Brabant et les fiscaux voudront faire leur devoir, cette voie est la meilleure et la plus légale. Il n'est plus temps de traiter ou céder avec eux et je crois avoir fait assez connaître par ma conduite et les faits toute ma modération, qui ainsi que toutes les choses a sa mesure et son terme et doit enfin céder à la rigueur et au devoir de maintenir l'ordre.

L.

---

h) Le 24 février 1792.

Très-chère soeur! J'ai reçu votre lettre du 12. en réponse à celle que je vous avait écrite par Kollonitsch. J'ai répondu avant-hier à votre cher mari à la sienne sur les affaires surtout militaires, aujourd'hui je puis vous dire, que j'ai fait derechef déclarer formellent à Mr. Baillet qu'il n'y avait rien à faire pour lui ici, et

qu'il n'y serait ni écouté, ni reçu, ni lui, ni personne, avant que toutes les choses ne fussent en ordre. Les affaires françaises continuent ainsi que mes dispositions; je vous avertis de vous garder bien d'eux tous, mais surtout du comte Fersen, dont la fausseté et l'animosité contre vous et moi, et même la reine, m'est connue. Je vous embrasse tendrement et suis L.

5.

Lettres de l'Archiduchesse Marie Christine

a) à la Princesse Eléonore Liechtenstein.

Le 24 août 1785.

Vous aurez été bien étonnée de la terrible histoire du cardinal Rohan. Il a enfin mis le comble à ses mauvaises qualités et actions; mais je prévois qu'il n'en sera pas puni; l'intrigue et la cabale le sauveront. Le fait est celui-ci, qu'il a pris de concert avec une Mad. la Mothe, grande intriguante, chez le joaillier Boehmer un collier de diamants de 1,500,000 livres. Cet homme, qui connaissait le cardinal, ne voulut point lui donner ni à cette dame le collier; mais celui-ci prétexta en être commissionné secrètement de la reine, lui enjoignant le secret il lui donna une quittance signée de: Antoinette de France, imitant l'écriture de la reine, lui promettant payement en 4 ou 6 termes. Le premier terme est déchu; le joaillier demande son argent du cardinal qui malgré la vente du collier n'en ayant pas, ne lui paya au nom de la reine que 60 mille livres au lieu de

400.000, que devait faire le premier trimestre ; ce joaillier, qui va très souvent chez la reine, demanda le payement de la reine. Elle était surprise en voyant sa quittance, va tout de suite chez le roi et le lui dit. Ce fut le 15 août que venant en rochet et camail à la cour pour chercher comme grand-aumônier le roi à l'église que celui-ci lui présenta ce faux billet et l'interrogea, à quoi il ne put repondre. Il est arrêté. Je suppose qu'on palliera encore tout cela et qu'il n'en sera point fait justice, mais si toutes ces circonstances se vérifient et qu'on ne pend pas son Eminence, je ne sais qui dorénavant le pourra être en France. Pour la reine, je la plains d'être toujours en butte à tous ces traits d'impertinence et de mauvaise volonté de cette nation et surtout de cette famille Soubise et Rohan. Adieu etc.

---

b) Le 3 mars 1789.

J'apprends dans ce moment avec tout l'attendrissement possible, ma chère et malheureuse amie, que malgré tous vos soins et peines, vous venez de subir la douloureuse perte de votre mari. Mon inviolable amitié que je vous dois à si juste titre, ne vous laissera pas douter, combien je la partage, et combien je la sens avec vous, outre les regrets sincères, que je donne au prince qui a toujours et en toutes occasions été un sincère et affectionné ami de mon cher mari, qui est, on ne peut plus, touché de sa perte. La Providence a donc voulu de vous, chère amie, ce cruel sacrifice après tants que vous lui aviez déjà faits, après tout ce

que vous avez supporté depuis 8 et 10 mois. J'étais toujours en pensée auprès de vous et je me perds dans mes anxiétés sur votre santé, songeant à toutes les peines, angoisses, douleurs et fatigues que vous avez supportées tout ce temps. Sûrement vous y succomberiez, car ce dernier coup serait insoutenable, si je ne comptais pas sur votre parfaite religion que je connais et qui seule pourra être votre première consolation. Mais permettez que j'en tire encore de ce qui vous est propre, car vous avez bien rempli toute votre vie les devoirs d'une femme parfaite en tout point et avez eu le bonheur même d'adoucir au cher défunt cette cruelle et dernière heure par vos tendres soins et ceux de votre charmante fille dont la conduite et procédé doivent vous être un motif de plus d'attachement dans ce monde, sans compter votre fils Charles et vos autres enfants qui tous ont grand besoin d'une tendre mère, sage, éclairée pour les élever et les conduire. Mais je suis sûre, que vous vous serez dit tout cela vous même. Que je regrette dans ce moment mon éloignement! Si j'avais pue vous être de quelque secours, au moins par le tendre intérêt, que je prends à votre chagrin! Mais je me flatte trop de penser ceci; votre respectable soeur, vos amies rempliront mieux cette tâche que moi, mais sûrement pas avec plus de tendresse et vivacité que je n'en sens même dans l'éloignement. Les excellentes qualités du défunt de coeur et caractère, se perpétueront, j'espère, dans son fils. Pardonnez cette longue lettre, je sens qu'elle est indiscrète, mais ma plume a été conduite par mon coeur; veuillez que je place ici encore mes sincères condoléances à votre fils et fille.

La perte d'un bon père est bien douloureuse, mais la conservation d'une excellente mère, sa consolation, son soulagement doit être tout l'objet de toutes leurs actions et pensées, et je suis très convaincue qu'il le sera et qu'ils y trouveront leur véritable consolation. Je finis en vous présentant les compliments de mon cher mari, qui en partageant vos regrets, partage mes inquiétudes sur votre santé. Je vous embrasse et pour peu que cela vous gêne ne me répondez pas et faites moi savoir par Mad. Clary de vos nouvelles.

---

c) Le 16 mars 1792.

L'amitié et l'intérêt de mes amies, ma chère princesse, serait la seule véritable consolation dans les malheurs que je viens d'éprouver, s'il pouvait y avoir de consolation; mais il est si affreux, ce coup, dans toutes ses parties, si affligeant pour mon coeur, si accablant dans ce moment-ci, qu'en vérité la résignation à la volonté divine coûte plus qu'il paraît que la divine Providence même devrait nous garantir de ce malheur. On ne sait où tourner ses pensées. Cette Imp. respectable et parfaite avec sa faible santé fait trembler. Ces 14 enfants délaissés inspirent une pitié sans égal; les circonstances du temps, ce roi jeune, d'une santé peu robuste, enfin tout déchire le coeur de mon cher mari et de moi qui perdons un ami dans ce frère et maître. Son fils que je possède et qui fait vraiment notre bonheur, me devient encore plus intéressant. C'était moi qui le poignard dans l'âme, mais fortifiée par ma

tendresse pour lui, a eu la force de lui annoncer par gradation son malheur. Jamais il a voulu s'en persuader, ni s'en douter jusqu'à ce qu'on lui a donné la lettre du roi; à cette heure nous tremblons pour cette excellente mère. Vous aurez su que mon bon frère de Bonn est arrivé à la suite du courrier, pour me consoler. C'était un vrai trait d'amitié et un baume salutaire pour mon coeur affligé. Je perds ce bonheur aujourd'hui, devant retourner à ses affaires. Adieu, ma chère amie, il est bien malheureux de survivre à tous les siens. Je vous embrasse; mon cher mari vous fait ses compliments, les autres à vos dames, à votre fille et au maréchal Lascy.

---

d) à l'Empereur Joseph II.

Le 27 avril 1788.

Je ne m'engage pas à vous entretenir ici, cher frère, des nouvelles de ce qui se passe dans ces contrées. Instruit de source de tout ce qui regarde la position, où y sont actuellement les affaires, vous saurez de là, que tandis que tout y est à l'extérieur dans une entière tranquillité, ce serait s'abuser que de croire que dans l'intérieur des esprits il règne encore généralement le calme parfait, qui serait tant à désirer, quand le vertige a gagné au point que cela a été, surtout les objets regardant l'administration, quand surtout les idées de religion, soutenues par un clergé imbu lui-même des principes dont il croit ne pouvoir se désister, où ils se trouvent encore sur les matières de religion

ou qui y ont rapport, il est difficile que le retour aux sentiments contraires fasse le progrès qu'on pourrait se promettre d'ailleurs et qu'on parviendrait aisément à obtenir, ce qu'on souhaiterait, par un concours unanime de sentiment et de confiance, qui prendront la place de ceux d'une crainte et défiance toujours nuisible au bien général et particulier.

Si pour contribuer en tout, que notre position admet, au rétablissement de l'ordre, nous avons tenu une conduite qui a mérité la satisfaction que vous me témoignez, nous n'avons fait en cela que suivre ce que nous dictait notre attachement et notre devoir, dans cette occasion ainsi que dans toutes les précédentes et qui fera aussi dans toutes celles à venir la règle et le but de toutes nos démarches. Puissent celles-ci vous convaincre de la pureté de nos intentions et de notre zèle et nous mériter la continuation de vos bonnes grâces que j'ose vous demander, nous mettant tous deux à vos pieds.

---

e) au Grand-Duc depuis Empereur Léopold II.

Coblence, le 25 novembre 1789.

Mon très-cher frère! La date vous prouvera que nous sommes au milieu de nos bons parents et amis à cette heure. Je prends toute cette matinée, et je rassemblerai toutes mes forces pour vous faire le narré de ce qui s'est passé avec nous par rapport à ce départ, qu'à présent on fait passer pour une fuite, et je vous laisserai juger, cher frère, comme on en a agi avec nous,

et ce que nous avions à faire. Je ne pouvais vous faire ce détail avant de partir, tant parceque affairée, malade, je n'en avais ni le temps, ni la force; mais aussi que le 16 novembre, veille du jour de poste, à 7 heures du soir, j'ignorais parfaitement qu'il en serait question. Voilà comme la chose s'était passé:

Le 16. nous avions reçu par un courrier, venu de Vienne, la lettre marquée de S. M. Vous verrez qu'elle y parle du départ, si déjà toutes *les cordes viennent à se rompre.* Nous lui avions répondu ce même jour, que jusqu'à cette heure nous n'en voyions aucune apparence. Qui aurait pu s'attendre, que le 17 au soir, le ministre viendrait nous proposer de nous en aller, disant à cause de moi, qui pourrait avoir quelque épouvante, qu'il renverrait sa femme le lendemain. J'avoue que moi qui n'avait pas la peur, je fus choquée de ce discours et lui fis une sortie en lui disant: qu'il ne me connaissait pas, que je n'étais pas une femme comme les autres, peureuse et découragée; qu'il s'agissait de notre réputation à ne pas nous en aller mal-à-propos; que j'avais écrit la veille sur ce même pied à l'empereur; je lui fis voir la minute de ma lettre et j'avais ajouté, que nous étions résolus de ne partir qu'avec le gouvernement et la troupe. Jugez de mon étonnement, lorsqu'il se mit en colère, et qu'il dit: puisque vous le prenez sur ce ton, voilà une lettre que j'ai à vous remettre; je ne l'aurais peut-être pas fait encore, ne me paraissant pas imminent, mais vous m'y avez poussé. C'est celle de S. M. côtée sans date pour qu'il soit le maître de disposer de nous à sa volonté. Je vous avoue que les divers sentiments, qui étaient en moi, et que vous, cher

frère, sentirez bien, m'ont altérée. Je lui répondis: Eh bien, à l'empereur il faut obéir; mais nous ne partirons que dans les cas, que vous et le commandant des armes nous le donniez par écrit qu'il le faut, pour nous légitimer, que c'était vous autres qui avez trouvé le moment nécessaire de remplir les ordres de S. M. Il se refusa d'abord à cela, disant que la remise de la lettre nous justifiait, et aussi ni l'un ni l'autre ne le firent; il ajouta, que nous devions tenir la chose cachée même à nos propres gens; car si les nouvelles du lendemain ne rendaient ce départ nécessaire tout de suite, cela ferait un trop mauvais effet. Nous ne pûmes donc faire aucun arrangement ce soir, tandis que le ministre lui-même en pleine jointe avait conté devant ces Messieurs, que nous devions partir et partirions incessamment. Dans cette conversation il insista absolument, que nous prenions le chemin par la France, et nommément par Condé, où sa femme et Madame d'Arberg prenaient le lendemain les devants.

Le 17 au matin nous instruisîmes nos gens, qu'il se pourrait que nous serions dans le cas de faire un voyage, que nous voulions que tout fut prêt sur le champ, ne sachant quand cela serait.

A 10 heures vient mon médecin, que le ministre avait fait chercher, pour nous faire dire: que tout était perdu, que nous ne devions pas perdre un moment, que peut-être dans une heure Bruxelles serait investi, qu'au moins pour nos personnes nous devrions partir, insistant toujours sur le chemin de Condé, comme le seul sûr.

Cette hâte, je vous l'avoue, était impossible; nous envoyâmes Miltiz chez Trautmannsdorff, et Seckendorff chez le commandant des armes, pour qu'ils nous donnent par écrit la nécessité de ce départ; ils ne le firent pas, mais devant témoins, dirent: qu'il l'était, et aucun chemin libre qu'à Luxembourg. Le dernier néanmoins ajouta: qu'il nous donnait 36 heures, mais tous les deux insistèrent, que nous ne prenions pas la route en Allemagne autrement que par le pays de Luxembourg. Le premier fit la chose pressée, et ayant toujours la France en tête, à quoi nous nous opposâmes, car sûrement nous y aurions ou subi quelque avanie, ou même été arrêtés. Enfin le soir il nous pressa de nouveau; nous envoyâmes en plein jour nos relais en avant et partîmes le 18 à 4 heures du matin, à la vérité pour ne pas voir l'affliction de nos gens de notre départ. Nous aurions voulu de Namur passer par Liège sur Aix-la-Chapelle; mais on s'y opposa et nous fit prendre la route affreuse et fatiguante de Luxembourg.

Comme jamais nous n'avons vu ni relation, ni lettre, ni papier quelconque dans cette affaire, il fallait croire tout ce que ces Messieurs disaient, et S. M. nous ayant, pour ainsi dire, mis sous l'autorité d'un ministre comme le comte de Trautmannsdorff, il fallait nous rendre à ce qu'il osait impérieusement nous dicter au nom de l'empereur. Jugez de la peine, que nous ressentimes lorsque des courriers depêchés par lui répondaient, que nous avions fuis, que nous ne pourrons peut-être plus passer nulle part, qu'enfin cette honteuse fuite, qui nous aurait comparée aux C o n t i, Condé etc. était publique dans les gazettes, lorsque le premier ci-dessus nommé,

qui est parti aussi, a reçu le même jour du commandant d'armes — à ce qu'il nous a dit hier — l'assurance qu'il pouvait rester à Bruxelles, et que dans 15 jours sûrement tout ce bruit et cette affaire viendrait à cesser, et serait décidée.

Jugez de la peine que cela doit nous faire, le rôle qu'on nous a fait jouer, et si nous ne devrions pas croire la chose faite exprès, surtout puisque les lettres du 21 du ministre portent, que tout paraît se calmer, qu'il reçoit des soumissions de partout. Le jugement le moins méchant à en porter est: que la peur a fait tourner la tête à ces deux Messieurs, et qu'ils craignaient exécuter trop tard les ordres de S. M. à notre égard. Car je ne veux pas les soupçonner de méchanceté à cet égard envers nous. Je ne vous parle ici que de la façon dont ils nous ont fait partir, cette hâte, ce chemin detourné par Luxembourg qu'ils nous ont fait prendre, sous prétexte que nous pourrions être enlevés sur l'autre route, tandis qu'il n'y avait pas une âme sur cette route, sur laquelle passèrent une partie de mes gens le même jour et le lendemain. La mauvaise grâce que cela a dans le monde; le découragement que cela a répondu dans les bons serviteurs de Sa Maj.; l'allarme de tous nos gens, qui ont aussi tous voulu s'en aller, et augmenté par là le bruit; l'impression même de manque de courage de notre part que cela peut donner à l'empereur, auquel ces Messieurs rapporteront la chose à leur façon, comme ils le font dans toutes les autres affaires. Mais que pouvions nous faire puisque, lorsque j'ai dit à Mr. Trautmannsdorff, comment ferai-je un voyage si fatiguant, moi actuellement malade, il me répondit

avec arrogance, que si même nous nous refusions de partir, ou faisions difficulté, il devait nous presser, l'exiger, et il marmotta quelque chose, nous y forcer par ordre de S. M. Voilà ce que nous avons eu à essuyer je ne m'afflige que de cela, car d'être dehors, je loue Dieu; ni le séjour de Bruxelles n'a pu être agréable dans ces circonstances, ni ne l'aurait-il été cet hiver; d'aucune façon, tout ce qui pouvait, étant parti, nous aurions dû figurer pour quelques Français réfugiés et quelques autres étrangers. Aussi étions nous résolus, si tout aurait été calme, de venir passer quelque temps à Bonn, et ici où nous vivons tranquilles et rétirés. Je reste ici jusqu'au 5, et vais alors m'établir à Bonn; mon frère me donne sa maison de Poppelsdorf, qui est très-proche de sa résidence. J'y fais venir une partie de mes gens de Bruxelles, écurie, cuisine etc. et y serai comme chez moi, ce qui est pour moi d'autant plus agréable, que je suis habituée depuis 24 ans à avoir ma maison à moi, et que j'aurais regardé comme un abus de l'amitié de mon frère, de lui être à charge ainsi pendant une espace de temps.

A cette heure, mon cher ami, je vous parlerai de ma santé, qui réellement est minée; j'ai été déjà malade comme vous savez, avant de partir; les suites de dévouement m'avaient laissé une grande faiblesse, une petite toux sèche, et peu de sommeil; la fatigue du voyage, la longueur et fatigue des chemins m'ont entièrement anéanti, jointes au chagrin de notre position, et à toutes les circonstances ci-dessus dites, j'ai cru devoir rester.

f) Le 9 août 1790.

Il m'en coûte infinement, cher frère, de vous écrire aujourd'hui. Ce n'est pas manque de tendresse, mais ce même unique et tendre attachement que j'ai pour vous, me rend le devoir de vous annoncer une chose qui vous affligera autant qu'elle me désole; c'est bien cruel et amer, néanmoins je le dois. Hier, à 9 heures du soir, nous reçûmes une estaffette, que la malheureuse province de Limbourg est retombée dans les mains de ses tyrans. Un corps de Brabançons, environ de 1400 hommes, ayant été rejoint par 1800 hommes Liégois s'est formé près de Liège et vint à Nerve avec 4 ou 5 canons déloger notre vaillante troupe, laquelle malgré son petit nombre soutint encore un combat de près de trois heures, la cavalerie ne pouvant donner, vu que ce pays est trop coupé de ravins et broussailles. Le capitaine d'Aspre était allé à la rencontre de l'ennemi avec cette petite troupe; mais attaqué par trois colonnes, il ne put résister au grand nombre et se retira avec la cavalerie en ordre vers Aix-la-Chapelle, devant abandonner les canons pris sur l'ennemi au camp d'Oloe (?). La perte ne peut pas encore être évaluée; de la cavalerie il n'y a aucune, n'ayant pu donner; de l'infanterie elle sera plus considérable, quoiqu'il faut espérer qu'il y en aura de sauvée dans les bois et par les paysans qui ont témoigné tout le zèle et bonne volonté possibles. Mais que peuvent-ils contre une troupe réglée? Pour nous, nous sommes désolés de devoir encore augmenter la masse de vos chagrins et peines et de montrer à votre excellent coeur le tableau d'un peuple, d'une province si attachée qui en a donné dans ces 6 jours des marques

si publiques et si décidées. Exposée à la vengeance, haine et cruautés de ces insurgents et être la victime de ce zèle et amour pour leur souverain! Hélas, cher frère, envoyez-nous, je vous en conjure, promptement des secours efficaces dans ce pays, car la mort n'est pas comparable à cette agitation et douleur de voir ainsi sacrifier des bons et attachés serviteurs, manque de pouvoir les secourir et de devoir ainsi tout abandonner à des gens qui assouvissent contre vos fidèles sujets des rapines et cruautés inouies.

---

g) Le 30 janvier 1792.

J'ai à répondre, mon très cher frère, à 2 de vos chères lettres, m'ayant reservé de le faire par le capitaine Ficquelmont qui est aux grenadiers à Vienne et qui vous remettra celle-ci. J'ose vous le recommander tout particulièrement comme s'étant distingué dans la guerre turque et pour ce qu'on dit de sa conduite et caractère. Il avait attendu quelques jours Mr. de Mercy, lui ayant voulu donner bien des lettres, mais ce ministre est tombé malade et garde le lit. Ainsi j'ignore s'il pourra écrire; entretemps j'ai reçu une petite lettre de ma soeur de France, qui ne dit pas grande chose, par une de ses dames qui est venue passer 15 jours ici. C'est la même qui lui est si attachée, une jeune femme nommée la princesse de Tarente. Elle n'y dit guère autre chose hors que de rester, ainsi serait ce qu'il y aurait de plus cruel. Cette dame d'ailleurs n'était instruite ni chargée de rien verbalement. Chez nous sur nos fron-

tières les dispositions de guerre s'augmentent, les troupes s'exercent, l'artillerie y est considérable et les divers discours tenus à l'assemblée nationale paraissent la plupart tendre à faire la guerre et à la commencer par ce pays ci. Si dans notre intérieur, si dans nos provinces tout était tranquille, je ne serais aucunement en peine de cette folie de nos voisins; même je la trouverais avantageuse, pour occuper et exercer vos troupes d'ici; mais ce mauvais esprit qui règne, cet attrayant, que présenta dans les commencements au peuple et à la majeure partie de la nation ce système français, lequel n'est pas établi encore assez longtemps, pour que l'homme de la campagne et du peuple sent le mal, qui en résulte, qui pour lui ne se manifestera que dans quelques années. Enfin ce désir de l'égalité et indépendance qui règne généralement dans toutes les classes des hommes dans le siècle présent, ceci me fait trembler d'un autre côté, quoique je sens toute la folie et tout le destructif pour la France d'oser vous attaquer et l'empire, de braver tant de puissances réunies (si encore on peut compter bien sur cette réunion). Cependant dans mon faible raisonnement, il me semble qu'il ne lui reste aucun autre parti à prendre. Laisser subsister l'exemple de leur système destructif et si pernicieux pour toutes les monarchies et souverains, si contagieux pour les peuples qu'il est impossible de laisser les choses ainsi. Leur arrogance avec leurs voisins et leur mouvement continuel de propager leurs principes à tout ce qui les environne et qui est le seul moyen d'être encore quelque chose en balance de l'Europe, en mettant les autres souverains et surtout la monarchie autrichienne,

qui est par les Pays-Bas la plus voisine, dans le même état, où ils se sont réduits et par les réunir quasi à eux et se les attacher! Les plus sensés entre eux sentent et voient que cela ne peut être toléré et que la fin sera qu'à main armée on reprimera ces dogmes pernicieux et remettra le roi sur son trône, ne fut ce que pour l'exemple et pour se défendre de cette épidémie qui gagne si rapidement. Pour éloigner cet instant de leur destruction qu'ils ne sauraient éviter, il n'y a que le moyen d'attaquer et aucune des provinces limitrophes leur fournit tant d'avantage en tout genre, que celle que vous possédez ici. L'esprit de révolte, de mécontentement, qui y règne encore, fomenté par eux, leur prête déjà la main. Le pays est ouvert, feu l'empereur ayant détruit toutes les forteresses. Vous y avez des belles troupes, mais en partie, vous devez les avoir pour contenir la révolte interne et en grande partie, elles sont wallonnes; le danger de l'exemple des troupes françaises séduites par cet esprit de liberté et d'insubordination donne matière à réfléchir sur le fond à faire sur cette troupe brave par elle-même, mais que trop encline et habituée à secouer la gêne de la discipline.

---

h) au Duc Albert.

1778.

Au meilleur des mortels, au mari le plus adoré, la plus tendre des femmes offre ici son image, mais cette froide peinture ne peut lui retracer les vifs sentiments dont ce coeur qui l'aime est rempli pour lui; qu'il y jètte quelquefois un regard de tendresse et se représente

ces yeux baignés de pleurs qui lui peignent la peine que son absence lui cause, les voeux qu'elle forme pour lui et l'instante prière qu'elle lui adresse journellement dans son coeur, pour qu'il se conserve à son amour et lui rapporte ce coeur tendre et fidèle qui est le seul objet de son ambition et pour lequel seul elle existe et veut vivre. Ce sont les sentiments qu'en t'embrassant mille fois, remplissent l'âme de ta fidèle Marie Chr.]

---

i) 8 mai 1778.

Tu me demandes, mon adorable et cher coeur, que je te parle de mon amour et tendresse; rien ne peut l'égaler et ce n'est que la crainte d'être importune au plus adoré des maris qui me retient de ne parler que de cela; mais ne désire pas que je te fasse le tableau de mon coeur, de son affliction et douleur, ce coeur trop tendre, trop compatissant et trop amoureux de ta pauvre Mimi, pour ne la point plaindre et t'attendrir. Il ne se passe pas une journée, où je ne verse des larmes et cela toujours à l'occupation la plus chère de mon coeur, qui est de lire et répondre à tes chères et plus que chères lettres, ce qui pourtant est pour moi *eine wahre Herzstärkung* si je reçois des tiens. Elles m'attendrissent en me faisant plaisir. Si je n'en ai (ce que cependant je trouve très-naturel), cette privation me couvre de tristesse; pourtant ces moments sont mes meilleurs où vis-à-vis de moi seule, je puis laisser le libre cours aux sentiments de mon âme et cela me rend en état de pouvoir me soutenir vis-à-vis de notre

chère mère, pour ne la pas accabler par mes peines et avec les autres gens. Mais si on me tracassait sans me laisser beaucoup à moi-même, je ne pourrais l'endurer. Ne crois cependant pas, que j'emploie à pleurer tout le temps que je suis seule. Point du tout, je lis et chez moi et en promenant beaucoup, et cela me distrait autant qu'il contribue à te conserver cette femme que tu es assez bon d'aimer et qui n'a pour soi que cet extrême amour, qui fait son bonheur et dont elle seule est capable.

---

k) 2 juin 1778.

Je souhaite que tous les fruits dont je le charge arrivent heureusement et te goûtent. Que ne puis-je venir moi-même! *Recht melancholisch macht mich der Gedanke, dass ich nicht kann zu Dir kommen und Dich in meine Arme schliessen und an mein Herz drücken, denn ich liebe Dich wie einen liebenswürdigen Ehemann zärtlich und rasend wie meinen passionirt geliebten Amanten und Du weisst, wie ich lieb haben kann.* Il y a des moments, où avec toute ma religion et raison il me paraît que je ne puis le soutenir; tant le désespoir de nous voir séparés prend sur moi. J'ai encore à cette heure un couple de jours pareils, que je suis plus morte que vive, et je crois que cette agitation provient de ma journée d'hier. J'étais à Baden chez les Colloredo; cette gêne, ce grand monde qu'on nomme dissipation, m'est si pénible à cette heure, que loin de me dissiper, cela me donne des moments de désespoir et me met dans ces agitations que je ne suis pas maî-

tresse d'arrêter. Il n'y a qu'une grande solitude et de rester vis-à-vis de moi-même à lire et à m'occuper.

---

l) 26 juin 1778.

J'écris toujours, mon adorable et cher coeur, à bon compte; j'expédie ma lettre tous les jours et j'ignore si tu les reçois en même temps ou séparément. Pour moi je sais, que le temps est affreusement long d'un mercredi à un samedi et cela m'abat et m'anéantit entièrement. Je me lève affligée, je me couche de même, *ich möchte die Tage und Zeit schieben, zitternd doch, jeden Tag wieder anbrechen zu sehen.* Voilà ma vie depuis les 10 semaines que je vis sans toi et si au prix de devoir dans cette privation vivre, bien dans tout le reste, jusqu'à 100 ans, j'aimerais mieux embrasser mon cher mari encore et mourir de joie et plaisir, car l'autre ne s'appelle pas vivre. Je t'assure que quelque fois mon découragement est à un point pas à dire; il n'y a que le prix que tu m'est, et l'espoir de t'être encore utile à quelque chose, qui me rend ma vie intéressante de nouveau.

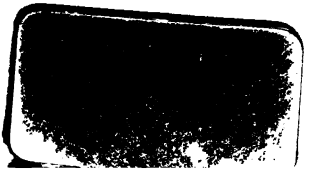
---

m) **Pour mon adoré époux à lui remettre le lendemain de ma mort.**

Je ne me fais point d'illusion, mon bien aimé et cher époux, sur ma santé; je vois et sens qu'elle ne se remet pas. Combien la providence me donnera encore de temps, je l'ignore; soumettons nous tous deux à ses

volontés sacrées avec résignation et laissez moi profiter du temps, où je me porte encore assez bien, pour vous faire, mon adorable mari, mes adieux.

Où prendrai-je les termes pour vous écrire tout ce que je sens pour vous de sentiments; hélas! je n'ai que trop vu vos tendres regrets, votre douleur, pour rendre le sacrifice de notre séparation (seul et unique que j'ai à faire, car la vie ne m'est rien) pénible; mais, mon excellent ami, quand vous recevez celle-ci, votre religion et la nécessité le demanderont, ce sacrifice. Guidé par la première, votre raison, votre philosophie et le besoin de conserver un être si respectable, comme vous êtes, à nôtre maison, famille etc., vous donneront la force de surmonter votre douleur et c'est votre tendre femme qui vous en conjure; car si j'étais digne d'estime et de regret, c'est de vous seul et par vous que j'ai été comme j'étais. Vous étiez mon modèle, mon aiguillon au bien, mon conducteur, enfin le seul objet pour qui je vivais et auquel je désirais être digne de lui appartenir. Comment vous dépeindrai-je toute ma gratitude pour le bonheur dont vous m'avez fait jouir pendant tant d'années, cette félicité seule couvrait tous nos autres chagrins. Hélas! si j'ai pu un moment vous déplaire ou vous offenser, pardonnez le moi; mon coeur, ni ma volonté sûrement, n'y ont pas eu de part, car pas même en pensée j'ai cessé un moment de m'occuper de vous; et Dieu et mon cher Albert seront mes dernières pensées et auront mes derniers voeux.

Je remets dans vos mains le dépôt précieux que des amis plus que frère et soeur ont remis à nous deux c'est le cher Charles. Je connais vos bontés, vos affec-

tions pour lui, et m'y repose; mais permettez que ma naturelle tendresse vous conjure de plus vous avancer vers lui et prendre de l'autorité pour le conseiller; il vous en sera reconnaissant et avec votre réserve vis-à-vis de lui qui vient de votre délicatesse, la vraie confiance qui serait un si grand bonheur pour Charles, ne s'établira jamais; j'ose aussi ici joindre des petits chiffons, des souvenirs pour diverses personnes, si cela vous convient; sans quoi vous pouvez les jeter. A cette heure, mon bon ami, mon adoré époux, c'est la dernière fois que vous m'entendrez. Si, dans le ciel où j'espère que la miséricorde de Dieu et vos prières me feront entrer, on peut prier pour quelqu'un, toutes les miennes seront pour vous. Puissiez-vous être heureux! Que l'ange consolateur s'occupe de vous dans ces moments! Croyez, que la vraie religion, ses maximes et ses pratiques seules rendent tels: Au nom de Dieu et de notre tendresse, que rien ne vous trouble ou vous confonde là-dessus, afin d'être bientôt réunis au sein de Dieu. Adieu, mille fois adoré époux.